

GO

KEINER

VERLÄSST

DEN

TRAUM

# STARTUP UND CO-INNOVATION HUB IN HEILBRONN

CAMPUS FOUNDERS



Unsere Programme vereinen praktische Erfahrungen, fortschrittlichste Methoden, ein inspirierendes und modern ausgestattetes Arbeitsumfeld und ein internationales Netzwerk. Damit bestärken wir die nächste Generation von Gründer\*innen und Innovator\*innen und befähigen early-stage Startups dazu, schnelle Fortschritte zu erzielen sowie ihren erfolgreichen Markteintritt und ihr Wachstum voranzutreiben.

Wir glauben an die Kraft von Ökosystemen. Werden Sie Teil unseres dynamischen Netzwerks von Startups, Unternehmen, Investor\*innen, öffentlichen Einrichtungen und Forschungsinstituten!

TALENT



STARTUP



COMMUNITY



[campusfounders.de](https://campusfounders.de)



# EDITORIAL

#19.2024



→ **Liebe Leserinnen und Leser**, ein Kollege aus Berlin, der kürzlich zum ersten Mal bei uns unterrichtet hat, sagte danach den schönen Satz: Die Reportageschule ist ein Ort der Freiheit.

Zuerst habe ich geschmunzelt. Dann habe ich mich über das Kompliment gefreut. Denn – stimmt das nicht auch? Die Reportageschule ist ja wirklich anders. Hier geht es nicht nur darum, journalistisches Handwerk zu erlernen, Schreiben und Recherchieren, Technik und Struktur möglichst perfekt zu beherrschen. Sondern auch darum, Freiräume zu erobern – für mutige Ideen, fürs Ausprobieren, fürs Hinfallen und Wiederaufstehen.

Bei uns dürfen Geschichten anders erzählt werden. Unsere Journalistenschüler lernen nicht, wie man es „richtig“ macht, sondern wie man es auf seine eigene Weise macht. Es ist ein Ort, an dem jeder und jede die eigene Stimme finden darf, ohne sofort festgelegt zu sein. Wo Zweifel erlaubt sind, sogar gewünscht. Weil wir wissen, dass genau da, wo etwas noch unklar, noch unvollkommen ist, die spannendsten Storys entstehen.

Die Freiheit des Irrtums ist vielleicht die größte Freiheit, die wir uns nehmen können. Denn wer keine Fehler machen darf, wird nie wirklich wagen. Wer nur nach Perfektion strebt, verliert den Mut, Grenzen zu verschieben. In der Reportageschule darf man scheitern – und sich gerade dadurch weiterentwickeln.

Und das Ergebnis dieser Freiheit? Das sehen Sie in dieser Ausgabe. 13 Geschichten voller Kraft und Neugier. 13 Storys, die sich einmischen, die Stellung beziehen, die alle auf ihre Weise politisch sind – und die erzählen von dem Mut, sich auf das Unbekannte einzulassen.

Blättern Sie durch die Seiten und lassen Sie sich von dieser Gedankenfreiheit anstecken. Lassen Sie sich mitnehmen in eine Welt, in der vieles möglich ist und in der das Fragen genauso viel zählt wie das Antworten. Denn genau das ist der Geist dieser Schule. Ein Geist der Freiheit – der Freiheit, die Dinge anders zu sehen, anders zu denken und vielleicht auch, ein kleines bisschen anders zu sein.

Herzlich, Ihr Ariel Hauptmeier

**PS**

*13 Teams waren unterwegs, dann wurde redigiert, layoutet, verifiziert, korrigiert, lithografiert, gedruckt, versandt. Das ist nicht billig. Wie gut, dass wir zwei so großartige Sponsoren hatten: die **Dieter Schwarz Stiftung** aus Heilbronn und das **Kultusministerium Baden-Württemberg**. Wir danken von Herzen!*

# INDEX

#19.2024



# 8

## Das Gesicht

Qaher Harhash gilt als „das erste palästinensische Model“. Er lebt in Berlin, doch dann begann der Krieg, und alles war anders. Miriam Amro (Text, links) und Lisa Maria Gruber (Fotos) sind mit ihm in seine Heimat gereist.

## Der Eine



Als sie 38 war, verliebte sich Melanie in einen Obdachlosen. Wenige Monate später lebte auch sie auf der Straße, bis heute. Warum? Raik Schache (Fotos) und Luisa Wick (Text) haben sie auf den Straßen Bonns begleitet.

# 18



## 28 Spiel mir das Lied vom Wald ↑

Martin Kohlstedt spielt Klavier in der Elbphilharmonie und auf Techno-Festivals. Von seinen Gagen kauft er Wald in Thüringen. Was steckt dahinter? Luise Land (Text, links) und Tetyana Chernyavska (Fotos) haben es herausgefunden.

# 40

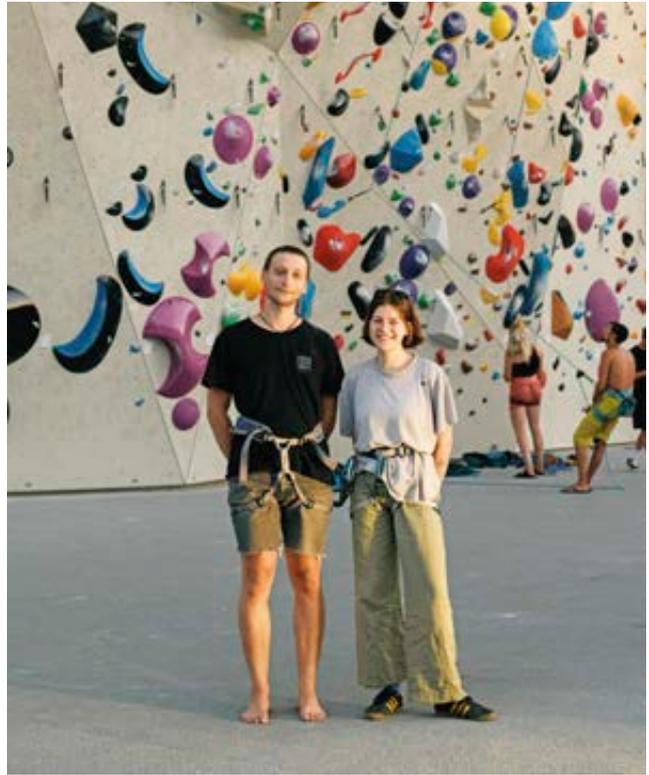


## Nicht mehr dort und nicht mehr hier ↑

Der Berliner Arzt Mohammed Nassar sagt, er habe seine Heimat zweimal verloren. Sein Haus in Gaza ist zerbombt, die Bundesregierung unterstütze nur Israel. Lenny Steinhauer (Fotos, rechts) und Philip Barnstorf (Text) sind mit ihm demonstrieren gegangen.



Mehr sehen und hören mit Augmented Reality: auf S. 117 läuft ein Song, auf S. 136 fliegt eine Drohne. Dafür einfach QR-Code scannen und Artivive-App laden.



## Bis sie schweben ↑

# 52

Im Profiklettern ist Leichtsein ein Wettbewerbsvorteil. Fabian Niebauer (Fotos) und Paulina Albert (Text) trafen zwei, die für ihren Erfolg hungerten, bis sie die Kontrolle verloren. Warum schützt niemand die Sportler\*innen?



## Hinter dem Zaun ↑

Die Erstaufnahmeeinrichtung für Geflüchtete in Suhl ist eigentlich für Journalisten tabu. Doch Carlotta Steinkamp (Fotos) und Erik Hlacer (Text) gelang es, zwei Wochen lang den Alltag hinter dem Zaun zu beobachten.

# 62



# 74



Zwischen  
Chrom  
und Beton

Samstags und sonntags stranden Lkw-Fahrerinnen und -Fahrer auf deutschen Raststätten. An der A2 haben sich Sophie Boyer (Fotos, links) und Lea Ernst (Text) ein Wochenende lang unter die einsamen Männer gemischt.



# 86

Im Hinterland  
regieren jetzt  
die Jäger

Im September haben die Bürger der sächsischen Kleinstadt Großschirma einen AfD-Mann zu ihrem neuen Bürgermeister gewählt. Jonas Dengler (Fotos, links) und Jakob Milzner (Text) haben vor Ort recherchiert, wie es dazu kommen konnte.



## Mein Weg nach Kerbela

# 96

Zur Heiligen Stadt Kerbela im Irak findet bei 50 Grad im Schatten die größte jährliche Pilgerfahrt der Welt statt. Teseo La Marca (Text, rechts) und Andreas Blauth (Fotos) sind mitgewandert.



## Das letzte Zuhause

# 120

Auf einem Campingplatz haben Menschen, die es immer schwer hatten, ein Zuhause gefunden. In diesem Jahr verlieren sie es. Und jetzt? Friedrich Richter (Fotos, links) und Paul Weinheimer (Text) haben Sigi, Sandra und Marcel begleitet.

# 110



## Chemnitz soll leuchten



Chemnitz wird 2025 europäische Kulturhauptstadt. Chemnitz? Die abgehangene Stadt, die „Nazihochburg“? Aber Chemnitz hat auch andere Seiten. Lara Voelter (Text) und Jannis Schubert (Fotos) haben sie erkundet.



# ← 130

## Land unter

Noch trotzen die Menschen auf den Halligen dem steigenden Meeresspiegel. Aber wie lange hält man an etwas fest? Bastian Betz (Fotos) und Vanessa Leitschuh (Text) haben sie gefragt.

# 142

## Agit kämpft für sich allein →

Er ist einer der besten Schwergewichtsboxer, doch in seiner Heimat Deutschland kennt Agit Kabayel fast niemand. Wieso? Eliana Berger (Text) und Eyad Abou Kasem (Fotos) haben Antworten.



**IMPRESSUM**  
152

DAS GESICHT

F LISA-MARIA GRUBER

T

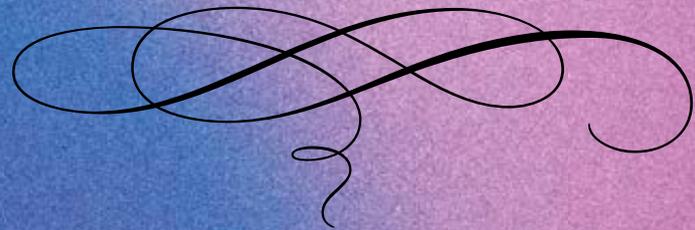
MIRIAM AMRO

08





# Das GESICHT



Qaher Harhash gilt  
als „das erste  
palästinensische Model“.  
Er arbeitete für Yves  
Saint Laurent, Jean Paul  
Gaultier und Prada.  
Nach fünf Jahren in Berlin  
kehrt er enttäuscht  
nach Ostjerusalem zurück –  
trotz des Krieges,  
der gerade ausbricht.  
Was ist passiert?

# E

Er habe diesen „besonders markanten Look“, sagte sein Modelagent einmal. Dichte, geschwungene Augenbrauen, ein stechender Blick. Die schwarzen Locken fallen ihm weich über die Stirn. Seine Nase war einst perfekt, jetzt hat sie einen leichten Knick, seit sein Schulfreund Bashar sie ihm aus Eifersucht brach. Über der Lippe trägt er ein Muttermal, das alle mit dem von Cindy Crawford vergleichen. Die Vogue ließ es wegwetuschieren.

Im August 2024 steht Qaher Harhash in der Empfangshalle im Ben-Gurion-Flughafen in Tel Aviv. Sein Vater wartet schon, Baseballmütze, kurze Umarmung, er will los, bevor der Stau beginnt. Er fragt, was er seinen Sohn immer fragt, weil er das Leben in Berlin und die Welt des Modelns nicht versteht: Warum kommst du erst jetzt? Wie lange bleibst du? Warum bist du nicht verheiratet? Willst du nicht in meiner Werkstatt arbeiten? Wir könnten gutes Geld verdienen! Fragen, auf die sein Sohn nie antwortet.

Vor fünf Jahren kam Qaher Harhash nach Berlin. Er wollte modeln, arbeiten, selbstbestimmt leben. Ostjerusalem war perspektivlos und eng. Harhash wurde als „erstes palästinensisches Model“ bekannt, doch der Titel wurde zum Makel. Die Modewelt will alles sein, nur nicht politisch, sagt er, und Krieg passt nicht in diese Welt. Am Anfang dachte er, dass es bei ihm anders sein würde.

Er hat Berlin mit anderen Fragen verlassen als die, die sein Vater ihm jetzt am Flughafen stellt. Er fragt sich: Wo gehöre ich eigentlich hin? Was kann ich aus meinem Leben machen? Deshalb wollte er zurück.

Zwei Monate sind vergangen, seit ich ihn nach Ostjerusalem begleitet habe. Jetzt ist Oktober, und er ist noch immer dort. Am Telefon sagt er, dass er nachts mit seinen Geschwistern auf dem Dach seiner Tante sitzt, er habe Hyperschallraketen über Jerusalem fliegen gesehen. Es habe sich angefühlt wie das Ende der Welt, wie in einem Film.

Im Juli treffe ich ihn zum ersten Mal. Auf Instagram ist er mir vor ein paar Jahren aufgefallen, in ausländischen Medien, auf Al Jazeera oder in der israelischen Zeitung Haaretz, die immer wieder über „das erste palästinensische Model“ berichteten. Er steht am Fenster in seiner WG in Berlin-Köpenick und sucht im Kühlschrank nach Milch für den Kakao, nennt einen gleich habibti, mein Liebling auf Arabisch, fragt, ob ich auch einen Kakao möchte.

Er kocht Nudeln und streut Salzlakenkäse aus Nablus darüber, den ihm seine Mutter beim letzten Besuch mitgebracht hat. Er will mir seine Geschichte erzählen. Aber erst einmal essen zwischen den Briefen vom Finanzamt, die er nicht öffnet.

Sein Traum vom Modeln begann in Ost-Jerusalem, da ist er 14 Jahre alt, genau weiß er das nicht mehr. Er schaut mit seinen Schwestern Fashion TV. Das Männermodel Tyson Beckford läuft über den Laufsteg in Mailand, die Hände in den Hosentaschen, den Blick nach vorne gerichtet, als steuere er auf etwas zu. Das Publikum am Rand klatscht. Qaher denkt: Das will ich auch. Ein Ziel haben, Applaus bekommen. Model sein.

Er macht Fotos in der Küche. Lächelnd, ernst, macht Faxen mit seinem Gesicht. Er bewirbt sich bei israelischen Modelagenturen in Tel Aviv. Die Agenturen antworten: Er sei cute, aber sie seien nicht bereit für ein palästinensisches Model, erinnert er sich. Er lässt nicht locker. In einem Interview sagte er über die Zeit: „I kept on believing that being Arab is beautiful too.“

Und tatsächlich: Mit 17 nimmt ihn eine israelische Agentur unter Vertrag. Er zieht nach Tel Aviv, wohnt in einem Zimmer am Strand, wartet vergeblich, gebucht zu werden, aber die Aufträge kommen nicht. Eine Zeit, in der er viel aufs Meer schaut und Alkohol trinkt, erinnert er sich.

2017 kommt er nach Deutschland. Er unterschreibt einen Modelvertrag in Berlin, wird von „Iconic Management“ gesignt. Seine Agentur schickt ihn ein Jahr später zu seinen allerersten Castings für die

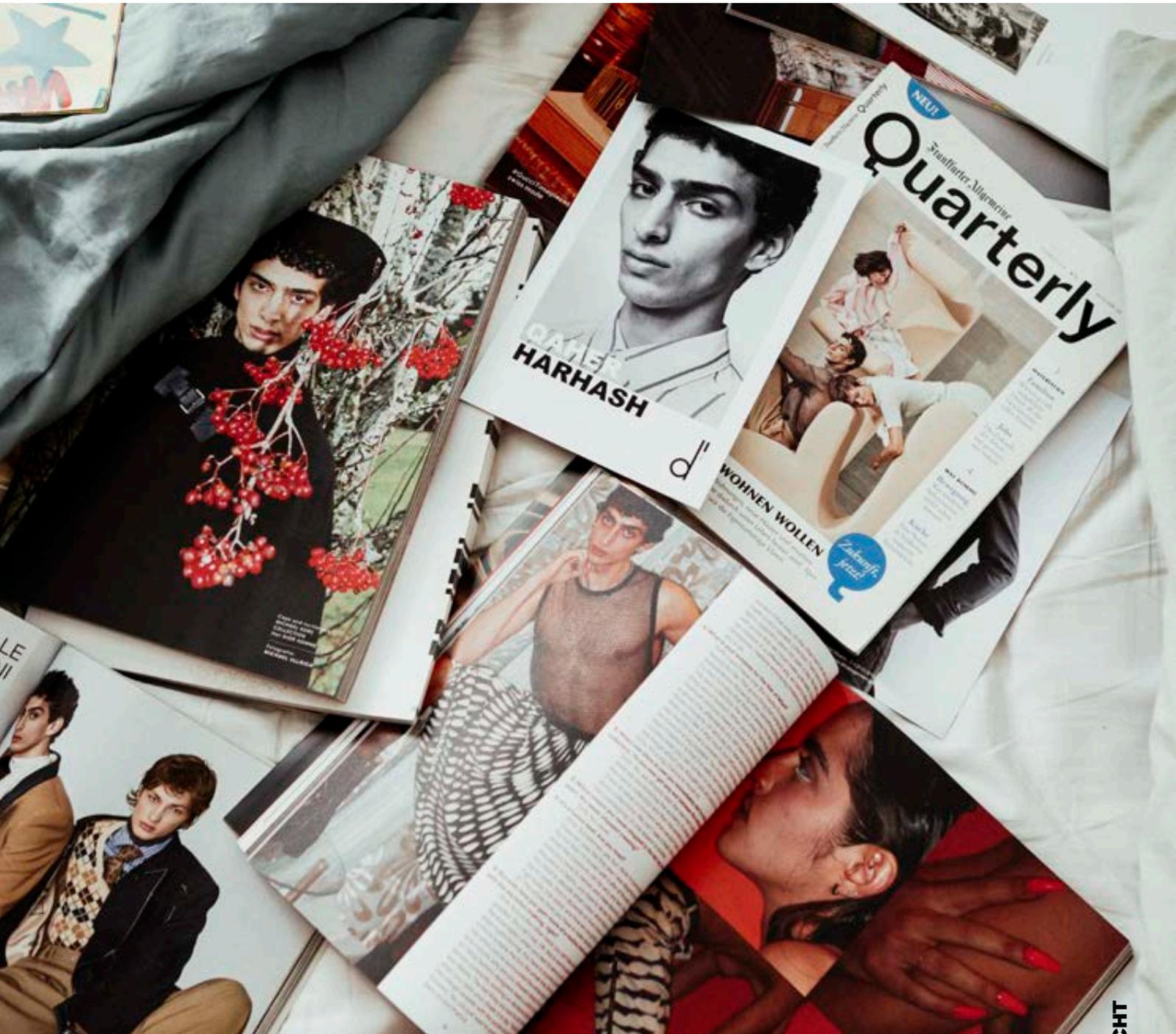


BERLIN

Qaher Harhashs  
Kater heißt  
Zabool,  
Arabisch für  
Dickerchen.



Er modelte für Yves Saint Laurent Beauty, Dolce & Gabbana und Jean Paul Gaultier. Neben seinem Bett liegen einige Modezeitschriften, in denen er abgebildet ist.



DAS GESICHT



Qaher auf dem Rollfeld in Warschau.  
Seit fünf Jahren war er nicht mehr zu Hause.



Ich wusste nicht, wie es werden würde, wieder zu Hause zu sein. Aber als ich ins Auto stieg, war mir sofort klar, wie sehr mir meine Heimat fehlt. Wie schön du bist, Jerusalem, wie schön du bist, Palästina.

Pariser und Mailänder Modenschauen. Es ist Februar 2019, sein erstes Casting ist nicht irgendeins, sondern gleich – Dior. Er erinnert sich: Marmorboden, tiefe Fenster, durch die Sonnenlicht fließt. Paris Rue Saint-Honoré, morgens um acht. Mein Gott, denkt er, sein Herz schlägt so laut, höre das nur ich? Er müsse ja nur 15, vielleicht 20 Meter über diesen Teppich gehen. Die Casting-Direktorin fragt, was alle Casting-Direktoren fragen: „Can you walk for me?“ und: „Where are you from?“ Qaher antwortet, was er immer antwortet: „Yes, I can walk for you. I’m from Palestine.“

„Oh, okay“, habe sie gesagt und den Blick abgewendet, erzählt er. Dann habe er seinen Walk gemacht, sein Booker habe ihm gezeigt, wie ein Model läuft, als fokussiere man einen wartenden Bus, für den man aber nie rennen würde. Erst lief es gut, dann rutscht er, strauchelt, denkt „fuck“, geht weiter, einfach weiter.

Den Job bei Dior habe er nicht bekommen, sagt er und stellt die Teller in die Spüle. Vielleicht wegen des Rutschers. Oder der Satz „I’m from Palestine“ habe ihr nicht gefallen. Neunzehn namhafte Modehäuser in Paris und Mailand wollten ihn sehen. Achtzehn Absagen folgten.

Oder hatte er für Dior einfach nicht das richtige Gesicht? Fragt man ihn nach den ästhetischen Vorlieben der Branche, zählt er sie auf: „Dior: europäischer Typ. Burberry: maskulines, ausdrucksstarkes Gesicht. Tom Ford: früher extreme Sexyness, heute eher Heroin Chic. Aber in jedem Fall braucht man eine flache Brust! Jacquemus: mediterraner Look, immer klassisch schön. Jil Sander: jung, europäisch, charismatisch. Rick Owens: freaky faces.“ Er zieht eine Grimasse. Und Prada? „Keine Ahnung“, sagt er. „Aber Prada ist die größte Ehre. Alle wollen für Prada modeln.“

Nur von Dolce & Gabbana bekam er ein Ja. Domenico Dolce, einer der beiden Designer des italienischen Traditionslabels, soll Qaher gesehen und in die Hände geklatscht haben: „You are from Palestine? Wow!“ Domenico Dolce bucht ihn nicht nur für die Modenschau in Mailand, auch für die weltweite Männer-Kampagne wird Qaher engagiert. Dabei sind die Hauptkampagnen die Kür. In der Regel gehen sie an die Laufstegmodels, die regelmäßig für das Modelaufen, an Celebrities oder Influencer.

„Buchen sie mich, weil ich Palästinenser bin? Oder buchen sie mich gerade nicht, weil ich Palästinenser bin?“, fragt er. Ständig habe er diesen Konflikt mit sich.

# Q

Qaher macht sich jetzt für die Modenschau fertig, zu der wir gehen, steigt in eine Anzughose, in Gucci-Boots, sprüht einen Tom-Ford-Duft auf, jetzt könne er los. Am Potsdamer Platz, wo an diesem Abend die Modenschau des Berliner Labels Namilia stattfindet, drängen sich die Gäste. Alle sind gekommen: die Raver, die Stylisten, die Influencer, die Models, die Moderedakteurinnen. Alle in Nullerjahre-Looks, in Low-Waist-Hosen, Crop-Tops. Mittendrin Qaher, er wirkt verloren in seinem Michelangelo-Piece, wie jemand, der sich in der Tür geirrt hat, er hält Ausschau nach einem bekannten Gesicht, findet eins und stellt sich dazu. Daneben steht Sven Marquardt, der Kult-Türsteher des Berghain, Schultern wie ein Schrank, Tattoos um die Augen. Jeder hier kennt Sven. Nur Qaher nicht. Er will sich vorstellen, gibt die Hand, Marquardt drückt wortlos zu, so fest, dass Qahers Hand schmerzt. Eben war er noch gesprächig, jetzt gehen ihm die Worte aus, sagt, er will nicht hier sein, will lieber gehen und geht, bevor die Modenschau begonnen hat.

Ein paar Tage später sitzen wir wieder in der WG, Raufasertapete, an den Wänden keine Bilder, als sei er nie wirklich eingezogen. Die Modeszene in Berlin sei ihm fremd, sagt er, alle wollten nur feiern. Alle kreisten um sich selbst. Einmal sei er mitgegangen, ins Berghain, dann in den Kit Kat Club, Alkohol, Drogen, das ging bis zum nächsten Tag. Nie wieder, sagt er, es sei eine traumatische Erfahrung gewesen. Alkohol hat er früher auch getrunken, aber dieser Exzess, das stört ihn. Er hebt seinen Kater Zabool auf den Schoß, gibt ihm einen Kuss. „Zabool“ heißt Dickerchen auf Arabisch, sagt er. Mit Zabool spricht er Arabisch, der Kater würde es verstehen.

Seit einem Jahr hat er eine Beziehung. Diese neue Liebe, sagt er, habe alles verändert. Sich eine Basis aufzubauen, in einer Partnerschaft zu sein, sich gegenseitig zu vertrauen, das sei das Wichtigste im Leben, nicht das Modeln.

Im Juni 2021 machte sich Qaher in der Modebranche einen Namen – mit einem Streit. Auf Instagram kritisierte er einen israelischen Militäreinsatz

in Gaza. Die Chef-Designerin der Modekette Zara, jüdisch, schrieb ihm eine Nachricht, sagte ihm: „Wenn deine Leute gebildet wären, würden sie vielleicht nicht die Krankenhäuser und Schulen in die Luft jagen, die Israel im Gazastreifen mitfinanziert hat.“ Er veröffentlichte ihre Nachricht, sie erhielt daraufhin Hasskommentare und fühlte sich bedroht. Der Nahostkonflikt war in der Modewelt angekommen. Sogar CNN berichtete.

Qaher postet weiter. Seine palästinensische Identität und was er damit verbindet macht er auf Social Media immer wieder zum Thema. Wochen nach dem 7. Oktober geht er auf eine Palästina-Demo in Berlin. Er wickelt sich sein Palästinensertuch wie einen Turban um den Kopf, postet Videos davon auf Instagram. Die Follower kommentieren mit Palästina-Flaggen-Emojis. Qaher likt zurück. Eine Userin kommentiert auf Hebräisch unter die Bilder: „Du gehst zu weit.“

Nach jedem Palästina-Post verliert er Follower, sagt er. Leute aus der Modebranche entfolgen ihm: Designer, Casting-Direktoren, Agenten, Booker. Und er entfolgt ihnen. Er sagt, es sei ihm egal, was die Leute denken, dass er deswegen Jobs verlieren könnte. Man habe ihm schon geraten, nicht zu sagen, dass er Palästinenser sei, aber er werde immer betonen, woher er komme.

Auch nach der Dolce-&-Gabbana-Kampagne kommen die Aufträge nur spärlich. Zwar wird er 2021 Teil der Gaultier-Kampagne, hat Shootings für die ukrainische und die deutsche Vogue, ist 2022 auf dem Cover des renommierten Magazins Numéro, modelt für Lacoste, für Hermès, bekommt eine Nebenrolle in dem New Yorker Comedy-Drama „Stress Positions“, das klingt alles imposant, aber es ist nicht der Durchbruch, und viel Geld gibt es auch nicht.

Mal bekommt er 1000 Euro, mal 5000 Euro für einen Job, in seltenen Fällen ist es mehr. Bis zu dreißig Prozent gingen an seine Agentur, sagt er. Aber er macht weiter. Ein Job für Dior öffnet vielleicht die Tür für Prada. Und Prada öffnet in der Regel alle Türen. Es ist wie in der Lotterie, jeder Tag kann das große Geld bringen. Erst spät habe er begriffen, dass kaum ein

Vor dem Damaskustor in Ostjerusalem befindet sich ein Obsthändler. Qaher sagt, dass es hier die süßesten Früchte zu kaufen gibt.

## OSTJERUSALEM



DAS GESICHT

männliches Model vom Modeln leben könne, das Geschäft sei ein komplett anderes als das bei den weiblichen Kolleginnen, sagt er.

Zu den Castings der internationalen Modenschauen wird er nur noch selten eingeladen, sagt er. Vielleicht ist die Erklärung dafür ebenso banal wie brutal. Diesen Eindruck gewinnt man, wenn man sich mit Kennern der Modebranche unterhält. Einer erzählt, aber anonym, Qaher sei kein klassisches Laufstegmodel. Das bestimmte Schönheitsideal, das die einflussreichen Castingdirektoren und -direktorinnen suchten, habe nichts mit einem gesunden Körperbild zu tun. Es sei rassistisch, würde Typen, die nicht europäisch aussehen, konsequent ausschließen, auch wenn in letzter Zeit immer wieder von Diversity die Rede ist. Gesunde Körper, Männer mit einem „arabischen Look“ aus dem Nahen Osten, das seien seltene Ausnahmen. Die kleine Gruppe an Direktoren suche in der Regel ultradünne, blutjunge Gesichter, maximal 18 Jahre. Es klinge zynisch, aber Qaher sei zu sportlich für die Modenschauen, sein Körper nicht hager genug, und mit 26 Jahren sei er jenseits der besten Jahre. Er sei eher ein „commercial model“, ideal für Lookbooks, Shootings für Modemagazine und kleinere Kampagnen. Einmal war Qahers Typ und sein muslimischer Background gefragt, das war im Jahr 2023, als er von Prada für die Ramadan-Kampagne gebucht wurde – um muslimische Kunden im Nahen Osten anzusprechen.

# U

Und dann sei da sein „arabischer Look“, sagt der Insider. Es gebe immer noch eine tiefe Abneigung gegenüber Middle Eastern models, erklärt er, denen die Castingdirektoren konsequent die Türen verschließen, aber das würde niemand offen aussprechen. Und die propalästinensischen Posts? Leider sei das ein No-Go, sagt er, er selbst habe deswegen schon Jobs verloren und aufgehört, sich zu dem Thema zu äußern. Aber, das möchte er betonen, er habe noch nie jemanden sagen hören: „Qaher buchen wir nicht, weil er Palästinenser ist.“ Klar ist aber, dass politische Aussagen über Krieg bei keinem Modelabel gut ankommen, das würde nur dem Image der Marke schaden. Qaher habe für sich entschieden, was ihm wichtiger ist.

Wir machen einen Spaziergang durch Berlin-Köpenick. Qaher zieht einen Energy-Drink aus einem Automaten, es ist ein heißer Julitag. Er zeigt einen Post auf Instagram, über den er sich geärgert hat: Ein Model läuft über den Laufsteg in Paris, es trägt eine schwarz-weiße Jacke aus dem Stoff eines „Pali-Tuchs“, der Kufiyah. Das renommierte Label GMBH, bekannt für seine politischen Statements und einen diversen Cast, launcht eine „Palästina-Kollektion“. Er verstehe nicht, warum man ihn nicht gebucht habe, sagt er. Wer, wenn nicht er, könne eine „Palästina-

Kollektion“ repräsentieren, fragt er und ob er nicht gut genug sei. Auch in der Welt, die ihm eigentlich wie auf den Leib geschneidert scheint, passt er nicht rein.

Ich frage ihn, ob er ein Lieblingscafé in Berlin hat, einen Lieblingsplatz, einen Ort, an dem er sich wohl fühlt. Ihm fällt nichts ein. Er esse in palästinensischen Restaurants, in Kreuzberg und Charlottenburg, aber nirgends schmeckt es, riecht es wie zu Hause, sagt er. Früher ist er öfter über die Sonnenallee gegangen, aber da will er nicht mehr hin, da schauen ihn die Leute an, vielleicht weil er ihnen zu feminin erscheint, weil er mit seinen Gucci-Stiefeln 1,90 Meter groß ist, wenn er heute über die Sonnenallee gehen müsste, würde er auch seinen Perlenohrring abnehmen.

Berlin ist kein Zuhause für ihn, sagt er. Die meiste Zeit verbringt er in seinem Zimmer, telefoniert mit seiner Mutter, die jeden seiner Modeljobs stolz auf Facebook postet. Er liest Bücher, lernt für die Führerscheinprüfung, geht täglich ins Fitnessstudio, springt Seil für die Oberarme und schaut sich vor dem Schlafen die Nachrichten aus Gaza auf Al Jazeera an.

Ende Juli ein Anruf, ich höre es an seiner Stimme, wie aufgebracht er ist.

„Meine Beziehung ist vorbei!“

„Einfach so!“

„Was hält mich jetzt noch in Berlin?“

Seit Tagen liegt er vor Liebeskummer im Bett, aber jetzt müsse er sein Leben sortieren, er will nach Hause, keine Ahnung, für wie lange. Jobs gäbe es im Augenblick sowieso nicht. Die Lage vor Ort ist angespannt, er weiß das. In den Nachrichten hieß es, dass bei einem Raketenangriff der Hisbollah auf ein drusisches Dorf auf den Golanhöhen zwölf Kinder getötet worden seien, Israel plane bereits den Gegenschlag, aber das halte ihn nicht davon ab, zu seiner Familie zu fliegen. Ich frage ihn, ob ich ihn begleiten darf, beim Lebenssortieren und auf seiner Reise. „Warum nicht“, sagt er.

Beim Kofferpacken, zwei Tage später. Was nimmt er mit? Er korrigiert: „Was lasse ich hier?“ In Jerusalem will er unsichtbar sein, sagt er, nicht erkannt werden. Einmal hat er Fotos auf Instagram gepostet, aus dem Kunstmagazin Sleek, für das er gemodelt hat, in Dries van Noten gekleidet, Plissée-Rock, Eyeliner. Jungs aus seiner Nachbarschaft in Jerusalem hätten sich lustig gemacht, auch Cousins. „Ich habe sie blockiert“, sagt er.

Immer wieder würden ihm junge Leute auf Instagram schreiben, dass er ein Vorbild sei und sie auch vom Modeln schwärmten. „Ich rate ihnen davon ab“, sagt er. „Ich habe meinen Traum erfüllt. Und jetzt? Was habe ich davon? Kein Geld auf dem Konto, kein Studium. Wie soll meine Zukunft aussehen?“

Der nächste Morgen. Am Flughafen BER schnellte er mit dem Daumen durch seinen israelischen Pass. Seine Mutter hat ihn vor vielen Jahren für ihn bean-

**Klar ist aber,  
dass politische  
Aussagen über  
Krieg bei keinem  
Modelabel gut  
ankommen, das  
würde nur dem  
Image der Marke  
schaden.**

Am Tag nach der Rückkehr.  
In Ostjerusalem notiert Qaher Harhash  
seine Gedanken in einem Tagebuch.

DAS GESICHT

Qahers Lieblingsfrucht ist der Granatapfel. Er spielt damit auf einem Dach in Ostjerusalem.



trägt. Ein aufwendiges Verfahren, aber damit könne er leichter reisen, erklärte sie ihm. Stolz sei er nicht auf diesen Pass, sagt er. Lieber hätte er einen palästinensischen.

Qaher Harhash wirkt angespannt, checkt sein Handy, raucht nervös. Fünf Jahre war er nicht mehr zu Hause. Auf seinem Handy zeigt er Fotos von dem letzten Besuch seiner Mutter in Berlin, sie mit großer Sonnenbrille, den Sohn im Arm, beide lachen in die Kamera. Gleich im Flugzeug, sagt er, werde er die Augen zumachen, und „wenn ich sie aufmache, bin ich zu Hause“.

Dann sitzt er im Auto seines Vaters, auf dem Weg von Tel Aviv nach Ostjerusalem, er dreht das Radio auf. Es läuft Fairuz, seine liebste Sängerin, die libanesische Ikone, die „Harfe des Orients“, eine Stimme, auf die sich alle Menschen von Marokko bis in den Irak einigen können. „Jerusalem in my heart“, singt Fairuz und von Sehnsucht, Liebe und Frieden. Qaher singt mit, erzählt er mir später.

Am nächsten Mittag hat er sich auf die Stufen vor dem Damaskustor gesetzt. Seine Mutter ist nicht zu Hause, sagt er, sie ist mit seiner Schwester in Dubai, hat ihm Sambousek gemacht, knusprige frittierte Teigtaschen, die er so liebt, und sie in den Gefrierschrank gelegt, er muss sie nur noch auftauen.

# A

An diesem Tag sind die Geschäfte der muslimischen Händler geschlossen. Sie sind in den Streik getreten, sie demonstrieren gegen die israelische Regierung, die am Vortag den Hamas-Führer in Teheran getötet hat. Einige Männer in den Gassen hören Radio, es heißt, es könne nicht mehr lange dauern, bis Bomben auf Israel fallen.

Qaher zählt die Kriege auf, die er erlebt hat: 2000 die zweite Intifada, 2006 der Libanonkrieg, 2008 immer wieder Gaza-Krieg, Unruhen, Proteste, Anschläge, sie sind zum Alltag geworden. Aber er ist froh, hier zu sein, bei seinen Geschwistern, trotz des drohenden Krieges oder vielleicht gerade deswegen. Es ist, als würde eine Last von seinen Schultern fallen, sagt er. Heute Morgen habe er seinem Vater einen dicken Kuss auf die Stirn gegeben, sagt er, einfach so, obwohl sein Vater ein wortkarger Mann sei, der keine Gefühle herauslassen könne.

Er will mir jetzt zeigen, wo er aufgewachsen ist, springt auf, biegt in die Salah al-Din Street ab. Die Schritte sind größer als in Berlin, wo er es nicht eilig hatte. Er deutet auf eine Mode-Boutique, die einzige, in der er als Teenager schwarze Cowboystiefel in Größe 44 fand, während alle anderen Geschäfte nur kleine Damengrößen führten. Er zeigt auf den Obsthändler mit den süßesten Granatäpfeln und auf den „Educational Bookshop“ in der Nummer 19 mit dem kleinen Café, in dem früher Journalisten, Schriftsteller und Künstlerinnen saßen, in dem er als Jugendlicher sein Taschengeld für internationale Mode- und Kunstzeitschriften ausgab.



Auf dem Dach seiner Tante kann Qaher über die Dächer der Stadt bis zur al-Aqsa-Moschee blicken.

Mittlerweile ist es 17 Uhr, die Sonne steht tief über der Stadt, Männer in weißen Gewändern gehen an ihm vorbei. Ein Mann bleibt stehen, spricht ihn an, er soll doch mitkommen zum Gebet in diesen schweren Zeiten. Qaher schaut an sich herunter: Er trägt einen modischen weißen Strickpullover und eine schmale Hose. „So nicht“, sagt er, so geht man nicht in die al-Aqsa-Moschee und winkt ab. Er muss sich auch in dieser Welt orientieren.

Sein Booker habe ihm heute geschrieben, ob er spontan einen Model-Job in Amsterdam annehmen könne. „Den Job habe ich abgelehnt“, sagt er.

Die Nachrichten melden jetzt, dass immer mehr Fluggesellschaften ihre Flüge von und nach Tel Aviv streichen, eine Vorsichtsmaßnahme, früher oder später werde es zum Krieg kommen, heißt es. Qahers Handy klingelt, es ist sein Vater. Er schlägt vor, mich zum Flughafen zu bringen, es sei besser, jetzt nach Hause zu fliegen. Wir trennen uns hier, bleiben aber in Kontakt.

Wochen später, es ist mittlerweile September, telefonieren wir. Ich frage ihn, wie sich sein Blick auf das Leben in den letzten Wochen verändert hat, ob er seine Fragen beantworten konnte, wo er hingehöre, was er aus seiner Zukunft machen wolle. Er sagt, früher habe er gedacht, zu Hause sei da, wo man den Kopf aufs Kissen legt und schläft. Aber zu Hause sei dort, wo Menschen Ähnliches erlebt haben.

Er sagt, er will nicht mehr zurück nach Berlin. In Berlin gäbe es keine Zukunft für ihn. Das WG-Zimmer hat er gekündigt, auf Zabool, seinen Dicken, wird eine Freundin aufpassen. Modeln könne er auch von hier aus, wenn sich die Gelegenheit ergibt.

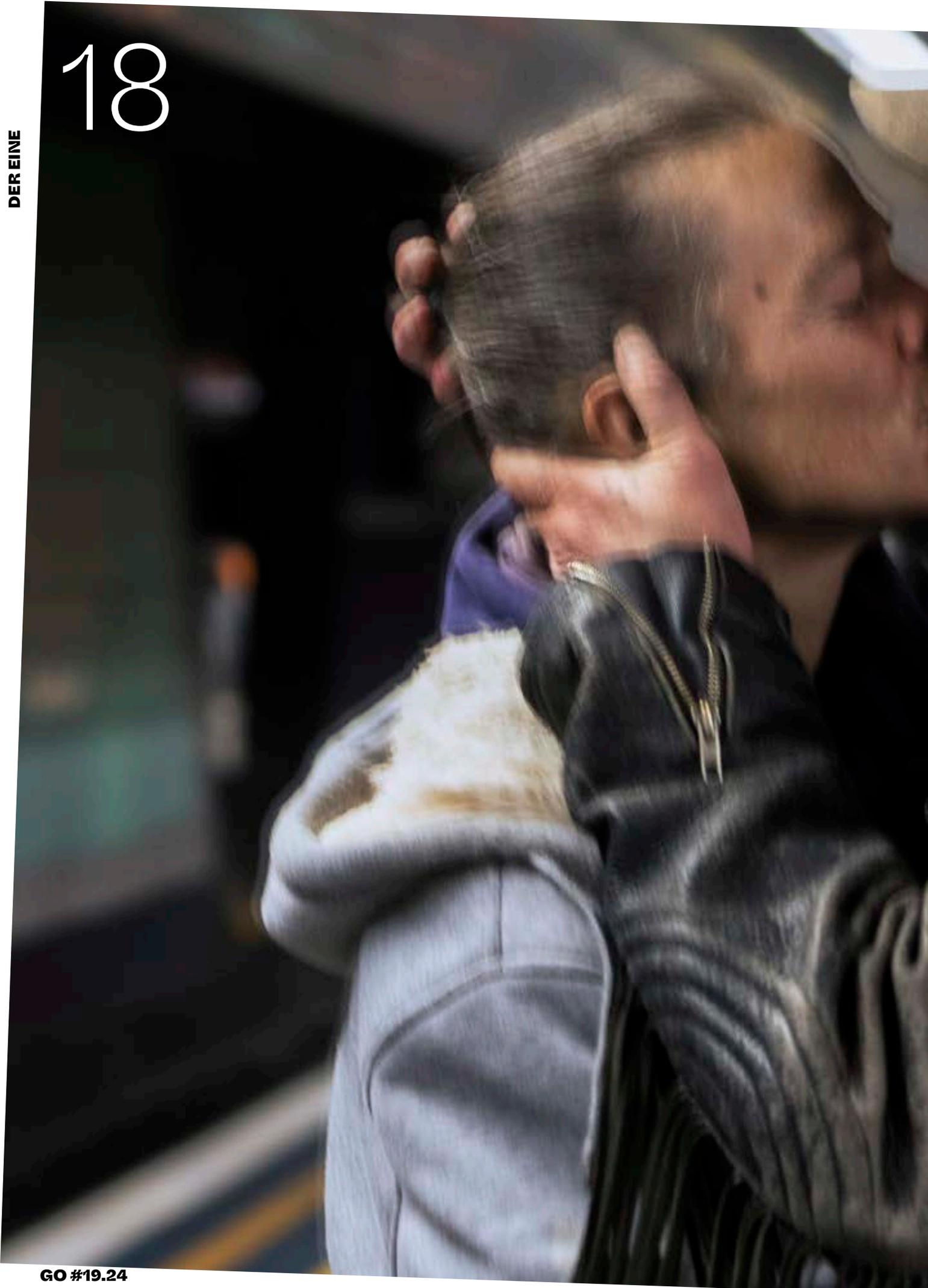
Aber viel wichtiger, sagt er, er habe endlich seine Führerscheinprüfung gemacht und ganz in der Nähe eine Universität gefunden. Bald werde er Literatur studieren, sagt er, er könne es kaum erwarten.

Bereut er die Zeit in Berlin? Das Modeln? „Nein“, sagt er. Er könne die Zeit nicht zurückdrehen. Aber jetzt sei er erst mal da, wo er hingehöre, sagt er, und „hier bin ich weniger allein“.



In Jerusalem angekommen, streifen **MIRIAM AMRO** und **LISA MARIA GRUBER** einen Tag lang durch die Altstadt, bis die Nachrichten vor einem iranischen Angriff warnten und der Luftraum gesperrt wurde. Mit allen Bildern und Notizen in der Tasche fuhren beide überstürzt zum Flughafen nach Tel Aviv, wo sie die Nacht verbrachten.

**DAS GESICHT**



LUISA  
WICK

T

RAIK  
SCHACHE

F

# DER EINE

Vor acht Jahren beschließt sie, auf der Straße zu leben – um mit einem Mann zusammen zu sein. Sie schläft in der U-Bahn, bettelt, muss ins Gefängnis. War die Liebe es wert, alles aufzugeben?

**MELANIE:** Als Jugendliche wollte sie im Einzelhandel arbeiten. Dann wurde sie Friseurin und arbeitete in einer Fabrik, bis sie den falschen Mann kennenlernte.

BONN



**E**igentlich hat sie die Schnauze voll von Männern. Doch dann trifft sie ihn. Es ist November 2016. Sie ist damals 38 Jahre alt, er 51. Sie sehen sich in der Wohnung eines Freundes das erste Mal. Er hat auf der Couch geschlafen. Als er aufwacht, sitzt Melanie bereits im Wohnzimmer. Seine Haare trägt er damals noch lang. Sie reichen ihm über die Schultern und bedecken beinahe sein Tattoo: Stacheldraht, der sich um seinen Hals wickelt, gestochen von einem Kumpel im Knast.

Ben ist Kiffer. Er zieht einen Johnny aus seiner Tasche, wie er den Joint nennt, und fragt Melanie, ob es in Ordnung sei,

wenn er ihn hier im Wohnzimmer anzünde. Die Frage beeindruckt Melanie. Dass Ben ihr Einverständnis einholt. Bisher sind die Männer in ihrem Leben über sie hinweggegangen. Bens Frage ist der Beginn einer Liebesgeschichte, die Glück und Unglück zugleich ist.

Knapp acht Jahre später, Mitte Juli 2024. Melanie Konrad macht vor einer Peek-&-Cloppenburg-Filiale halt, es ist 15 Uhr, die Sonnenstrahlen verschwinden bereits hinter den Gebäuden der Bonner Einkaufsstraße. Sie stellt ihren Rucksack an den Pfeiler der überdachten Passage, zieht einen faltbaren Napf heraus, direkt vor die Schnauze von Filou, ihrem neunjährigen Mischlingshund. Dann lässt sie sich selbst nieder,

beginnt ihren Arbeitstag. So nennt sie die Stunden, die sie täglich auf dem Boden der Einkaufsstraße verbringt. Sie hat ihre Haare ordentlich zu einem Dutt zusammengebunden. Es ist ihr wichtig, nicht dem stereotypen Bild einer Obdachlosen zu entsprechen.

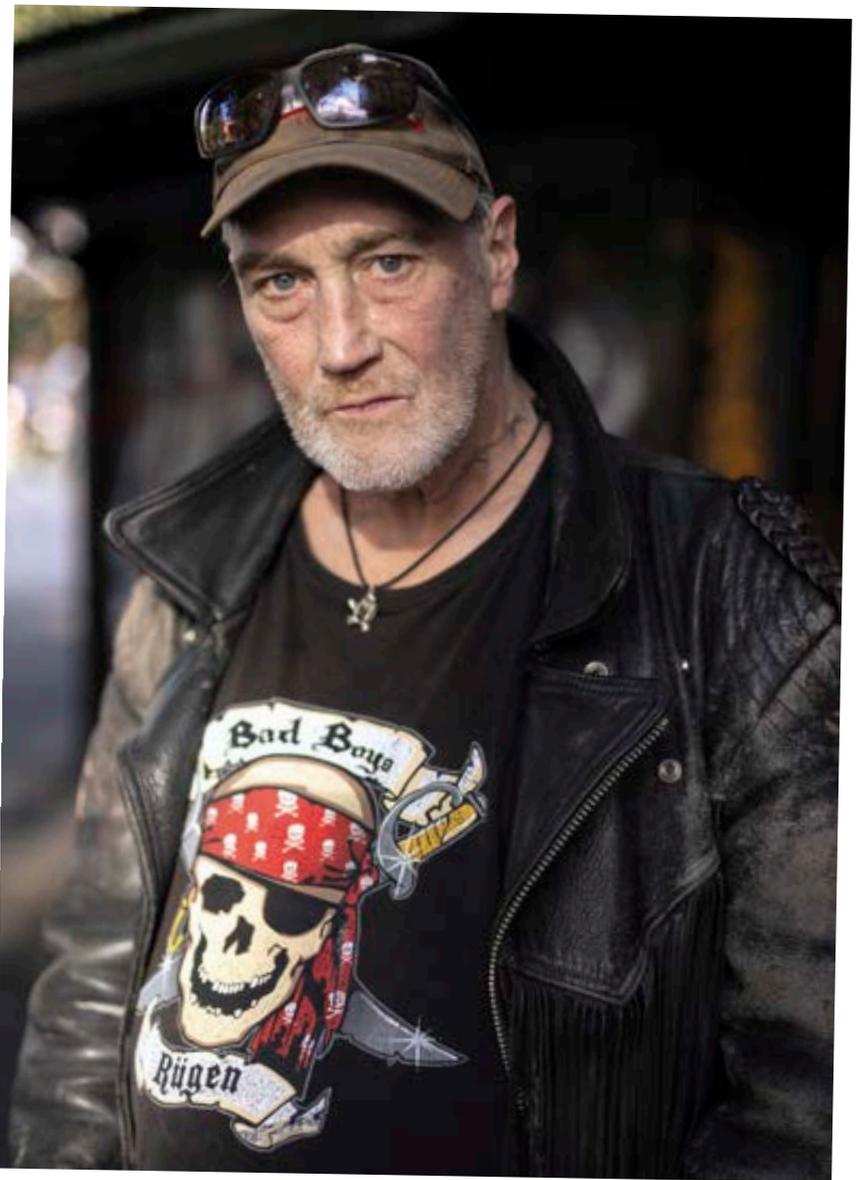
Die Arbeit: Sie sitzt einfach da und liest. Gerade ist es „Der Händler der verfluchten Bücher“ von Marcello Simoni. Und wenn ihr die Lektüre zu langweilig wird, schaut sie eben doch mal auf. Schaut ein bisschen fern, wie sie es nennt.

Melanie wurde vor 45 Jahren als drittes Kind eines Betriebsschlossers und einer Hausfrau geboren. Sie ist in einem Dorf aufgewachsen, St. Katharinen heißt es und liegt umgeben von viel Grün am Rand des Westerwalds. Sie erinnert sich, wie sie als kleines Mädchen die Kühe auf den benachbarten Bauernhöfen mit Stroh versorgt. Sie macht eine Ausbildung zur Friseurin, arbeitet anschließend in einer Schuhfabrik von Birkenstock. Das Gehalt dort reicht für die erste eigene Wohnung: ein Zimmer, Erdgeschoss, kleine Terrasse.

**D**ann lernt sie Klaus kennen, 19 Jahre alt. Die beiden verloben sich schnell. Ihre Mutter rät ihr: Lass es. Sie heiratet ihn. Die beiden bekommen eine Tochter. Die Ehe kriselt bald. Melanie sagt, Klaus habe sie betrogen, kaum gearbeitet, ihr Geld verschwendet. Mit der Scheidung kommt der erste Absturz. Sie ist Mitte zwanzig, allein, mit einem Kleinkind. Sie fängt an zu trinken. Ihre Tochter müsse so vier Jahre alt gewesen sein, als das Mädchen die falsche Herdplatte anmachte und statt der Milch für die heiße Schokolade den Topflappen erhitzte, erzählt Melanie. Sie sei so berauscht auf dem Sofa gelegen, dass sie erst aufwachte, als die Feuerwehr im Wohnzimmer gestanden habe. Da habe sie entschieden: kein Alkohol mehr. Seit diesem Tag sei sie trocken, versichert sie.

Einige Jahre später, ihre Tochter ist mittlerweile neun, lernt Melanie einen neuen Mann kennen. Der bietet ihr ein Medikament gegen ihre Migräne an. Es fühlt sich gut an, das weiße Pulver. Erst als sie längst abhängig ist, versteht sie, dass es Heroin ist. Natürlich hätte ihr klar sein müssen, dass man Medikamente nicht raucht: „Ich war naiv.“ Sie entscheidet sich für eine Entzugsklinik. Ihre Tochter wächst nun bei ihren Eltern auf. Immerhin kann Melanie sie am Wochenende sehen, wenn ihre Mutter sie von der Klinik nach Hause holt. Nach

Die Welt da oben nimmt Melanie meist nur mit flüchtigem Blick wahr oder als Zahlen in einer Statistik. Immer mehr Menschen sind in Deutschland ohne Wohnung.



dem Entzug vermittelt das Arbeitsamt ihr einen Job in einer Bäckerei in St. Katharinen. Sie reicht Kaffee und Brötchen über die Theke. Neuer Anfang, neues Glück.

In der Bonner Innenstadt kicken Passanten manchmal versehentlich den Eisbecher, der vor Melanie steht, über den Asphalt. „Danke schön“, sagt sie dann in einem Ton, der keinen Zweifel zulässt, dass sie das Gegenteil meint. Manche entschuldigen sich, helfen, die Münzen wieder einzusammeln. Andere ignorieren sie.

**M**elanie dreht sich eine Zigarette, ohne Filter, „ist billiger“. Sie redet ruhig und bedacht, denkt nach, bevor sie antwortet. Sie wirkt zurückhaltend, manchmal sogar etwas schüchtern, aber wenn sie über ihre Vergangenheit berichtet, redet sie offen und ohne Scham.

Den Platz vor Peek & Cloppenburg hat Melanie vor einigen Jahren von einem anderen Obdachlosen übernommen. Niemand sonst darf hier einen

**BEN:** Das Leben war für ihn eine Party ohne Regeln. Er konsumierte, schlief mit vielen Frauen, landete im Knast. Er ist der Mann, der Melanie besser behandelt als jeder vor ihm.

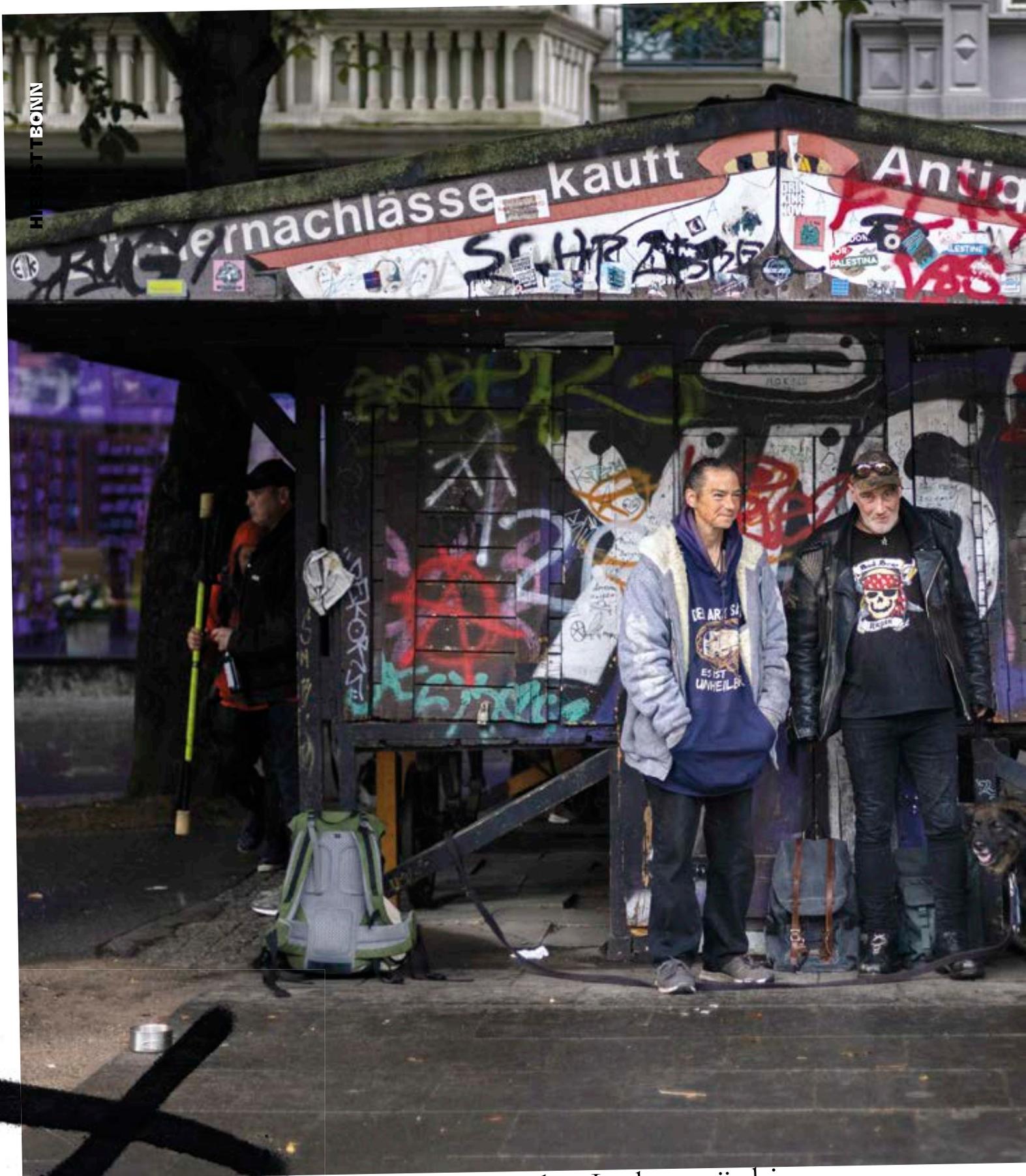
Becher vor sich aufstellen. Die Stadt ist aufgeteilt. Als ein paar Münzen in den Eisbecher vor Melanie fallen, blickt sie auf, lächelt, sagt: „Danke. Einen schönen Tag wünsche ich dir.“ Das Betteln ist für sie nicht nur eine Möglichkeit, Geld zu verdienen. Es gibt ihrem Leben eine Aufgabe, dem Tag Struktur. „Kauf Süßigkeiten für den Hund“, sagt der Mann, der die Münzen in den Eisbecher geworfen hat. Filou scheint in diesen Tagen eine Verbindung zu der Welt zu sein.

Dem Statistischen Bundesamt zufolge waren im Januar 439.500 Menschen in Notunterkünften untergebracht. Im Januar 2023 waren es noch 372.000. Die Zunahme sei laut Amt teils auf eine verbesserte Datenerhebung zurückzuführen. Die häufigsten Gründe für den Wohnungsverlust: Mietschul-

den, Flucht, Haftstrafe, Trennung, Konflikte im Wohnumfeld, Kündigungen wegen Eigenbedarfs.

Zu den 439.500 in Notquartieren registrierten Wohnungslosen kommen verdeckt Wohnungslose hinzu, die bei Bekannten unterkommen, sowie obdachlose Menschen, die auf der Straße leben. Das Innenministerium schätzte ihre Zahl im Jahr 2022 auf 86.700. Die meisten meiden die Notquartiere, weil sie ihnen zu überfüllt sind oder sie Diebstahl und Übergriffe fürchten. Oft erlauben die Einrichtungen keine Hunde. Daher kommen sie für Melanie nicht in Frage. Denn Filou, sagt sie, stehe immer an erster Stelle.

Zwei Stunden sitzt Melanie vor dem Bekleidungsgeschäft, da wedelt Filou mit dem Schwanz und fiept. „Der Papa“, sagt Melanie, nachdem sie dem Hundeblick gefolgt ist. Bens Nacken ist nach vorn gestreckt, als würde der Kopf dem Körper vorausweichen. Er kniet sich zu



Ben meldet sich immer wieder. Ist hartnäckig, wie Melanie sagt. Das wirkt.



Am Abend sind Melanie und Ben häufig am Kaiserplatz. Am Brunnen treffen sie Bekannte. An diesem Abend regnet es. Sie ziehen sich unter das Dach der kleinen Holzhütte zurück, in der tagsüber Bücher verkauft werden. Sie nennen es ihr „Wohnzimmer“.

Filou hinunter, streckt seine Nase der Hundeschnauze entgegen und lässt sie gründlich abschlecken.

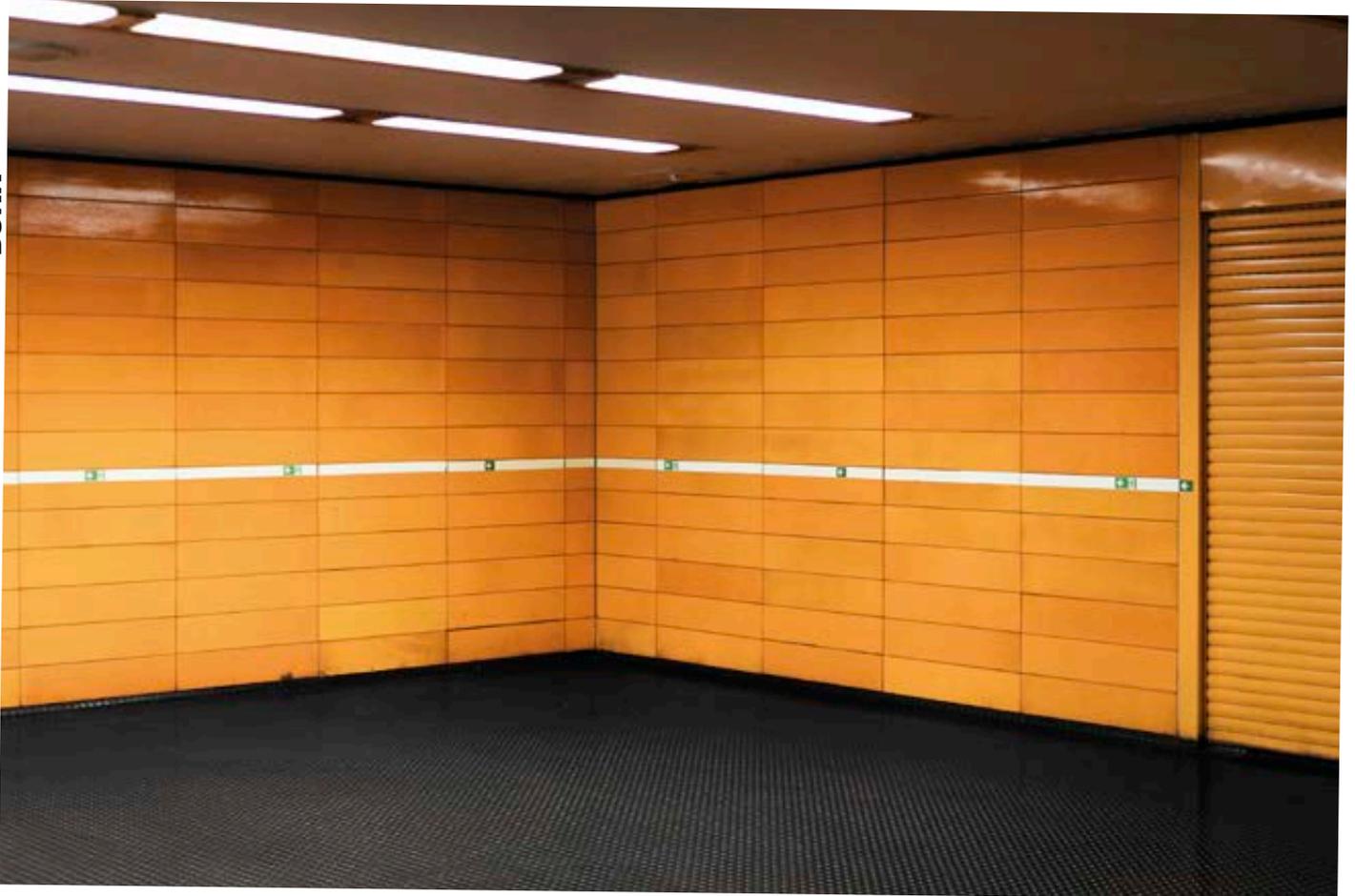
Nach dem ersten Treffen im Jahr 2016 ist es Melanie, die zuerst Bens Nummer wählt. Ben heißt eigentlich Veit Ströter. Sein Spitzname ist von einer Ratte im Horrorfilm „Willard“ inspiriert. Sie gehen am Rhein spazieren und reden über „das Übliche“, sagt Melanie. Was Melanie arbeitet und warum Ben wohnungslos ist. Nach dem Treffen meldet sich Ben immer wieder. Ist hartnäckig, wie Melanie sagt. Das wirkt.

Ben, heute 60 Jahre alt, ist Alt-Punk, sein Leben Anarchie, eine Party ohne Regeln. Er nimmt LSD, Speed, trinkt und schläft mit vielen Frauen. Mit Mitte dreißig wird er nach einer Trennung das erste Mal obdachlos. Als Steinversetzungstechniker, wie er den Maurerberuf nennt, arbeitet er damals nicht mehr. Lieber als „Mitternachtsschlossler“. Er wird erwischt, wird verurteilt wegen Ladendiebstahls, Verstößen gegen das Betäubungsmittelgesetz und schwerer Körperverletzung. Er prügelt sich viel. Das G in seiner Akte, das ihn als Gewalttäter markiert, werde er nicht mehr los, sagt er.

Nachdem der Hund Bens Nase gründlich abgeschleckt hat, setzt Ben sich auf einen kleinen Mauervorsprung etwa drei Meter hinter Melanie. Er öffnet eine Dose Bier und gießt den ersten Schluck auf den Asphalt. Der erste Schluck, sagt Ben, gehöre den Toten. Seinem besten Freund aus Jugendjahren, Motorradunfall, und seinem Bruder, Überdosis.

**B**ei einem weiteren Treffen im Jahr 2016 steckt Ben Melanie einen Zettel zu, sagt: Erst lesen, wenn du im Zug bist. Zu dieser Zeit wohnt Melanie noch in der Einzimmerwohnung in St. Katharinen, 45 Kilometer von Bonn entfernt. Auf dem Zettel steht ein kleines Gedicht. Die Grußbotschaften werden zur Tradition. Immer, wenn sie sich sehen, steckt Ben ihr eine weitere zu. Die Liebe, so wirkt es, entfaltet sich langsam, mit jedem Zettel, mit jedem Treffen ein wenig mehr, über Wochen hinweg. Eines Abends stehen sie am Bahngleis, warten auf den Zug, der Melanie nach Hause bringen wird, und Ben fragt: Kannst du dir mehr vorstellen als Freundschaft? Melanie kann. Die beiden küssen sich zum ersten Mal.

Kurz darauf zieht Ben bei Melanie ein. Ein halbes Jahr scheint alles gut zu sein. Doch dann verliert Melanie ihren Job. Sie sagt: Der neue Inhaber der Bäckerei habe statt Melanie lieber billiges Personal über eine Leiharbeitsfirma angestellt. Die Unterstützung vom Amt habe auf sich warten lassen. Sie hat die Miete nicht mehr zahlen können und wurde gekündigt. Für Melanie war klar, sie kann entweder zurück zu ihren Eltern, ohne Ben, ohne Hund. Oder mit Ben



Die Bonner U-Bahn-Station „Auswärtiges Amt“. Hier verbringen Melanie und Ben ihre erste gemeinsame Nacht auf der Straße.

auf die Straße. „Ich hab nicht mal zwei Minuten überlegt“, sagt sie.

Sie packt, wie für eine Schulfreizeit. Schlafsack, Kleidung für ein paar Tage, Plastikteller. Fotos nimmt sie keine mit. Die Erinnerungen nur „unnötiger Ballast“. Ihre Tochter lebt zu der Zeit bereits bei Melanies Eltern.

**M**elanies Mutter ist eine kleine Frau mit Kurzhaarschnitt und getönten Brillengläsern. Sie ist 73 Jahre alt. Wir treffen uns in einem Café. Ihre Tochter sei auf dem Weg nach oben gewesen, sagt die Mutter. Birkenstock habe sie für eine Beförderung zur Vorarbeiterin vorgeschlagen. Aber dann: die Heirat, das falsche Umfeld, der Alkohol.

Melanies Mutter wirkt warmherzig, wie eine, die sich kümmert, zugleich aber auch nicht alles von ihren Kindern wissen will. In Melanies Kindheit, erzählt sie, habe nichts darauf hingedeutet, dass ihre Tochter einmal obdachlos werden würde. Ihre Söhne führten ein

bürgerliches Leben. Melanie sagt: „Ben hat immer angerufen, gefragt, gemacht. Ohne das wäre ich heute vielleicht nicht hier.“ Und meint mit „hier“ nicht nur die Straße, sondern auch Bonn. Kein anderer Mann hätte sie von ihrer „Mama“ weggekriegt.

Es habe einige Monate gedauert, sagt die Mutter, bis sie sich überwunden habe, ihre Tochter auf der Straße zu besuchen. Sie setzte sich nicht zu ihr. Sie gingen Kaffee trinken beim Stadtbrotbäcker am Münsterplatz. Das machen sie noch heute, wenn die Mutter Melanie besucht. „Man bleibt eine Mutter, egal was ist“, sagt sie.

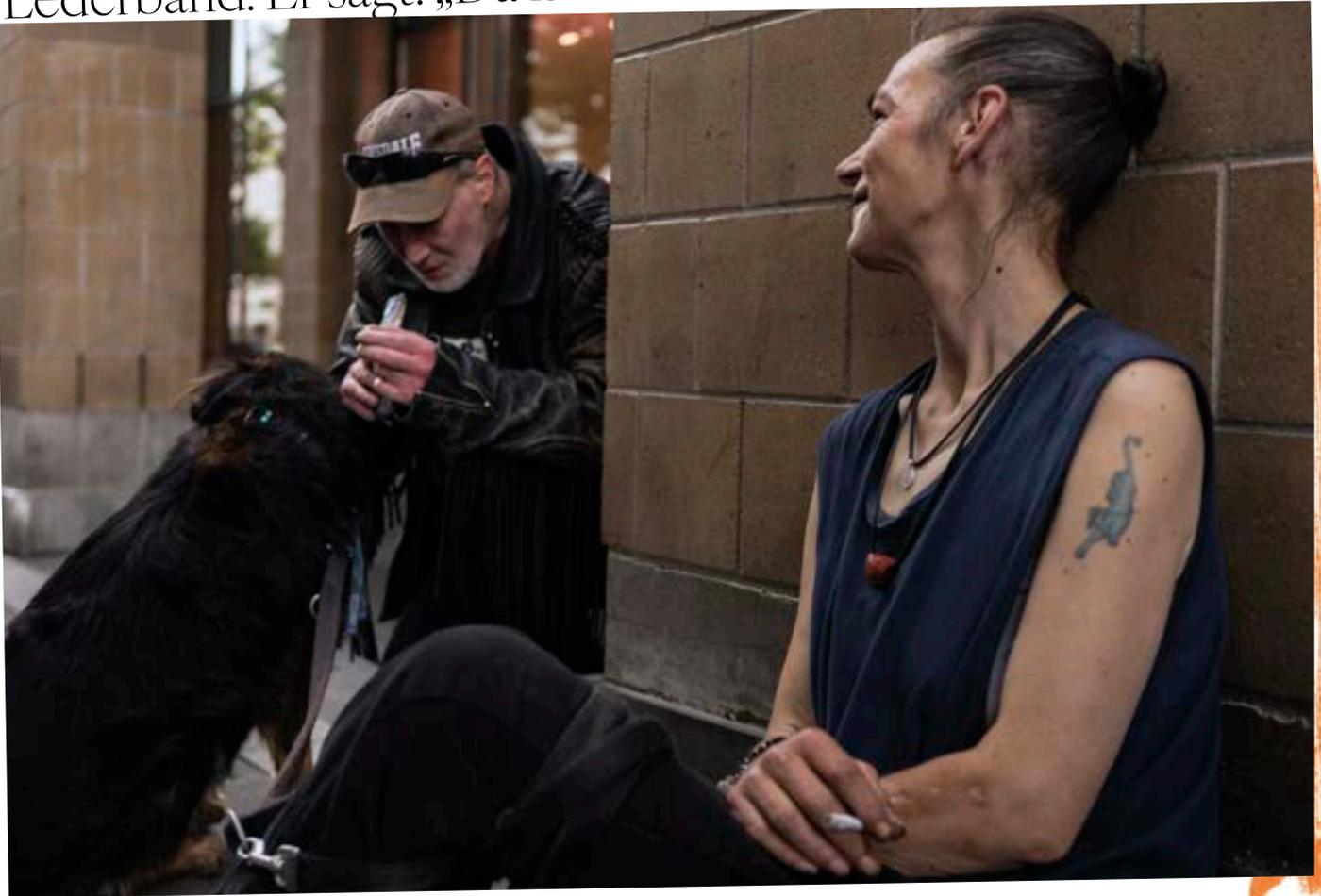
Melanie erinnert sich vor allem an die Lichter. Sie erleuchten die Bonner U-Bahn-Station „Auswärtiges Amt“, tags wie nachts, lassen den Boden glänzen, als sei er aus Latex. Dort unten bringt Melanie ihre erste Nacht auf der Straße. Die unbarmherzigen Lichter, das Kreischen der einfahrenden Bahn, das Zischen der sich öffnenden Türen, all das hält sie wach. Und das Geräusch der Schritte, die Melanie fürchtet, weil sie nicht einschätzen kann, ob sie Gefahr bringen oder ob jemand einfach nur nach Hause eilt. In den ersten Wochen schläft sie kaum und weicht Ben



nicht von der Seite. Für ihn eine Herausforderung, sagt Melanie. Auf einmal war er nicht mehr allein auf der Straße und hatte die Verantwortung für eine Frau und einen Hund.

Ihren Schlafsack nutzen Melanie und Ben wie eine Decke. Sie schließen den Reißverschluss nicht mehr, seit sie gehört haben, dass das Plastik unter Hitze schmilzt. Immer wieder werden Obdachlose im Schlaf angezündet. Überhaupt nimmt die Gewalt gegen Obdachlose zu: Laut einer Antwort der Bundesregierung auf eine Anfrage der Linken-Abgeordneten Martina Renner stieg die Zahl der Opfer solcher Gewalttaten von 670 im Jahr 2018 auf 915 im

Als Melanie aus dem Gefängnis entlassen wird, schenkt Ben ihr eine Kette. Ein rotes Herz aus Stein an einem schwarzen Lederband. Er sagt: „Da ist meine Liebe für dich reingeflossen.“



Jahr 2023. Laut Wohnungslosenbericht der Bundesregierung hat bereits jede dritte obdachlose Frau sexuelle Gewalt erlebt. Darunter Belästigung, Übergriffe bis hin zur Vergewaltigung. Neulich hat ein Mann Melanie ins Gesicht geschlagen, weil sie ihm sagte, er solle nicht an den Pfeiler pinkeln. Ihr Auge schwoll zu. Nachts schützt sie die Anwesenheit von Ben und Filou.

**M**itte 2018, Ben und Melanie leben gerade zwei Monate auf der Straße, erlebt ihre Liebe eine erste Krise. Melanie muss „in den Bau“, weil sie wiederholt beim Schwarzfahren erwischt wurde und die Strafe nicht zahlen kann. Die Briefe, die sich beide während der Haft schreiben, werden nicht zugestellt. Melanie verdächtigt die Wärterin. Sie habe Melanie nicht gemocht. Ohne Kontakt wachsen in beiden Zweifel. Ben: Kommt sie zu mir zurück? Melanie: Wartet er auf mich? Als sie nach vier Monaten entlas-

sen wird, schenkt Ben ihr eine Kette. Einen roten Stein in Form eines Herzens an einem schwarzen Lederband. Während Melanies Abwesenheit trug er die Kette selbst. Er sagt: In all der Zeit ist meine Liebe für dich da reingeflossen.

Im Laufe der Jahre an ihrem Platz vor dem Peek & Cloppenburg hat Melanie einige Bekanntschaften gemacht. Da ist Anita, eine ältere Dame mit Sonnenhut und Reistenthel-Einkaufstrolley, die Filou eine Bratwurst kauft und bei der Melanie ab und zu putzt. Da ist der kleinwüchsige Mann, der Melanie immer zwei Zigaretten zusteckt, wenn er von der Arbeit nach Hause geht. Und da sind Eintagsfliegen, die für einen kurzen Plausch stehen bleiben. Manchmal geht es dabei um die ganz großen Fragen. Ein Mann, dessen Bauch so rund ist wie seine Glatze, fragt an einem der Tage: „Bedeutet gläubig zu sein immer auch, heuchlerisch zu sein?“ Melanie bejaht, ohne lang zu überlegen.

Melanie kennt Bens Vergangenheit. Er hat ihr erzählt, dass er gestohlen, andere verprügelt hat. Es sei ihr egal. Für

Am Platz vor dem Peek & Cloppenburg. Fragt man Melanie, was sie sich wünscht, ist ihre Antwort: „Dass mein Mann ewig lebt.“

sie zählt der Ben heute, auf den sie sich verlassen kann, der ehrlich zu ihr ist. Für die Männer vor ihm sei sie immer „der Macher“ gewesen, sagt Melanie. Musste dafür sorgen, dass sie genug zu essen hatten. Ben dagegen sorgt für sich selbst. Bei ihm könne sie sich fallen lassen, fühle sich sicher und geborgen. Er überrascht sie mit Kleinigkeiten. Bringt ihr Bücher aus dem öffentlichen Bücherschrank mit, die ihm besonders gut gefallen haben. „Ben ist, was kleine Mädchen in einem Mann suchen“, sagt Melanie.

**D**en 28. August haben sie als ihren Jahrestag bestimmt. Er markiert ihre erste gemeinsame Nacht. Vergangenes Jahr haben sie sich gegenseitig auf eine Pizza eingeladen. Die Sozialarbeiterin vom Bonner Verein für Gefährdetenilfe (VFG), die Melanie und Ben betreut, sagt, sie erlebe

die beiden als sehr unterstützend. „Mit ihrem Hund sind sie eine kleine Familie“, sagt sie.

Am Ostersonntag dieses Jahres ist etwas passiert, über das Melanie kaum sprechen kann. Ihre Tochter stirbt mit nur 23 Jahren. Herzinfarkt. Wenige Wochen zuvor, sagt Melanies Mutter, sei ihre Enkelin beim Arzt gewesen, der einen Herzfehler festgestellt habe. Das liege in der Familie. Auch Melanie habe als Säugling Probleme mit dem Herzen gehabt. Und doch kam der Tod von Svenja völlig unerwartet.

Mit der Trauer kann Melanie nicht umgehen. Sie versucht ihre Gefühle von sich fernzuhalten, wie eine Fremde auf die Situation zu blicken. „Sie war viel zu jung“, sagt sie. „Sie hatte doch gerade erst angefangen zu leben.“ Das Ostergeschenk ihrer Tochter hat sie bis heute nicht geöffnet, die letzte Sprachnachricht nie angehört. „Ich kann’s einfach nicht.“ Nur abends, wenn sie mit Ben allein ist, traut sie sich manchmal zu weinen.

**K**napp zwei Jahre lang hatten Melanie und Ben ein Zimmer in einem Haus. Melanie war die einzige Frau unter den rund zwölf Bewohnern. Eines Tages entdeckte sie eine Kamera in der Dusche. Seit Januar sind Melanie und Ben daher wieder auf der Straße. Der VFG unterstützt sie bei der Wohnungssuche. Sie schreiben Bewerbungen, haben jedoch kaum eine Chance, weil sie mit Studierenden und Arbeitnehmern konkurrieren. In sechs Jahren soll in Deutschland jeder Zugang zu einer Wohnung haben. Das hat die Bundesregierung im Nationalen Aktionsplan zur Überwindung der Wohnungslosigkeit angekündigt. Ob dieses Ziel Wirklichkeit wird, ist fraglich. Jahr für Jahr gibt es weniger Sozialwohnungen. Laut dem Bündnis Soziales Wohnen fehlten bereits 2023 rund 800.000 Wohnungen in Deutschland.

Bei der Jobsuche laufe es ähnlich, sagt Melanie. „Wenn sich zwei Leute bei dir bewerben, einer obdachlos, der andere nicht – wem gibst du den Job?“ Sie selbst arbeitet daran, Vorurteile gegenüber obdachlosen Menschen abzubauen. Andere davon zu überzeugen, dass nicht alle, die auf der Straße leben, suchtkrank, unzuverlässig und dreckig sind. Dazu führt sie für den Verein „Stadtstreifen“ regelmäßig Menschen durch die Stadt und zeigt Bonn aus Sicht einer Obdachlosen.

Kurz vor neunzehn Uhr bindet Melanie Filou an eine Laterne und geht in

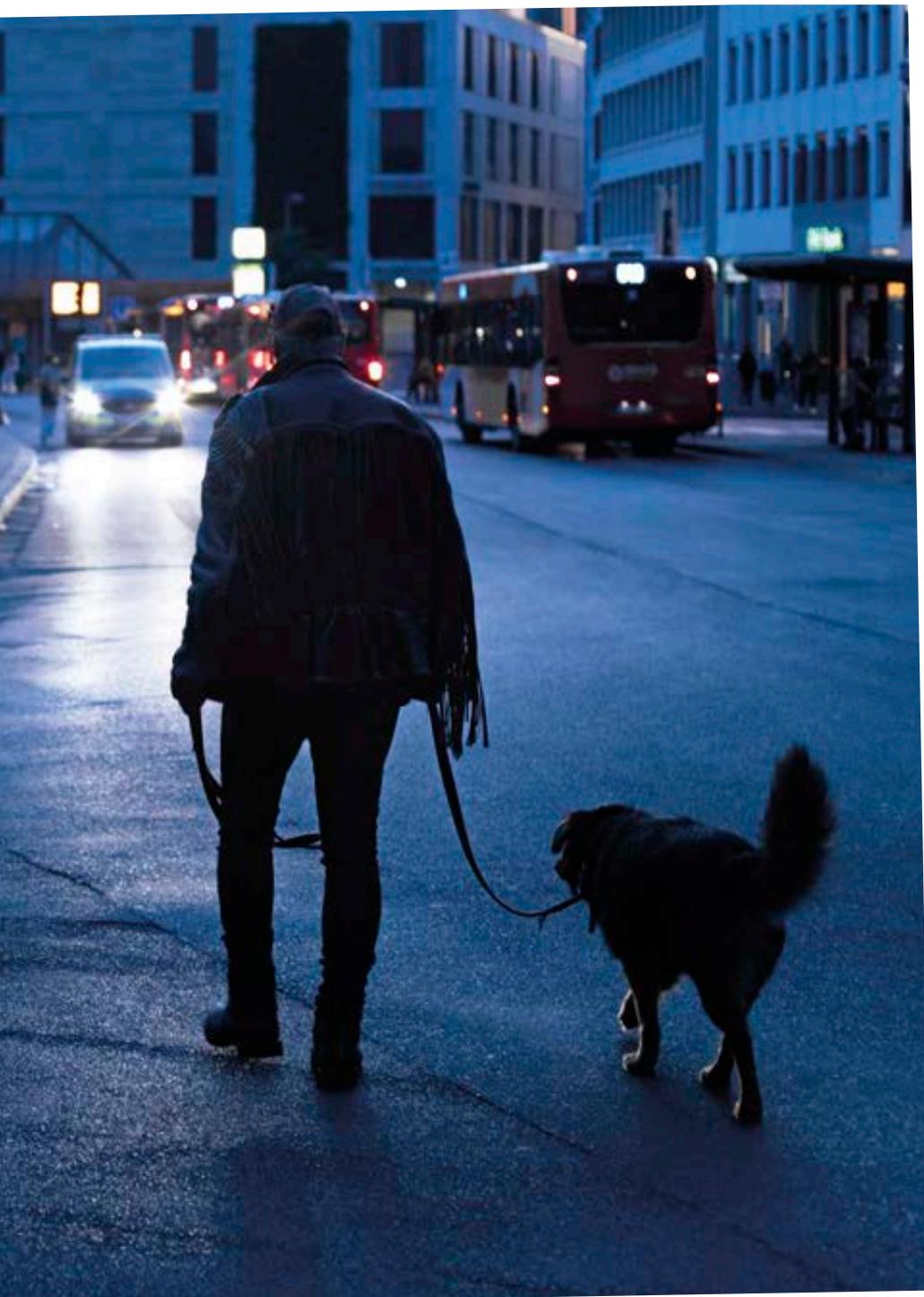


Als es dämmt, nehmen Melanie und Ben den Bus raus aufs Land. Sie schlafen zurzeit auf einer Viehweide.

Nur abends, wenn sie mit Ben allein ist, traut sie sich manchmal zu weinen.

den Presse-Tabak-Lotto-Shop schräg gegenüber von ihrem Stammplatz. Das macht sie jeden Tag. Kurz vor Ladenschluss wechselt sie dort ihren Tageslohn in Scheine. An guten Tagen kommen 30 Euro zusammen. Das reicht für zwei Menschen und einen Hund, einen Tag lang zu leben, sagt Melanie.

Zurück vor dem Kaufhaus stopft sie Decke, Buch und Tabak in ihren Rucksack, schwingt ihn auf die Schultern



und geht mit Filou die Poststraße hinter. Man hat Mühe, ihrem schnellen Schritt zu folgen. Sie eilt wie eine Frau, die nach Feierabend schnell nach Hause muss. Am Kaiserbrunnen steht Ben mit einer Gruppe von rund zehn Leuten zusammen. Sie trinken Bier, hören Musik und reden. Tanja, um die 50 Jahre, kauft für alle Dürüm. Jeder bekommt eine Hälfte. Mit Daumen und Zeigefinger zieht Ben Fleisch aus dem gerollten Teigfladen und lässt es in Filous bettelnde Schnauze fallen. Dann nimmt er selbst einen Bissen. Während er noch kaut, schaut Filou wieder gierig zu ihm



Am zweiten Tag in Bonn griff am Kaiserplatz ein Mann zwei weitere Männer mit einem Messer an. **LUISA WICK** und **RAIK SCHACHE** lernten, dass die Obdachlosen-Community besser vernetzt ist als jeder Lokalreporter. Sie wussten noch vor der Zeitung, was passiert und wer der Täter war.

auf. „Was frisst du denn so schnell?“, fragt Ben. „Der hat eben noch Zähne“, sagt Melanie. Ein zynischer Witz, der alle zum Lachen bringt. Auch Melanie hat in den Jahren auf der Straße beinahe alle Zähne verloren.

Man kann sich gut vorstellen, dass sie ohne Ben heute nicht auf der Straße leben würde. Vielleicht wäre sie, nachdem sie ihren Job verloren hatte, zu ihren Eltern zurückgegangen, hätte eine neue Arbeit gefunden und wieder eine Wohnung. Wer weiß? Doch das Leben mit Ben war ihr wichtiger.

**U**m kurz vor 21 Uhr, die Luft sieht bereits dunkelblau aus, löst sich die Gruppe auf. Melanie und Ben warten auf die Straßenbahn 66. Sie blödeln herum, lachen miteinander. Dann nimmt Ben Melanies Gesicht in beide Hände, zieht sie bestimmt zu sich heran. Der Kuss hat etwas Hartes und zugleich Liebevolleres. Als stehe er beispielhaft für ihre Beziehung. In der Bahn öffnet Melanie ein Kartenspiel auf ihrem Handy. Ben kraut Filou. An der Endhaltestelle Siegburg Bahnhof steigen sie aus und nehmen den Bus nach Troisdorf.

Sie sagen, sie schlafen gerade in einem Unterstand auf einer Viehweide. Er habe keine Wände, nur ein Dach. Der Bauer dulde sie, habe ihnen sogar Strom in den Unterstand gelegt, zum Laden ihrer Handys. Auch waschen dürfen sie sich ab und zu im Haupthaus. Als Gegenleistung hilft Ben auf dem Hof. Die Kinder des Bauern seien jedoch nicht begeistert von dem Arrangement, sie verlangten, dass Melanie und Ben 450 Euro Miete zahlen. Wegen des Konfliktes würden sie nicht mehr lange dort bleiben. Sie wollen dem Bauern nicht noch mehr Probleme machen, deshalb dürfen wir sie auch nicht dorthin begleiten. Wo sie dann hingehen, wissen sie noch nicht.

**D**ie Mutter hat Melanie nie gefragt, ob sie wieder nach Hause kommen möchte. Und Melanie hat nie gefragt, ob sie dürfte.

Am Anfang war da noch der Gedanke, dass Ben gehen könnte, wenn sie erst mal keine Wohnung mehr habe, sagt Melanie. Aber er ist geblieben. „Ich war ihm wohl wichtiger als ein Dach über dem Kopf.“ Sie lacht, als sie das sagt. Als wolle sie ihrer folgenschweren Entscheidung etwas Leichtigkeit verleihen. Sie habe es „keine Minute“ bereut, sich für Ben entschieden zu haben. Für sie war klar: „Ben ist meine Zukunft.“



SPIEL

MIR

DAS LIED

VOM

**MARTIN KOHLSTEDT** steht vor den riesigen Wurzeln einer Fichte. Stürme reißen ihre flachen Wurzeln heraus und lassen sie vom Nachbargrundstück auf seinen Waldboden stürzen.

28

Martin Kohlstedt mischt Klavier mit Electronica und füllt damit die Elbphilharmonie genauso wie die Fusion. Von dem Geld, das er damit verdient, kauft er Wald, um ihn zu retten.

LUISE  
LAND



TETYANA  
CHERNYAVSKA

**WALD**

# M

Martin Kohlstedt tritt auf die Bühne, es ist kurz nach acht, gleich wird die Sonne untergehen. Er setzt sich auf einen Klavierhocker und dreht dem Publikum den Rücken zu. Er blickt auf ein rotes Fender Rhodes und verschiedene Synthesizer. „Die Leute sollen sich nicht auf mich konzentrieren“, wird er später sagen, „sie sollen sich für die Musik öffnen“.

Normalerweise füllt Kohlstedt den großen Saal der Elbphilharmonie, er spielt seit Jahren auf der Fusion, einem der größten Elektro-Festivals in Deutschland. In der Moskauer Staatsbibliothek wurde 2016 eigens ein Flügel auf einem Türmchen installiert, damit der Klang seiner Musik sich von hoch oben über die Zuhörenden ergießen konnte. Im November ist sein neues Album erschienen, elf Improvisationen, die er im Glashaus in Nordengland oder im Wiener Konzerthaus aufgezeichnet hat. Er sagt, es sei das erste Album, das dem nahekomme, was tatsächlich passiere, wenn er auftritt.

Heute spielt Kohlstedt auf dem Skandalös, einem kleinen Festival, das auf einem norddeutschen Acker stattfindet, nur ein paar Kilometer von der dänischen Grenze entfernt. Es ist ein Hochsommerabend im August, doch der Wind bläst kalt durch die Gräser; wenige Kilometer weiter verschmelzen die tiefhängenden Wolken mit der dunkelgrauen Nordsee. Es sind Auftritte wie diese, die Kohlstedt liebt.

Auf der Bühne drückt er nun immer wieder eine weiße Taste herunter. Das A. Erst leise, dann lauter, das C dazu, er wird schneller. Es klingt, als säe er einen Samen, aus dem ein Sprossling keimt, gen Himmel wächst, zu einem Stamm wird. Er hält einen tiefen Ton, als verwurzele er ihn in der Erde. Dann wird er leiser. Seine Tonfolgen glitzern wie Blätter im Sonnenlicht, zwitschern über das Publikum hinweg wie ein Vogelschwarm.

Vor der Bühne beginnen die Menschen zu tanzen, ihre Gummistiefel stampfen rhythmisch auf der schlammigen Erde. Ein junger Mann in schwarzer Weste kreist die Schultern, erst die linke, dann die rechte, nimmt seine Handgelenke dazu. Er schließt seine Augen, lässt die Bässe durch seinen Körper fahren. Eine Clique umarmt sich, legt ihre Köpfe aneinander. Ein Mann in grauem Strickpullover legt seine Arme um eine Frau in Minirock, bewegt sich mit ihr.

Die Tasten des Fender Rhodes klingen, als schlage man mit Filzschlägeln auf große Glocken. Kohlstedt dreht ein paar Rädchen am Synthesizer. Es klingt, als stünde plötzlich ein ganzes Orchester mit

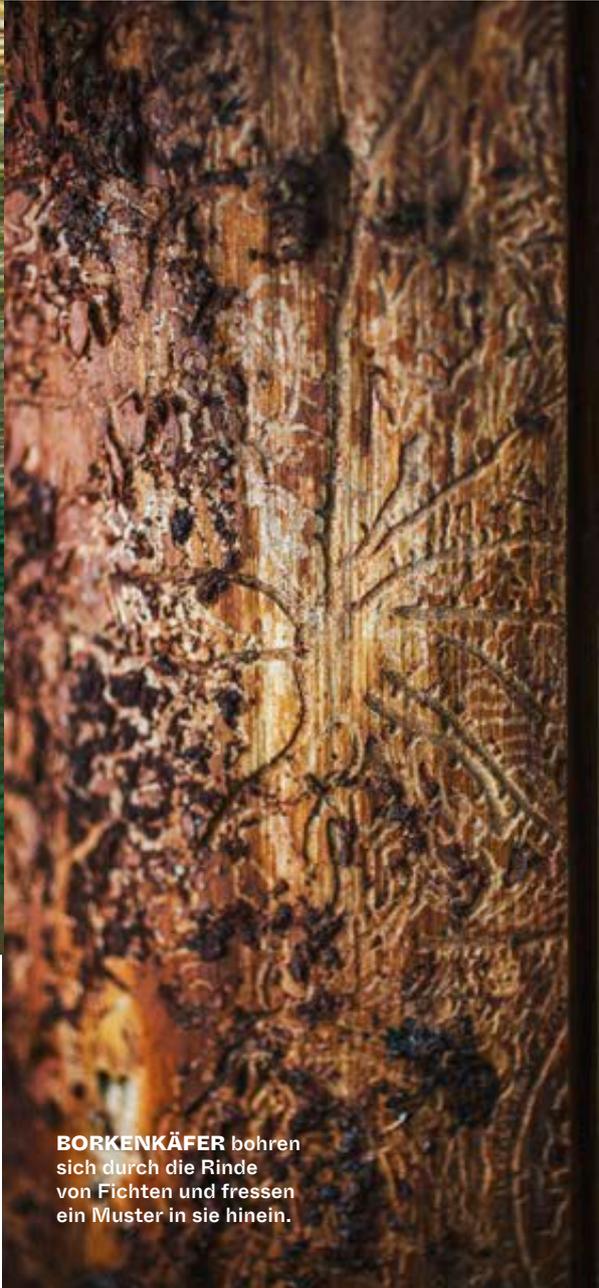




**AUF DEM SKANDALØS FESTIVAL** in Norddeutschland reißt Martin Kohlstedt seinen Mund auf, während er in die Tasten hämmert. Er improvisiert fast alles. Wenn ihm etwas nicht gefällt, bricht er zwischendrin auch mal ab und fängt von vorne an.



**IN SEINEM WALD** entspannt Martin Kohlstedt sich. Mit seinen Bäumen redet er wie mit Menschen. Der Ahorn „bildet sich was Besseres ein“, sagt er.



**BORKENKÄFER** bohren sich durch die Rinde von Fichten und fressen ein Muster in sie hinein.

In Thüringen wuchs Martin Kohlstedt als Sohn eines Försters auf. Er erinnert sich an die frische Luft, wenn er morgens um sieben Uhr seinem Vater im Wald helfen musste.



ihm auf der Bühne. Erst springt er ins kalte Wasser, dann kommen die Wellen. So nennt er es, wenn er beginnt zu improvisieren. Er legt seinen Kopf in den Nacken, reißt den Mund auf, schüttelt die Hände, als hätte er sich gerade an einer heißen Herdplatte verbrannt. Er bückt sich tief übers Pult, den Rücken so krumm, wie wenn er durch seine Wälder streift.

Martin Kohlstedt ist 36 Jahre alt und ein Ausnahmemusiker. Er ist Pianist und Komponist, mischt klassische Klänge eines Flügels mit elektronischer Musik, Klavier mit Synthesizern. Modulares Komponieren nennt er das und erschafft damit einen Sound, der klingt, als würde die Natur singen. Und es gibt ein Detail, das außergewöhnlich ist: Martin Kohlstedt steckt seine Gagen in einen Wald in seiner Heimat Thüringen. Er pflanzt und renaturiert mit seiner Musik die Natur seiner Heimat. „Ich kaufe lieber Wald als mir ein großes Haus“, sagt er. Bisher besitzt er vier Hektar, die aufgeteilt sind in vier Stücke und zusammen in etwa so groß sind wie fünf Fußballfelder. Für einen Hektar habe er bis zu 15.000 Euro bezahlt, für Tausende kleiner Setzlinge, die später mal zu großen Buchen, Ahornen und Weißtannen heranwachsen sollen, noch mal mehr als doppelt so viel. Und es sollen noch viel mehr werden.

Was verbindet den Musiker Martin Kohlstedt mit dem Wald seiner Heimat?

**A**m Nachmittag vor dem Festival scheinen Sonnenstrahlen durch die Fenster von Martin Kohlstedts Wohnung. Er lebt in Weimar, eineinhalb Autostunden vom Thüringer Eichsfeld entfernt, wo er aufgewachsen ist. Die Wände seiner Dachgeschosswohnung sind mit hellem Holz vertäfelt, Efeututen ranken an der Decke, Gummibäume und Farn zieren die Galerie, ein Drachbaum überragt den großen schwarzen Flügel in einer Ecke des Raumes. Auf einem hölzernen Sekretär steht eine Platte seines letzten Albums, auf dem Cover ein abstraktes Haus, durch dessen Fenster Äste ins Innere wachsen. Fast alle seine Cover zeigen Wald. Nachrichten beendet er mit „Liebe Grüße aus dem Baumhaus“.

„Wenn ich hier oben sitze, fühle ich mich sicher“, sagt er. Er knetet seine Hände, während er redet.

Kohlstedt wurde ein Jahr vor der Wende geboren, seine Mutter war Zahnärztin, sein Vater Förster, die Gefriertruhen in ihrem Zuhause voller Wildfleisch. Als Kind beobachtete er, was passiert, wenn man eine Eichel in den Boden drückt, und lernte, unter welchen Bedingungen sie zu einem Baum heranwächst. Sein Vater habe ihm dieses Wissen „eingepflicht“, sagt er. Manchmal nahm der Vater seine beiden Söhne schon morgens um sieben mit in den Wald. Als sie alt genug waren, halfen sie, Tollkirschen zu ernten, schwarze Beeren, die aus meterhohen Pflanzen wuchsen und an großen Zweigen hingen. Ihr Vater verkaufte die giftigen Beeren an Unternehmen, die daraus Medizin herstellten. Manchmal spritzte ihm der Saft in die Augen, ließ seine Pupillen zu großen schwarzen Bällen wachsen.

Heute erinnert sich Kohlstedt vor allem an die frische Luft im Wald, die kalte, feuchte, gute Luft. An das Gefühl der Erde unter seinen Füßen, an den Bau von Pfeil und Bogen aus Haselnusssträuchern. Und an den Steinbruch, seinen Lieblingsort. „Bisschen Bullerbü-Kindheit war das“, sagt er.

Er setzt sich an seinen Flügel unter den dicken Holzbalken in seiner Wohnung und beginnt zu spielen. Es wirkt, als bewegten sich seine Hände von allein, als übersetzten sie nur die Musik, die schon längst im Raum ist. Wieder spielt er das A. Immer wieder. „Das könnte ich stundenlang machen“, sagt er. So hat er angefangen mit dem Klavierspielen, da war er zwölf.

Seine Eltern waren zu einem Geburtstag eingeladen, sein älterer Bruder unterwegs. Warum er sich an diesem Abend nicht wie sonst vor den Fernseher setzte, weiß er nicht mehr. Vier Stunden lang spielte er im Wohnzimmer des alten Forsthauses, zwischen Holzmöbeln und Geweihen an den Wänden, und konnte einfach nicht mehr aufhören. Von da an spielt er oft. Wenn er aus der Schule kommt und der Druck von ihm abfällt, allen gefallen zu müssen. Es entspannt ihn. Auf einem völlig verstimmten Klavier, das sein Vater zu DDR-Zeiten von seinem Vater bekommen hatte. Manchmal kommt ein C dazu. Die ersten zwei Jahre bringt er sich das Klavierspielen selbst bei.

Mit 19 zieht er nach Weimar, um Medienkunst und Mediengestaltung zu studieren. Er belegt viermal so viele Kurse wie vorgesehen, produziert nebenbei Musik, spielt in sieben, acht, neun verschiedenen Bands, so genau weiß er es nicht mehr, und 2010 mit Clueso beim Bundesvision Songcontest. Er geht auf jede Party, wie eine Sucht, schläft jahrelang nur vier Stunden die Nacht.

Als er 21 Jahre alt ist, erkrankt seine Mutter an Krebs. Zu Hause will er zeigen, dass bei ihm alles läuft und nicht alles zusammenbricht, wenn sie mal nicht mehr ist. Er entwirft Konzepte für Kinderbücher, produziert Science-Fiction-Hörspiele, designt Licht, programmiert interaktive Märchen, schließt sein Studium ab. „Das war so vorgesehen“, sagt er. Wenn er von zu Hause weg ist und nicht funktionieren muss, weint er.

Bald hat er Aphthen im Mund und Schmerzen im Rücken. Eines Tages beißt er aus Versehen in ein schimmeliges Stück Pizza, das seit Tagen neben seinem Computer liegt, einfach, weil er es nicht gemerkt hat. „Ich habe den Kessel fast zum Überkochen gebracht“, sagt er heute.

**W**enige Stunden später lenkt Martin Kohlstedt seinen alten Tourbus, den er heute sein Forstmobil nennt, über die Landstraße. Im Kofferraum liegt eine dünne Matratze, auf der er schläft, wenn er für ein paar Tage im Wald bleibt. Durch die Windschutzscheibe zeigt er auf einen Teppich aus braungeflecktem Wald in der Ferne und sagt „Tod, Tod, Tod. Überall Tod.“

Wenn Martin Kohlstedt durch die Landschaft fährt, erkennt er an den Bäumen, wem der Wald gehört – dem Staat, der sich kümmert, oder Privatbesitzern, die sich nicht kümmern können oder wollen. Knapp ein Drittel des Waldes in Deutschland gehört den Bundesländern, ein Fünftel Körperschaften, vier Prozent dem Bund. Aber fast die Hälfte aller Waldflächen in Deutschland gehört privaten Waldbesitzern. Viele haben ihren Wald geerbt. In der DDR war es den eigentlichen Waldbesitzern verboten, ihren Wald zu bewirtschaften. Mit der Wende bekamen sie ihr Land zurück, Zehntausende unerfahrene Waldeigentümer auf einen Schlag. Viele wussten nicht einmal, dass ihnen Wald gehörte. Bis heute sind bei 30.000 Hektar des Waldes in Thüringen die Eigentümer unbekannt.

Kohlstedt bremst und zeigt mit seinen großen schlanken Händen auf zwei Laubbäume, die den Straßenrand säumen. Ihre Blätter sind braun, als sei es nicht Juli, sondern Oktober und sie kurz davor, als Laub herunterzusegeln. „Die beiden werden auch sterben“, sagt er. Er nimmt einen Schluck Kakaomilch aus einer Glasflasche und beißt in einen Twix. Er leckt sich über die Lippen. „Für mich ist ein gesunder Baum das einzig sinnvolle auf dem Planeten“, sagt er, „jeder einzelne kühlt seine Umgebung.“ Im Auto kann man gut mit ihm reden. Wenn sein Blick auf die Straße gerichtet ist und es nicht um ihn geht, sondern um seinen Wald.

Kohlstedt will Tausende Bäume pflanzen, denn er weiß: Der Wald in Deutschland ist krank. Nur jeder fünfte Baum ist gesund, so steht es im Waldzustandsbericht. Die Gründe dafür sind Dürre, Stürme, Waldbrände und Borkenkäferbefall. Das häufigere Auftreten solcher Extremwetterereignisse ist kein Zufall, schreibt der Weltklimarat in seinem neuesten Bericht, sondern die Folge der Erderwärmung.

Die extreme Trockenheit hat vor allem die Fichte geschwächt, die es in Deutschland so häufig gibt wie keinen anderen Baum, weil der Mensch über Jahrhunderte Monokulturen gepflanzt hat. In Thüringen macht sie 40 Prozent des Bestandes aus. Mit ihren flachen Wurzeln kommt sie nicht an das tiefe Grundwasser. Ihr schwaches Immunsystem kann ihrem Feind, dem Borkenkäfer, kaum noch etwas entgegensetzen. Früher konnte sich der Käfer nur zweimal im Jahr fortpflanzen, nun schafft er es dreimal, weil es so warm ist. In den vergangenen zwei Jahren hat es zwar viel geregnet, zwischen den Sommern 2023 und 2024 so viel wie seit Messbeginn im Jahr 1881 nicht. Aber selbst der Regen kann krank gewordene Bäume nicht mehr retten. Er kommt zu spät.

Es riecht nach Harz, wenn der Wald stirbt. Denn Borkenkäferweibchen legen ihre Eier unter die Rinde der Fichten; kleine Käfer schlüpfen, bauen neue Gänge, fressen Muster in die Stämme, ernähren sich von ihrer Hauptschlagader. Nährstoffe und Wasser gelangen nicht mehr in ihre Kronen. Die Rinde platzt, und dicker Saft quillt heraus. Der Duft von ätherischen Ölen liegt in der Luft, wie in einer frisch eingelassenen Badewanne. Am Ende ragen tote Fichten wie Gerippe in den Himmel, tote Äste liegen am Boden wie Knochen.



## Tausende Bäume will Martin Kohlstedt pflanzen, denn er weiß, der Wald in Deutschland ist krank.

**DÜRRE, Stürme, Waldbrände und Borkenkäferbefall schwächen den Wald. Das häufigere Auftreten solcher Extremereignisse ist kein Zufall.**





**550.000 HEKTAR WALD** gibt es in Thüringen insgesamt, aber auf 30.000 Hektar davon wachsen kaum Bäume.

Doch was wäre der Mensch ohne Wald? Wir hätten keine Luft zum Atmen, keine Orte der Erholung, könnten keine Häuser aus Holz, keine Möbel bauen. Wir wären ungesünder und gestresster. Wer im Wald spazieren geht, senkt seinen Blutdruck und reduziert die Stresshormone im Blut.

Und was wäre die Welt ohne den Wald? Vor allem wärmer. Jeder einzelne Baum transportiert durch seinen Stamm Wasser und Nährstoffe bis in seine Krone und kühlt dabei seine Umgebung. Eine Studie kommt zum Ergebnis, dass Bäume helfen könnten, das Klima zu retten. Eine Milliarde Hektar mehr könnten zwei Drittel des Kohlenstoffs fressen, der seit der industriellen Revolution in die Atmosphäre gelangt ist. Eine Fläche so groß wie die Sahara.

Mit seinem Bus biegt Martin Kohlstedt auf einen Schotterweg ab, dann auf einen Forstweg. Hier liegt eines seiner Waldstücke, umringt von sterbenden Fichten. Kniehohe Buchen, die vier Jahre gebraucht haben, um 25 Zentimeter zu wachsen. Ahorne, um deren Stämmchen er hellgrüne Wuchshülsen gesteckt hat, die sie vor hungrigen Rehen schützen. Dazwischen ein Meer aus Springkraut, das rosa blüht.

**SPIEL MIR DAS LIED VOM WALD**



**IN SEINEM BAUMHAUS**, wie Martin Kohlstedt seine Dachgeschosswohnung liebevoll nennt, fühlt er sich sicher. Er setzt sich an seinen Flügel und spielt einfach drauflos. Manchmal dreht er Videos auf seinem Balkon, den Flügel schafft er dafür nach draußen. Im Hintergrund die roten Dächer von Weimar.



Kohlstedt tauscht seine ausgelatschten Sandalen gegen Gummistiefel und schlüpft in eine Arbeits-hose, die dreckig werden kann. „Das sieht nach Arbeit aus, das muss alles weg“, sagt er. Er lächelt, während er mit einer Heckenschere das Springkraut durchschneidet, er reißt die langen braunen Wurzeln aus der Erde und hackt mit einem Spaten darauf herum. „Die muss man komplett kaputt machen, sonst gräbt sie sich wieder in die Erde.“

Kohlstedt sagt, er will den Wald fit machen für das nächste Jahrhundert. Mit einer Mischung aus jungen und alten Laub- und Nadelbäumen will er seinen Wald gegen die Erderwärmung schützen. Die heimische Buche, die Eiche, die Lärche und die Weißtanne wachsen hier neben exotischen Arten aus Amerika, wie der Douglasie, die laut manchen Experten mit Hitze deutlich besser umgehen kann.

Zwischen Totholz reckt sich eine junge Buche Richtung Sonne. Kohlstedt bückt sich hinunter, greift ihren dünnen Stamm und biegt ihn leicht nach links und nach rechts, um ihn zu begutachten. Er redet mit seinem Mischwald, als seien die Bäume Menschen. Er zeigt auf eine Erle, nennt sie „meine Göttin“. Der Ahorn rechts daneben „bildet sich was Besseres ein“. Und die Douglasie ist seine Königin. Sie hat ein weiches Fell, sagt er, nicht wie die Fichte, die schon pikst, wenn sie noch jung ist. Sie alle sollen Kohlenstoffdioxid schlucken, um sauberen Sauerstoff auszuatmen. Seine Göttin, der Angeber und seine Königin. Die idealen Weltretter.

Ein blauer Schmetterling fliegt umher, eine Biene verkriecht sich in einer Wuchshülse. „Wenn die Tiere zurückkommen, das ist der schönste Beweis, dass die Renaturierung klappt“, sagt Martin Kohlstedt. Seit er selbst einen Wald besitzt, fühle er sich als Teil des Ökosystems. „Wie ein Wildschwein, das den Boden aufwühlt, um neuen Samen Platz zu schaffen“, sagt er. Er gehe nicht nur im Wald spazieren und dann wieder nach Hause, er pflanze neues Leben. „Der Wald spendet mir Trost. Wenn Bäume um mich herum sind, fühle ich mich eingebettet in etwas Ganzes“, sagt er.

**J**e kränker Kohlstedts Mutter wird, desto schwerer fällt ihm das Klavierspielen. Setzt er sich ans Piano, ist er verkrampft, die Töne zu laut, erzählt er.

Vor ihrem Tod fährt er oft nach Spanien, surft an den Stränden von San Sebastian und Bilbao. Auf einem Surfbrett paddelt er raus, sitzt stundenlang auf dem Wasser im Regen, schaut zum Horizont und versucht zu vergessen, dass seine Mutter im Sterben liegt.

Sie stirbt an einem Samstag im März. Da ist er 26 Jahre alt und gerade auf dem Weg zu ihr. Der Krebs hatte erst ihre Lunge angegriffen und sich dann im ganzen Körper verbreitet.

Am Tag nach ihrer Beerdigung setzt er sich ans Klavier und spielt Kinderlieder. Er drückt die Tasten sanft und leise, wie er es jahrelang nicht gekonnt hat. Er fühlt sich seltsam erleichtert.

„Der Wald spendet mir Trost“, sagt Martin Kohlstedt heute. „Wenn Bäume um mich herum sind, fühle ich mich eingebettet.“

**DIE DOUGLASIE** ist schön gewachsen. Marcus Fienhold kontrolliert die Jungbäume nach jeder Pflanzaktion.



**HELLGRÜNE WUCHSHÜLSEN** schützen die kleinen Bäumchen. Links und rechts ragen braune Fichten in den Himmel.



**ZWEIMAL IM JAHR** lädt Martin Kohlstedt zur Pflanzaktion in den Wald ein. Mehrere Dutzend Freunde, Nachbarn und Wildfremde helfen ihm dabei.



Wenn er über seine Gefühle spricht, guckt er einem erst in die Augen und dann aus dem Fenster. Er sagt oft „man“ und meint damit „ich“. Wenn die eigene Mutter sterbe, verdränge man viel. Man glaube nicht, dass es wirklich passieren wird, egal wie viele Anzeichen es gebe.

Nach ihrem Tod sieht er nur noch „die wesentlichen Dinge“ und „die wesentlichen Menschen“, sagt er. „Die Grausamkeit hat mir diese Gabe gegeben.“ Er netzwerkt nicht mehr, macht es nicht mehr allen recht. Tritt aus allen Bands aus. Schläft mehr.

Die Inspiration für seine Musik findet er in der Trauer des Lebens, dem Verlust seiner Mutter, auf dem Meer, im Wald. Wenn er zwei Stunden draußen auf einem Surfbrett auf dem Wasser sitzt, die Bewegung der Wellen spürt, sich „von ihnen verprügeln lässt“, wie er sagt. Oder wenn er durch den Wald geht zwischen „den Wesen, die schon immer da waren und auch immer sein werden“, kommen ihm Ideen für seine Musik. Er sieht, dass alles Regeln folgt; die Wellenbewegungen, der Vogelschwarm. Das beruhigt ihn.

Doch seine Gesichtszüge verhärten sich leicht, wenn er von „den Dämonen“ spricht, die er in sich spüre, seinen Selbstzweifeln, und dass diese Zweifel der Antrieb seiner Musik seien. „Ich glaube nie, dass meine Musik komplett ist“, sagt er.

Fragt man Kohlstedt nach dem Verhältnis zu seinem Vater, sagt er: „Der Krebs heilt alles.“ In seiner Jugend hätten sie viel gestritten, über nebensächliche Dinge, etwa darüber, ob sein Zimmer aufgeräumt genug sei. Jedes Mal habe sein Vater militärisch geprüft, ob alles an Ort und Stelle liege. „Hierarchisch“ sei die Erziehung gewesen und streng. „Was ich wollte, war im Eichsfeld nicht vorgesehen“, sagt Kohlstedt.

**D**rei Wochen später surrt und zirpt es in Martin Kohlstedts Wald wie in der Toskana. Eine Libelle so dick wie ein Zeigefinger schwirrt zwischen den Bäumchen hindurch, bei 35 Grad im Schatten. Zwischen grünen Gräsern leuchten die orangefarbenen Schnürsenkel der Schuhe von Marcus Fienhold. Er stapft in seinen Wanderschuhen über den Forstweg, seine Hände stecken in den Taschen seiner khakifarbenen Shorts. Neben einer Douglasie bleibt er stehen, sie ragt dem großen Mann

über den Kopf. „Da habe ich Gänsehaut, wenn die so schön wächst“, sagt er.

Marcus Fienhold ist Martin Kohlstedts Nachbar. Sie lernten sich kennen, als Kohlstedt die Straße sperren ließ, um seinen Flügel mit einem Kran über den Balkon in seine Wohnung zu heben. Da hat Marcus Fienhold noch im Haus gegenüber gewohnt. Inzwischen wohnt er im selben Haus, fährt in den Wald mit ihm, pflanzt Bäume mit ihm.

Fienhold streift sich durch die grauen Haare und bindet sie im Nacken zusammen. Schweißperlen sammeln sich auf seiner Stirn. Nach wenigen Minuten erzählt er, wie er mit 120 Stundenkilometern in die Windschutzscheibe eines Autos geprallt ist und dem Tod im Krankenhaus „Hallo“ gesagt hat. „Ich saß auf einem Quad, und der Gegenverkehr meinte, dass er überholen muss“, erinnert er sich. Danach habe er sich entschlossen, mit Martin Kohlstedt Bäume zu pflanzen. Nach jeder Pflanzaktion habe er eine Woche Schmerzen, weil sein linker Arm teilweise gelähmt ist und seine Milz nicht richtig funktioniere. Aber er habe das Gefühl, etwas Gutes getan zu haben. Er zeigt auf seinem Handy Fotos der Pflanzaktion im Frühjahr 2023. Da hätten sie ordentlich malocht, sagt er.

Martin Kohlstedt ruft auf Social Media zu seinen Pflanzaktionen auf und fragt in seinem Bekanntenkreis herum. Knapp 40 Leute bepflanzen zusammen mit ihm seinen Wald, zweimal im Jahr, im März und im November. In Gummistiefeln und Gummihandschuhen bei Regen und Regenbogen. Kleine Pflänzchen in den Händen seiner Freunde, seines Bruders, in den Händen von Eltern und ihren Kindern. Sein Vater ist auch öfters dabei. Seit Martin Kohlstedt den Wald hat, kommen sie sich näher. „Durch meine Arbeit am Wald verstehe ich ihn besser“, sagt Kohlstedt.

**A**uf einer Staffelei in Martin Kohlstedts Wohnung steht ein Bild, das Gesicht einer jungen Frau, gemalt in blauen und braunen Acrylfarben. Mit dem Fahrrad war sie auf dem Weg zu einem Konzert von ihm, als der Lastwagen kam und sie im toten Winkel verschwand. Nach ihrem Tod schickte ihre Mutter ihm das Bild. Er möchte es jeden Tag vor Augen haben. Als Erinnerung daran, dass Menschen sterben, sogar auf dem Weg zu seinen Konzerten. Und dass es wichtig ist, wie er sich verhält im Leben. „Musik kann viel“, sagt er.



**LUISE LAND** und **TETYANA CHERNYAVSKA** hatten vor der Recherche keine Ahnung von Bäumen und von Martin Kohlstedts Musik. Sie schliefen im Thüringer Wald, froren im norddeutschen Hochsommer und hörten sein neues Live-Album rauf und runter. Heute wissen sie, dass es nichts Gutes bedeutet, wenn es im Wald nach Harz riecht.



NICHT MEHR DORT UND NICHT MEHR HIER

F LENNY STEINHAUER

PHILIP BARNSTORF

**RUND 1.000 MENSCHEN** demonstrieren im Juli 2024 in Berlin gegen den Gaza-Krieg. Sie rufen etwa „Israel bombardiert, Deutschland finanziert“. Zu diesem Zeitpunkt sind ca. 40.000 Menschen in Gaza gestorben.

40

GO #19.24





# NICHT MEHR DORT UND NICHT MEHR HIER

**Der deutsch-palästinensische Arzt Mohammed Nassar stellt sich seit dem Gaza-Krieg die Frage: Wo gehöre ich hin? Dabei entfremdet er sich immer weiter von Deutschland.**

**NACH DIENST-SCHLUSS** in der Klinik geht der Arzt Mohammed Nassar demonstrieren gegen den Gaza-Krieg.



# M

ohammed Nassar wählt die Nummer seines Bruders Yassir, blickt auf den Bildschirm seines Handys. „Verbindungsaufbau“ steht dort. Erst wenn er Yassir erreicht, seine Stimme hört, kann Nassar sicher sein, dass sein Bruder noch lebt. Aber die Telefonverbindung kommt nicht zustande.

Dr. Mohammed Nassar ist 53 Jahre alt, lebt als Arzt in Berlin. Er kommt aus dem Gazastreifen, wo ein Teil seiner Familie noch immer wohnt. Dort sind laut palästinensischen Angaben mehr als 42.000 Menschen durch den Krieg gestorben. An diesem Tag im August 2024 sitzt Nassar mit rund 40 anderen palästinensischen Männern in einem Hinterhof vor dem ehemaligen Pizza-Imbiss eines Landsmannes in Tempelhof. Die meisten kommen ebenfalls aus dem Gazastreifen.

Nassar und einige andere tragen Thawb, traditionelle lange arabische Hemden. Seit drei Jahren trifft Nassar die Männer ein- bis zweimal im Monat. Manchmal laden sie Experten ein, die Vorträge halten, zum Beispiel darüber, wie man in Deutschland eine Firma gründet. Oder sie begehen gemeinsam muslimische Feiertage. Inzwischen treffen sie sich immer häufiger zum Trauern.

Die Männer werden still, Nassar und die anderen legen die Hände in den Schoß, schauen schweigend auf ihre Handflächen. Vor ein paar Tagen ist die Mutter eines Mannes aus der Runde in Gaza gestorben. „Möge Allah sie gütig empfangen“, sagt einer der Männer und spricht ein Gebet für die Tote. Nassar kannte die Frau nicht. Aber die Trauer kennt er: Nidal und Salah, zwei seiner Neffen, wurden im Juni bei einem israelischen Bombenangriff auf einen Markt in Gaza-Stadt getötet. Aber seine Mutter, seine Geschwister, die Menschen, die ihm am nächsten stehen, hatten bisher Glück. Wahrscheinlich. Solange er seinen Bruder Yassir nicht erreicht, kann Nassar nicht sicher sein.

**DEMONSTRANTEN** fahren im Juli 2024 in einem Fahrzeugkors durch Berlin. Am Ende muss ein jüdischer Mann ins Krankenhaus.

Nach dem Gebet wählt er noch mal die Nummer seines Bruders. Wieder kommt die Verbindung nicht zustande, wieder meldet sich nur die Angst. Sie hört nie ganz auf. Selbst wenn er seinen Bruder erreicht und der ihm sagt, dass er und die anderen noch leben, wird die Angst am nächsten Morgen wiederkehren. Und bleiben bis zum nächsten Anruf am nächsten Abend.

Mit den anderen Männern im Hinterhof des Imbisses redet er noch ein wenig über die Lage in Gaza und überlegt dann, nach Hause zu fahren. Wobei ... eigentlich ist er nicht mehr sicher, wo das ist: zu Hause. In Gaza, wo er geboren wurde? Hier in Deutschland bei seiner Frau und seinen Kindern?

Sonnenlicht fällt durch die Baumkronen einer beschaulichen Allee am Rand von Spandau. Ein Einfamilienhaus reiht sich ans nächste. Vorstadtidylle. Eines der größten Häuser mit Obergeschoß und großzügigem Garten gehört Nassar. Hier lebt er mit seiner ebenfalls palästinensischen Frau Mirna und ihren zwei Kindern. Mirna kann nicht gut Deutsch. Nassar schon. Auch ihre Kinder, Talia und Ali, sprechen fließend.

Abends, wenn Talia und Ali schon im Bett liegen, denke er sich Geschichten für die beiden aus. Zum Beispiel die von den zwei Tauben. „Die weiße Taube will immer nur spielen. Aber die schwarze Taube ist fleißig und sammelt viele Körner für den Winter“, sagt Nassar. Im Winter hungere die weiße Taube und bitte die schwarze um Körner. Die gibt großzügig, aber sie belehrt die weiße: Fleiß ist wichtig. „Meine Kinder mögen solche Geschichten“, sagt Nassar, „so lernen sie Deutsch und Werte gleich mit: zum Beispiel, dass man sich selbst versorgen können sollte.“

Nassar ist Oberarzt in der Gefäßchirurgie im DRK-Krankenhaus in Westend. Daneben hat er eine eigene Praxis am Kaufhaus des Westens. Zur Arbeit fährt er mit dem E-Fahrrad, für Familienausflüge nimmt er seinen Porsche Cayenne. Er hat ein gutes Leben. Auch die Nachbarn mögen ihn, sagt er. Zum Beispiel Rüdiger. Der ist über 90 und hört manchmal das Telefon nicht. Dann ruft seine Tochter bei Nassar an, fragt ihn, ob mit ihrem Vater alles in Ordnung ist.

An der Außenwand seines Hauses hat Nassar schon vor mehreren Jahren eine palästinensische Fahne montiert. Neben dem Gartentor hängt auch eine kleinere deutsche Flagge. Die sei noch von der EM, sagt Nassar, da habe er



natürlich die DFB-Mannschaft unterstützt. Nach 34 Jahren in Deutschland ist er gut integriert. Aber dann kommen der 7. Oktober, der Krieg in Gaza. Seitdem fühlt sich Nassar in Deutschland immer weniger verstanden. Gleichzeitig sagt er wiederum auch Dinge, die für viele andere Deutsche schwer nachvollziehbar sein dürften.

Geboren wurde Mohammed Nassar 1971 in Beit Hanun im nördlichen Gazastreifen. Damals lebte die Familie noch in einer Hütte mit löchrigem Wellblechdach. Nassars Vater Ali arbeitete als Maler, sparte Jahr für Jahr, bis er seiner Familie ein größeres, schöneres Haus kaufen konnte. An die Einzugsfeier im Jahr 1984 erinnert sich Nassar noch genau. Viele Menschen waren gekommen, Nachbarn, Freunde, Verwandte. Sie sahen zu, wie sein Vater zum Festtag ein Lamm schächtete. „Das Blut strich er auf die Hausfassade. Das hält das böse Auge fern“, sagt Nassar. Damals herrschte im Gazastreifen noch die gemäßigtere Fatah-Partei.

**N**assar schloss die Schule mit guten Noten ab. Sein Vater schlug ihm vor, in Deutschland zu studieren. Das Land hatte einen guten Ruf und erhob keine Studiengebühren. Am Tag des Abschieds rief ihn sein Vater in die Küche: „Hier“, so erinnert sich Nassar an seine Worte, „dreh den Mehlbehälter um.“ Der war leer, und Vater Ali mahnte: „Du bist jetzt die Lokomotive unserer Familie.“

Nassar ist 19 Jahre alt, hat den Gazastreifen bis dahin noch nie verlassen, als er im Juni 1990 im israelischen Tel Aviv in ein Flugzeug nach Deutschland steigt. In Mainz besucht er ein Studienkolleg. Nach einem Jahr hat er den Abschluss, bewirbt sich für ein Medizinstudium. Zuerst sagt die Universität Jena zu. „Damals fuhren dort noch überall Trabis rum, und die Leute haben mich angeguckt, als ob ich ein Alien wäre“, sagt er. Aber vielleicht habe er sich das auch nur eingebildet, „weil die Leute in Mainz meinten, im Osten wären alle ausländerfeindlich“. Schließlich studiert er in Berlin. Er lebt sparsam und arbeitet nebenbei. Mit den 4.000 Dollar, die ihm sein Vater mitgab, würde er nicht weit kommen.

In Berlin zieht er zunächst bei Omar, einem anderen Palästinenser, ein. Die beiden werden gute Freunde und bleiben es auch, als Omar Jahre später nach Gaza zurückkehrt. Aber Nassar findet auch deutsche Freunde. Während der

**DIE SONNENALLEE in Neukölln (Bildmitte). Seit den 70er Jahren zogen immer mehr Menschen aus dem Nahen Osten hierher. Knapp die Hälfte aller Neuköllner hat einen Migrationshintergrund.**

praktischen Ausbildung im Krankenhaus lernt er Tim kennen. Der hilft Nassar dabei, Entlassungsbriefe zu formulieren. Umgekehrt geht Nassar Tim beim Blutabnehmen zur Hand. Die beiden verstehen sich gut, gehen immer wieder gemeinsam arabisch essen.

**A**uch seine erste große Liebe trifft er in Berlin. Eines Tages sitzt sie in der Cafeteria der Staatsbibliothek. Nassar nimmt seinen Mut zusammen, spricht sie an. Ihr Name ist Rania. Sie ist in Deutschland und Saudi-Arabien aufgewachsen, studiert ebenfalls Medizin. Nassar ist schon zwei Semester weiter, sodass er mit seinem Wissen angeben kann. Die beiden heiraten. 2005 kommt Tochter Ranim zur Welt.

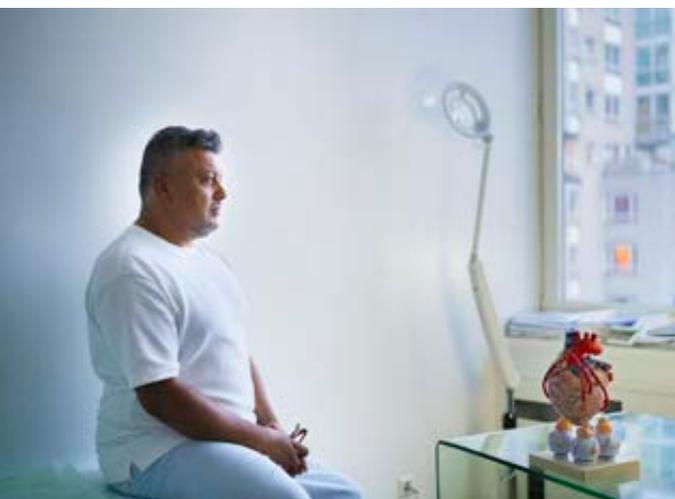
Damals hatte Nassar noch vor, nach dem Studium nach Gaza zurückzukehren. Aber 2006 gewinnt die Hamas dort die Wahl und liefert sich einen blutigen Bürgerkrieg mit der Fatah. Außerdem schießt sie immer wieder Raketen auf Israel. Dessen Armee reagiert mit Luft- und Artillerieschlägen, greift 2008 mit Bodentruppen an. Rania will nicht nach Gaza. Zu gefährlich. Nassar begnügt sich mit Besuchen alle vier oder fünf Jahre.

Nach der Ausbildung beginnt er, als Arzt in der Elisabeth Klinik in Berlin-Schöneberg zu arbeiten. Einen der Pfleger dort findet Nassar besonders sympathisch. Aber dann erfährt er von Kollegen, dass der Pfleger schwul ist. „In Gaza ist Homosexualität der Weltuntergang“, sagt er. Nassar meidet den Mann, so irritiert ist er. Aber der Pfleger bleibt freundlich und zugewandt. „Mit der Zeit hat er eine Barriere in mir abgebaut“, sagt Nassar. Damals sei auch die deutsche Gesellschaft noch nicht so offen gewesen wie heute. Aber letztlich habe Deutschland ihm diese Toleranz beigebracht.

Obwohl er es nie geplant hatte, wird er nach und nach heimisch. Im Kindergarten ist seine Tochter das einzige muslimische Kind, und zum Mittagessen gibt es oft Schweinefleisch. Nassar und Rania diskutieren lange. Schließlich erlauben sie Ranim, Schweine-



**MEDIZINER NASSAR im Besprechungszimmer seiner Praxis in Berlin: „Deutschland hat mir die Toleranz beigebracht.“**



**Seine erste große Liebe trifft Nassar in Berlin. Sie sitzt in der Cafeteria der Staatsbibliothek. Er nimmt seinen Mut zusammen, spricht sie an.**





„In arabischen Familien lieben sich die Menschen total. Aber wenn es Streit gibt, ist das wie weggeblasen“, sagt Nassar.

fleisch zu essen, obwohl es nicht halal ist. „Das war für uns ein großer Schritt. Aber wir wollten nicht, dass unsere Tochter einsam ist“, sagt Nassar.

Im Sommer 2013 weiht Nassar sein erstes eigenes Haus in Berlin-Lichtenberg ein. Vater Ali reist aus Gaza an. Auch Tim und weitere Freunde kommen zur Feier. Nassar nimmt die deutsche Staatsbürgerschaft an, geht wählen, meist SPD oder Grüne. Er ist angekommen. Und arbeitet, arbeitet, arbeitet. Irgendwann leidet die Ehe. Rania und er lassen sich scheiden. Aber Nassar bleibt nicht lange allein und heiratet Mirna, eine Palästinenserin aus dem Libanon. Bald werden Ali und Talia geboren. 2020 zieht die Familie in das größere Haus in Spandau.

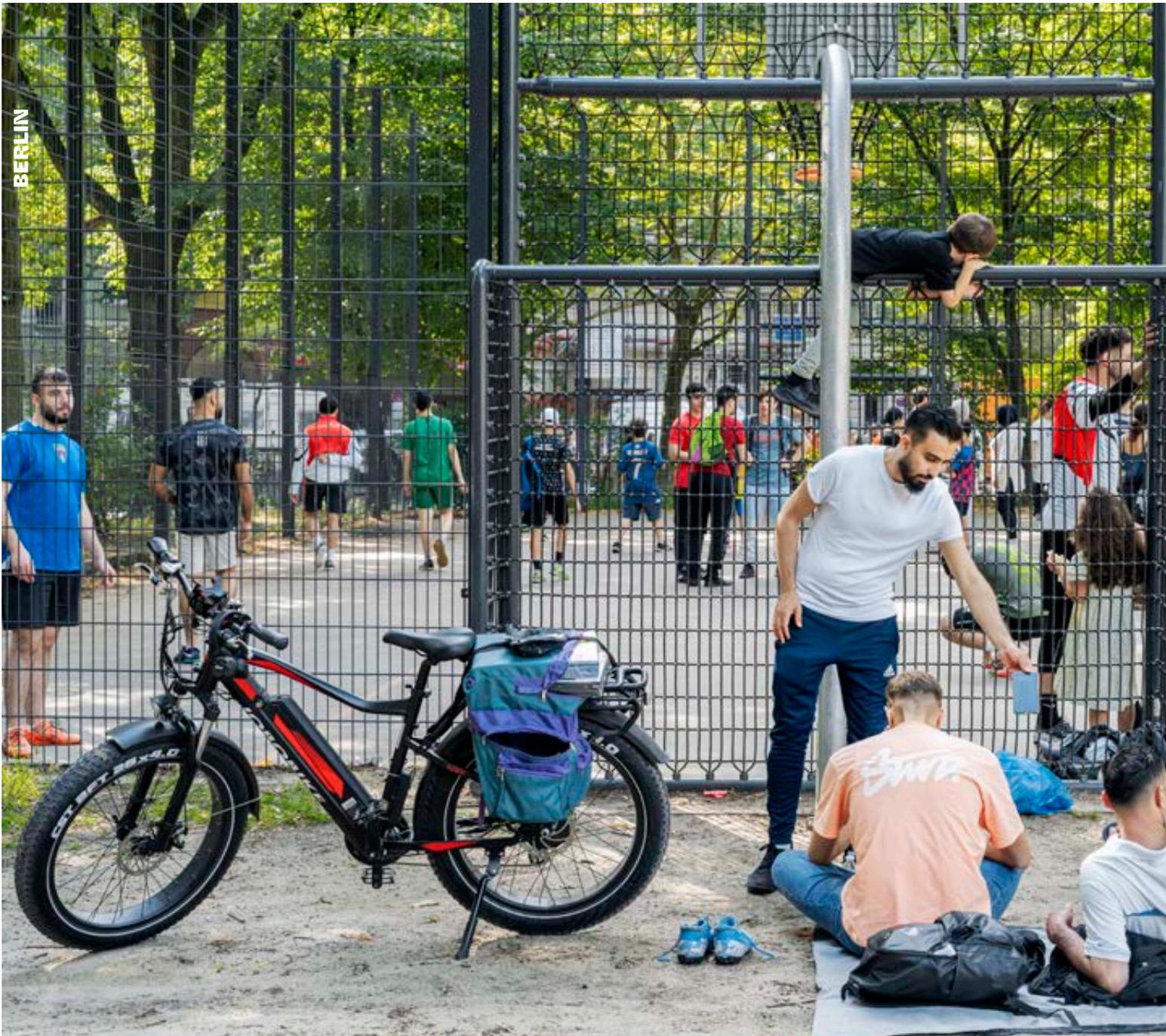
**S**onntag ist bei den Nassars Familientag. Dann gehen sie gerne in der Neuköllner Sonnenallee arabisch essen. Die Geschäfte hier heißen etwa „Sultan Zwei Bäckerei“ oder „Tepeli Mofid Friseursalon“. Auf den Bürgersteigen liegen Zigarettenstummel, Kaffeebecher, hier und da Sperrmüll. Seit er in Deutschland lebt, findet Nassar den Müll beschämend. „Da muss man als Araber auch mal selbstkritisch sein.“

Gaza, die Menschen dort, ihre Sitten kommen ihm manchmal fremd vor. „In arabischen Familien lieben sich die Menschen total. Aber wenn es Streit gibt, ist das wie weggeblasen“, sagt Nassar. Vor ein paar Jahren habe es unter seinen Verwandten in Gaza wegen Banalitäten eine Riesendiskussion gegeben. Alle seien superaggressiv geworden. In Deutschland sei man rationaler, weniger emotional. Also habe er mit seiner deutschen Erfahrung versucht zu schlichten, vergeblich. „Irgendwie ging es da nur um falschen Stolz. Ich konnte das echt nicht mehr nachvollziehen“, sagt Nassar heute.

Trotzdem bleibt er Gaza eng verbunden. Die deutsche Staatsbürgerschaft habe er nur angenommen, weil er den Reisepass der palästinensischen Autonomiebehörde behalten durfte. Jeder mit so einem Pass habe Recht auf Land in Palästina. So sieht es Nassar. Das Dokument aufzugeben, hieße, auch die Verantwortung für Palästina aufzugeben. Für ihn ein Verrat. Und er über-

NICHT MEHR DORT UND NICHT MEHR HIER

**PROPALÄSTINENSISCHE DEMONSTRANTEN** randalieren im Juli 2024 in der Sonnenallee. Arabische Ladenbesitzer aus der Straße beschimpfen sie als „Volltrrottel“.



weist den Verwandten in Beit Hanun immer wieder Geld, derzeit etwa 500 Euro im Monat. Auch sein Bruder, der als Apotheker ebenfalls in Berlin lebt, gibt dazu.

**G**emeinsam zahlen sie einem anderen Bruder eine Ausbildung zum Richter in Gaza, wo die Hamas ein an der Scharia orientiertes Recht eingeführt hat. Die meisten Richter dort stünden der Hamas nahe, sagt Nassar. Sein Bruder jedoch nicht. Der sei parteilos. Als Vater Ali 2015 an Krebs erkrankt, organisiert Nassar eine Behandlung in der Charité. Aber schnell wird klar: Ali hat nicht mehr lange zu

leben. Er solle ihn zurück nach Gaza fliegen, bittet Ali seinen Sohn. Er wolle auf heimischer Erde sterben. Nassar erfüllt ihm den Wunsch.

Sommer 2023. Zum ersten Mal reist Nassar mit seiner Frau und den Kindern nach Beit Hanun. Er zeigt ihnen seinen alten Kindergarten, seine alte Schule, die Palmen in der Straße, in der er aufgewachsen ist. „Die standen schon da, als ich ein kleiner Junge war. Ich habe mich so gefreut, sie wiederzusehen“, sagt er. Freunde kommen zusammen, um den Besuch aus Deutschland zu begrüßen. Wieder schlachten sie ein Lamm.

**Von der Wohnung, die Nassar vor wenigen Monaten ausbauen ließ, ist nichts mehr übrig. Vor dem Haus liegen Trümmer und kaputte Möbel.**



**PALÄSTINA-AKTIVISTEN** veranstalten in Berlin-Kreuzberg ein Fußballturnier. Die Teams heißen Free Palestine oder Team Gaza.

Nassar spürt seine Kindheit, seine Wurzeln, die Sprache, die Palmen, das Essen. Er läuft durch das Haus, auf dessen Fassade sein Vater vor 39 Jahren das Lammb Blut gestrichen hatte. Er merkt: Nicht nur Deutschland mit seiner Sicherheit, mit der Karriere, der Demokratie, den rationalen Menschen ist seine Heimat. Er gehört auch hierher, nach Gaza, nach wie vor. Im zweiten Stock lässt Nassar eine Wohnung ausbauen, damit er einen Ort hat, zu dem er zurückkehren kann.

Und nach Jahrzehnten in Deutschland sieht er jetzt den Empfangsraum, in dem sein Vater die Gäste begrüßt hatte, mit anderen Augen: Die bestickten Sitzmatten, das zierliche Teeeschirr. Alles so typisch arabisch, so schön, sagt Nassar. So etwas will er auch in sein Haus in Spandau bauen. Am 10. September, 28 Tage vor dem Überfall der Hamas, fliegt die Familie zurück nach Berlin.

**A**m 7. Oktober 2023 arbeitet Nassar in Peine. Er hat dort als Honorararzt eine Schicht übernommen. Im Bereitschaftszimmer zieht er sich gerade seinen Arztkittel an. Da summt sein Handy. „In Palästina ist die Hölle los“, schreibt ein deutsch-palästinensischer Freund. Dazu schickt er Bilder von Hamas-Kämpfern, die durch den Zaun nach Israel eindringen. Das wird böse enden, habe Nassar gedacht. Die Israelis würden hart zurückschlagen.

An diesem Wochenende töten Hamas-Terroristen rund 1.200 Menschen, die meisten von ihnen israelische Zivilisten. Sie vergewaltigen Frauen, verwüsten ganze Siedlungen. Die deutschen Medien berichten ausführlich. Aber Nassar sieht das anders. Die Hamas-Kämpfer hätten nur Soldaten getötet und Zivilisten als Geiseln genommen, sagt er. Außerdem seien die Geiseln gut behandelt worden. So habe er es auf Al Jazeera und in sozialen Medien gesehen.

Nicht nur Nassar denkt so. Laut der Umfrage eines sozialwissenschaftlichen Instituts in Ramal-

**IMMER AUF SEINEM HANDY**  
**DABEI:** Das Foto vom zerstörten Haus in Gaza.

lah glaubten im Dezember 2023 etwa 90 Prozent der Palästinenser im Westjordanland und in Gaza, dass die Hamas am 7. Oktober „keine Gräueltaten“ begangen habe.

**I**m November 2023, einige Wochen nach dem Hamas-Überfall, sitzt Nassar in seiner Berliner Praxis. Gerade ist ein Patient hinausgegangen, gleich wird der nächste kommen. Nassar nimmt sein Handy vom Tisch. Sein Neffe hat Fotos geschickt: Nach einem Bombenangriff sind vom Haus der Familie in Beit Hanun nur noch Säulen und Geschosdecken übrig. Alle Fenster, die Fassade mit dem Lammb Blut, das Unheil fernhalten sollte, sind zerstört. Von der Wohnung, die Nassar vor wenigen Monaten ausbauen ließ, ist nichts mehr übrig. Vor dem Haus liegen Trümmer und kaputte Möbel. Auch die Palmen aus seiner Kindheit sind zerstört. Nassar schluckt. Irgendwie hatte er es geahnt. Immerhin: Seine Verwandten sind am Abend zuvor nach Chan Younis geflohen. Der nächste Patient kommt rein. Nassar legt das Handy weg. Aber die Bilder bleiben in seinem Kopf. „Guten Tag, wie kann ich Ihnen helfen?“ Er funktioniert einfach weiter. So erinnert er sich.

Wenn der Empfang es zulässt, telefoniert er jetzt jeden Abend mit seinen Verwandten. In Beit Hanun stehe kaum noch ein Haus, erzählen sie. Sie schla-



fen in Zelten, aber nie zusammen im selben, damit sie nicht alle auf einmal sterben, wenn wieder Bomben fallen oder Raketen einschlagen. Einige bekommen Hautkrankheiten. Irgendwann erzählen sie, dass sie seit Monaten kein Fleisch gegessen hätten. Da habe er Tränen unterdrücken müssen, sagt Nassar, auch weil er und seine Familie in Berlin jeden Tag Fleisch essen. Manchmal fragen die Verwandten, was er heute gegessen habe, einfach so als Smalltalk. Brot und Tomaten, sagt er dann.

**O**b er jemals nach Gaza zurückkann? Bei dieser Frage schnürt es Nassar die Kehle zu. Aber auch sein Leben in Berlin fühlt sich anders an. Tim zum Beispiel, seit Studientagen einer seiner besten Freunde, meldet sich seit dem 7. Oktober nicht mehr. Nassar hat mit Tims Frau gesprochen, hat seinen Freund grüßen lassen. Keine Reaktion.

Wenn er mit seinem E-Fahrrad zur Arbeit fährt, kommt er auf dem Theodor-Heuss-Platz am Mahnmal für die Opfer von Flucht und Vertreibung vorbei. „Freiheit, Recht, Friede“ steht darauf. „Deutschland gibt vor, für diese Werte zu stehen. Aber für Palästinenser scheinen die nicht zu gelten“, sagt Nassar. Klar, Israel dürfe sich verteidigen. Aber nicht so. Das Land habe den ganzen Gazastreifen kaputtgebombt, mehr als 40.000 Menschen getötet. Israel nehme den Palästinensern ohnehin seit Jahrzehnten immer mehr Land weg und begehe jetzt einen Völkermord vor den Augen der Welt. „Und was tut Deutschland? Nichts! Im Gegenteil: Es unterstützt Israel noch dabei!“ Nassar, der sonst bedächtig spricht, wird laut, lässt sich kaum noch unterbrechen. Er zahle Tausende Euro Steuern im Jahr. Damit kaufe die Ampel Waffen für Israel. „Ich töte praktisch meine eigene Familie mit diesem Geld!“

Bei der Europawahl hat Nassar nicht wie zuvor SPD oder Grüne gewählt. Die hätten sich alle als Heuchler erwiesen. Stattdessen habe er für das BSW gestimmt. Sahra Wagenknecht erhebe als Einzige ihre Stimme gegen „Deutschlands blinde Politik gegenüber Israel“.

Die Hamas, von Deutschland offiziell als Terrororganisation eingestuft, erwähnt Nassar von sich aus nicht. Nach ihr gefragt, zögert er. Die Hamas sei Teil der Gesellschaft in Gaza, sagt er dann und nennt ein Beispiel: Vor eini-

## „Israel ist nun mal da. Deshalb müssen wir verhandeln.“

gen Jahren sei sein Studienfreund Omar in Gaza gestorben. Weil Omar viel an örtliche Krankenhäuser gespendet hatte, habe Hamas-Chef Ismail Haniyya auf der Beerdigung für Omar gebetet. Inzwischen hat der israelische Geheimdienst Haniyya getötet.

Nassar zögert wieder. „Ich lehne jede Gewalt und jede extremistische Ideologie ab“, sagt er, „und die Hamas ist in mancher Hinsicht extrem.“ Einige Mitglieder seien komplett gegen Israel, wollten ganz Palästina „befreien“. Er hingegen erkenne Israels Existenzrecht innerhalb der Grenzen von 1967 an. „Israel ist nun mal da. Deshalb müssen wir mit ihnen verhandeln“, sagt er.

Leben und leben lassen, Kompromissbereitschaft, das habe ihm in Deutschland doch so gut gefallen. Jetzt aber, mit täglich neuen schrecklichen Bildern aus Gaza und Todesnachrichten unter seinen Bekannten, falle es

**NASSAR SAGT, er schaue keine deutschen Fernsehsender mehr. Er vertraue deren Nahost-Berichterstattung nicht. In seinem Wohnzimmer läuft stattdessen der katarische Sender Al Jazeera.**

ihm schwer, weiter an dieses Deutschland zu glauben.

Nassar macht etwas, das er früher kaum gemacht hat. Er geht demonstrieren. Nicht in der Sonnenallee, wo immer wieder palästinensische Jugendliche randalieren. Das findet er kontraproduktiv. Stattdessen bindet er sich sein Kufiya-Tuch um den Kopf und fährt in einem offenen Mini-Transporter mit einem Autokorso durch Berlin. „Viva Viva Palästina“, ruft er und schwenkt eine palästinensische Fahne. Einige Passanten zeigen den Protestierenden den Mittelfinger. Irgendwer wirft Eier auf den Korso. Eines trifft Nassar am Bein. Umgekehrt greift eine Handvoll der propalästinensischen Demonstranten laut Medienberichten ein jüdisches Paar am Straßenrand an. Das sei eine Minderheit gewesen, sagt Nassar. Die meisten Demonstranten lehnten – wie er selbst auch – Gewalt ab.

**E**r läuft außerdem bei Demonstrationen in Berlin mit. Journalisten berichten, sie seien bei solchen Demos bedroht worden. Einige Demonstranten sagen, die Medien in Deutschland würden alle von Zionisten kontrolliert. Eine antisemitische Verschwörungserzählung. Auch Nassar glaubt, dass Zionisten die deutschen Medien systematisch beeinflussen. Wieso sonst würden die Taten der Hamas als Terrorismus und nicht als Widerstand bezeichnet? Wieso sonst nenne niemand Israels Krieg in Gaza einen Genozid? Kritische





**MOHAMMED NASSAR** vor seinem Haus mit alpenländischer Fensterbemalung. Die Palästina-Flagge weht über dem Eingang.

Berichte über Israels Kriegführung tut er als Einzelfälle ab.

Es sei außerdem ein Fehler, dass Deutschland sich nur für die im Holocaust getöteten Juden interessiere. Kinder sollten in der Schule auch etwas über Massaker an Palästinensern lernen. Nicht zuletzt der Nationalsozialismus habe Juden dazu gebracht, Palästinensern Land wegzunehmen. Deutschland solle deswegen im Nahost-Konflikt neutral bleiben.

Wieder wird Nassar nachdenklich. „Vielleicht“, er zögert, „vielleicht brauchen wir Palästinenser eine moderatere Taktik. Dann würde man uns besser verstehen.“ Sein Traum sei es, dass sich alle Juden und alle Palästinenser in Palästina frei bewegen könnten, egal ob in einem Staat oder in zwei Staaten. „Aber ich glaube nicht, dass ich das noch erleben werde.“

Nach der Trauerfeier in Tempelhof sind inzwischen einige der Älteren ge-

gangen. Ein Bekannter zeigt Nassar eine Liste auf seinem Handy. Mehr als 50 Namen stehen darauf. Es seien die Toten der letzten Woche aus Gaza-Stadt. „Märtyrer“, sagt Nassar, „sie sind für Palästina gestorben. Das dürfen wir niemals vergessen.“ Für ihn sind alle Palästinenser, die durch israelische Gewalt sterben, Märtyrer.

**V**erwandte von ihm stehen nicht auf der Liste. Aber zurückgerufen haben sie auch nicht. Doch dann – ping – bekommt Nassar eine WhatsApp-Nachricht: „Lieber Mohammed, wir sind alle wohlauf“, schreibt seine Schwester. Erleichterung. Zumindest für einige Stunden.

Gleich wird Nassar sich in seinen Porsche setzen und nach Spandau zu seiner Familie fahren. „Am liebsten würde ich wegziehen“, sagt er. Nach Ägypten oder Jordanien. Aber seine Frau wolle bleiben, in ihrem Haus, in der Nähe ihres Schwagers in Lichtenberg. Und er, Nassar, möchte keinen Konflikt mit seiner Frau. Wenigstens in seinem Haus solle Frieden herrschen.



**PHILIP BARNSTORF** und **LENNY STEINHAUER** rannten auf der Suche nach Protagonisten nachts mit propalästinensischen Randalierern die Sonnenallee entlang und fuhren auf einer Transporter-Ladefläche bei einem Autokorso mit. Was sie dabei gelernt haben: Der Krieg im Nahen Osten fordert die Idee von Deutschland als Einwanderungsland heraus.

# BIS

Klettern ist ein Gravitationssport – leicht sein verspricht Erfolg. Die Chance auf Medaillen treibt viele Elitesportler\*innen in Essstörungen. Hannah Schubert und Sebastian Halenke kletterten an der Weltspitze. Dann wurden sie krank.

Der IFSC World Cup in Chamonix am Fuß des Mont Blanc ist eines der Highlights der Wettkampfsaison.

# NEHMEN SIE SICH S

# 52



**SEBASTIAN HALENKE** am Gasherd in seinem Wohnmobil. Menschen mit Essstörungen verwenden häufig das immer gleiche Geschirr, um ihre Portionen besser kontrollieren zu können.



BIS SIE SCHWEBEN

annah Schuberts Blick ruht auf der Kletterwand. Hier im Innsbrucker Kletterzentrum hat sie die Alpen im Rücken. Sie stellt die Füße hüftbreit auf, dreht die Hüfte ein und winkelt die Ellbogen an. Dann greift sie mit einer Hand in die Luft, kreuzt den anderen Arm darüber, legt den Kopf zur Seite, zieht mit der rechten Hand nach links. Ja, so könnte es gehen.

Shubert hat ihre hellbraunen Locken zum Pferdeschwanz gebunden, ihre Hände sind gesprenkelt mit Sommersprossen. Es sind starke Hände an starken Armen. Sie prüft den Achterknoten an ihrem Klettergurt, läuft auf die Wand zu, greift in den Magnesiumbeutel, der um ihre Hüfte baumelt, bestäubt sich die Hände und macht den ersten Griff.

Wenn es läuft, fühlt sich Klettern an, als würde der Körper ein Programm abspielen. Der Kopf schaltet sich mit den ersten Zügen aus. Finger finden Halt an kleinen Rissen, Fingerkuppen drücken sich in Stein, als könne er nachgeben, Füße kreuzen wie im Ballett, Zehenspitzen schieben sich übereinander. Es zählen Technik, Ausdauer und Kraft. Und es gilt: Je weniger man wiegt, desto leichter kommt man nach oben. Viele Kletter\*innen kämpfen deshalb mit ihrem Gewicht.

Hannah Schubert zählte zu Österreichs größten Nachwuchstalenten, bis sie an einer Essstörung erkrankte. Genau wie Sebastian Halenke, Athlet im deutschen Nationalkader und Weltcupsieger. Sie wissen, dass sie keine Einzelfälle sind. Beide erzählen hier ihre Geschichte, um anderen zu zeigen, dass sie mit ihren Erfahrungen nicht allein sind.

Eine Studie aus dem Jahr 2020 im Journal Frontiers zeigte, dass 6,3 Prozent der Wettkampfkletterer und 16,5 Prozent der Wettkampfkletterinnen eine Essstörung haben. Viele sind so unterernährt, dass ihre Periode ausbleibt. Zum Vergleich: In der Gesamtbevölkerung sind je nach Geschlecht und Krankheit 0,02 bis 2,8 Prozent essgestört. Der Präsident der International Federation of Sport Climbing, kurz IFSC, sagte 2023 über die Kletter\*innen bei den Weltcups trotzdem: „Nach den uns vorliegenden Informationen sind alle gesund.“

Der Klettersport hat ein Problem: Diejenigen, die ihren Körper zerstören, gewinnen Europa- und Weltmeisterschaften, klettern neue Rekorde. Das ist nicht nur unfair, es ist lebensgefährlich. Kurzfristig wirkt Hungern wie Doping, langfristig ist es ein Fluch. Der Teamarzt des deutschen Kletterkaders, Volker Schöffl, warnt die IFSC seit Jahren, dass die Mangel-



Trophäen in Hannah Schuberts Zimmer in Innsbruck. Neben dem Fenster hängen all ihre Medaillen an einem Brett, ein Geschenk ihres Bruders.



**HANNAH SCHUBERT** vor ihrem Elternhaus in Innsbruck. „Klettern war mein zweites Zuhause.“



Kurz vor Beginn des Finales haben die Athlet\*innen wenige Minuten Zeit, um sich die Wettkampfroute einzuprägen und Schlüsselstellen zu erkennen.

erscheinungen, die mit dem Hungern einhergehen, tödlich sein können. Bisher schreiten Verbände nicht ein, wenn Athlet\*innen ihre Gesundheit aufs Spiel setzen. Warum erhalten die Sportler\*innen keine Hilfe? Ist es ein Systemfehler? Oder will niemand, dass sich etwas ändert, weil verstecktes Hungern ein Erfolgsrezept ist?

Hannah Schubert wuchs unter Profikletter\*innen auf, mit 13 Jahren kam sie ins österreichische Nationalteam und trainierte siebenmal die Woche. Als ihr Vater die Treppe heruntergelaufen kommt, trägt er ein altes Wettkampfhemd seines Sohnes, auf dem Rücken die österreichische Flagge. Bei Olympia holte Hannahs Bruder, Jakob Schubert, dieses Jahr Bronze. Hannah Schubert wollte schon als Fünfjährige anfangen zu klettern, aber ihre Eltern ließen sie erst an ihrem sechsten Geburtstag in die Halle.

Heute ist Schubert 27 Jahre alt. Mit ihrem Vater wohnt sie in dem gelben Haus in Innsbruck, in dem sie aufgewachsen ist. Ihre Geschwister sind ausgezogen, ihre Mutter starb früh. Aus Schuberts Fenster sieht man die Alpen, daneben hängt ein Brett mit Dutzenden Medaillen, ihre Pokale füllen ein ganzes Regal. „Klettern war mein zweites Zuhause. Das war alles, was ich war und was ich jemals sein wollte“, sagt sie.

Schubert lernte früh: Wer gut klettern will, sollte wenig essen. Als sie 13 Jahre alt war, sagte ein Trainer, dass Nudeln „schlechte“ Lebensmittel seien. Sie hörte, dass man einer slowenischen Athletin beim Trainingslager weniger zu essen gab als anderen, die Trainer fanden sie „zu fett“, erinnert sie sich. Bei Leistungsüberprüfungen wurde vermeintlich zu hohes Körpergewicht als Schwäche markiert. Heute sagt sie: „Ich kenne niemanden im Klettersport, der keine Probleme mit dem Essen gehabt hat oder nicht in Gefahr war, reinzurutschen. Weil das Thema Gewicht so präsent ist.“

Die österreichische Sportpsychologin Madeleine Crane berät Kletter\*innen, Jugendliche wie Olympioniken, zu mentaler Gesundheit. Sie sagt: „Leistungssportler\*innen identifizieren sich oft so sehr mit ihrem Sport, dass sie ihr Selbstwertgefühl an ihren Erfolg und ihren Körper koppeln.“ Die Gesellschaft erwarte, dass Kletter\*innen schlank seien. Druck, der in eine Essstörung münden könnte.

Nach ihrem Schulabschluss 2018 konzentrierte sich Schubert ganz aufs Klettern. Und darauf, abzunehmen. Sie lud sich eine App zum Kalorienzählen herunter, folgte Fitness-Influencerinnen, ließ erst die Nudeln weg, dann das Brot, aß Salat ohne Dressing. Wenn sie es schaffte, nur 900 Kalorien am Tag zu essen, dachte sie: Cool, morgen noch weniger. In einem Monat nahm sie vier Kilo ab.

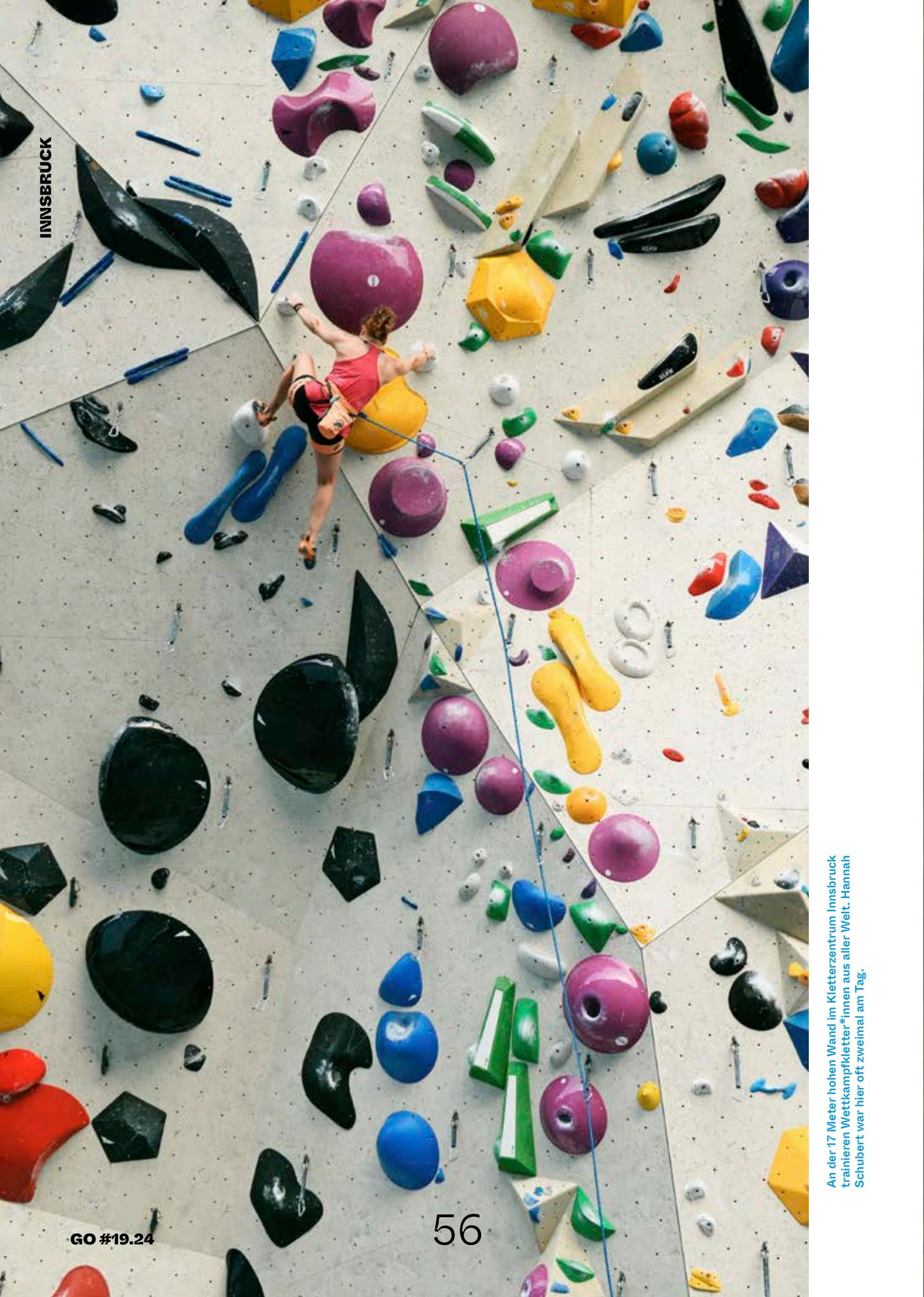
Sie trainierte und schlief, für alles andere fehlte ihr die Energie. Als sie mit ihrer Schwester ins Freibad radelte, musste sie am Berg schieben. Aber beim Training hatte sie das Gefühl, die Wand hochzuschweben.

In diesem Sommer hatte Schubert ihre größten Erfolge. Bronze beim Weltcup, WM-Finale in Innsbruck. Beim Weltcup in China verglich sie ihren Teller mit denen der anderen. „Du sitzt da mit deinem trockenen Reis und Brokkoli und denkst: Scheiße, die essen nur Brokkoli.“

Um ihre Kletterkarriere zu finanzieren, machte Schubert im Herbst nach ihrer Matura eine Grundausbildung beim Österreichischen Bundesheer. Schubert war die einzige Frau unter 43 Männern. Sie fühlte sich einsam.

Auf dem Gang der Kaserne stand ein Snackautomat. Eigentlich alles zu fettig, zu zuckrig, zu salzig. Aber weil sie vom Marschieren so hungrig war, kaufte sie sich ein Twix. Draußen war es dunkel, Schneeflocken schlugen an die Fensterscheibe, Schubert saß allein in ihrem Sechsbettzimmer und fragte sich bei jedem Bissen, wie sie so lange darauf hatte verzichten können. Der Snackautomat wurde ihr Trostspender.

Die Grundausbildung war nach drei Wochen vorbei, die Essattacken nahm Schubert mit nach Hause. War sie allein, aß sie alles, was sie im Haus finden konnte, durchwühlte das Zimmer ihrer Schwester nach Schokolade. In sechs Wochen nahm sie zehn Kilo zu. „Ich hab mich gefühlt wie ein wildes Tier“, er-



An der 17 Meter hohen Wand im Kletterzentrum Innsbruck trainieren Wettkampfkletter\*innen aus aller Welt. Hannah Schubert war hier oft zweimal am Tag.



**SEBASTIAN  
HALENKE** wollte sich  
ohne Shirt fotografieren  
lassen, um zu zeigen,  
dass man Essgestörten  
ihre Krankheit nicht  
immer ansieht. Er brach  
wegen seiner Essstörung  
den Kontakt zur Außen-  
welt ab und hörte auf  
zu klettern. Bis er wieder  
auf einem Weltcup-  
Podium stand, dauerte  
es drei Jahre.

Nach dem Früh-  
stück ging er  
spazieren, drei  
Stunden, vier  
oder fünf.  
Damit er nicht zu  
Hause war, wenn  
der Hunger kam,  
sondern draußen  
im Wald, wo kein  
Kühlschrank  
stand.



Klettern ist eine Gravitationssportart. Das Gewicht der Athlet\*innen ist ausschlaggebend über Erfolg oder Misserfolg.

innert sie sich. Irgendwann verlor sie ihr Sättigungsgefühl, plante ihre Essattacken, kaufte dafür ein. Sie entwickelte eine Essstörung: Binge-Eating.

Die Fressanfälle trösteten für den Moment, bis das schlechte Gewissen sie einholte. Beim Klettern, sagt sie, spürte sie jedes Gramm. Schubert rutschte in eine depressive Episode. „Ich dachte: Ich bin ja nichts außer Klettern, ich bin ja nur das.“

Im Klettersport ist von April bis Oktober Weltcupseason, geklettert wird auf der ganzen Welt, um Siege und Weltranglistenplätze. In jedem Cup gibt es drei Runden: Qualifikation, Halbfinale, Finale. Eine Goldmedaille bringt etwa 4.000 Euro Preisgeld. Alle zwei Jahre messen sich die Besten der Besten zusätzlich bei der Weltmeisterschaft. Weltcups und WM werden von der IFSC ausgerichtet.

Für jeden Wettkampf werden neue Routen entwickelt. Die Athlet\*innen warten hinter einer Wand, bis sie aufgerufen werden. Dann stehen sie vor Routen, die noch nie geklettert wurden. Was zählt, ist schnell zu begreifen, wie man hochkommt. Sebastian Halenke sagt: „Es gibt wahrscheinlich kaum eine Lebenssituation, die so komprimiert intensiv auf einen Moment ausgerichtet ist wie ein Kletterwettkampf.“

Wenn man Berichte über Halenke liest, seinen Instagram-Account verfolgt, erfährt man von seiner verletzten Schulter und dem kaputten Knie. Von einem Körper, den der Leistungssport mal hier, mal da gebrochen hat. Von seiner Essstörung liest man nichts. Er hat noch nie öffentlich darüber gesprochen.

Halenke kletterte seinen ersten Wettkampf mit 12. Er sagt, er habe schon mit 14 gewusst, dass er schwerer war als die Kletterer, die ganz oben in der Weltrangliste standen. Damals habe er sich nichts daraus gemacht. Bis zur Saison 2014, wo er mit 19 Jahren Finale um Finale verpasste und beschloss abzunehmen.

Heute ist Halenke 29 Jahre alt. Die Sonne scheint in sein Wohnmobil, das auf einem Wanderparkplatz bei Genf steht, der ausgebauten Citroën ist sein zweites Zuhause. Halenke schaut in seine Handykamera. Sein knallroter Irokesenschnitt fällt ihm in Wellen über den Kopf. Er ist unterwegs zum Klettern Richtung Valence, 2009 wurde er dort Jugend-Weltmeister.

Nachdem er 2014 beschlossen hatte abzunehmen, frühstückte er nur noch Magerquark und Obst. „In so einer Schüssel etwa“, sagt er und formt mit Zeigefingern und Daumen einen Kreis. Nach dem Frühstück ging er spazieren, drei Stunden, vier oder fünf. Damit er nicht zu Hause war, wenn der Hunger kam, sondern draußen im Wald, wo kein Kühlschrank stand. Am Nachmittag aß er ein halbes Stück Kuchen mit seinen Eltern; zu Abend das, was sein Vater kochte, nur nie zu viel. Bis zu diesem einen Abend. Die Familie grillte im Garten, er aß zwei Stücke Fleisch, ein bisschen Brot, Oliven, Paprika. Trank ein Glas Wein. Aß ein paar Artischocken. Schokolade. Ein paar Chips. Nüsse. Gummibärchen. Eis. Noch mal Chips. Bis ihm kotzübel war. Er rannte zum Klo, spuckte alles wieder aus. Und merkte, wie leicht das ging.

Halenke erbrach sich ab da immer wieder, zunächst sporadisch, ab 2016 schon bis zu dreimal die Woche. 2017 zeitweise nach jeder Mahlzeit. Er nutzte es, um abzunehmen, wenn er die Kontrolle beim Essen verlor. Die Diagnose: Ess-Brech-Sucht. Noch heute weiß er auswendig, wie viel er in diesen Jahren wog, auf die Nachkommastelle genau.

Beim Training krampften seine Muskeln, ihm fehlte die Körperspannung. Er nahm trotzdem weiter ab. Am Fels kletterte er Routen im elften Schwierigkeitsgrad. Die schwerste Route, die je geklettert wurde, ist eine 12.

Nimmt man weniger Kalorien zu sich, als man verbraucht, fällt der Körper in einen Energiesparmodus. Wird das durch Sport bedingt, lautet die Diagnose Red-S, das relative Energiedefizitsyndrom im Sport. Es wirkt sich auf das Immunsystem aus, das Herz-Kreislauf-System und den Hormonzyklus. Knochen werden brüchig, das Herz kann versagen. Dann ist Red-S tödlich.

Volker Schöffl ist seit 28 Jahren Teamarzt des deutschen Kletterkaders, seit 2009 war er Mitglied

Hannah Schubert (r.) überlegt, wie sie die Route klettern möchte. Mia Støver Wollebæk, die frühere norwegische Meisterin, hörte wegen ihrer Mager sucht auf, Wettkämpfe zu klettern.

der medizinischen Kommission der IFSC. Red-S, betont er, komme in jeder Sportart vor, in der Gewicht eine Rolle spielt, beim Skispringen, beim Kunstturnen, beim Rennradfahren. Nur gebe es beim Klettern Daten, die das Problem klar belegen. Seit mittlerweile zehn Jahren werden ein- bis zweimal im Jahr Body-Mass- und Mass-Index aller Wettkampfkletter\*innen von den nationalen Verbänden gemessen; der Mass-Index (MI) stellt das Verhältnis von Gewicht zu Körperoberfläche dar. 2022 sammelten Schöffl und seine Kollegen der Medizinischen Kommission bei jedem Weltcup Gesundheitswerte der Athlet\*innen. Würde die IFSC verantwortlich mit den Sportler\*innen umgehen, sagt Schöffl, hätte sie aus diesen Daten längst Konsequenzen gezogen.

Schöffl versucht seit mehr als zehn Jahren Regeln einzuführen, um Athlet\*innen vor Red-S zu schützen. Ein fertiges Konzept habe 2022 auf dem Tisch gelegen, so Schöffl, aber die IFSC habe es blockiert.

„Ich kenne niemanden im Klettersport, der keine Probleme mit dem Essen gehabt hat oder nicht in Gefahr war reinzurutschen. Weil das Thema Gewicht so präsent ist.“



Schriftlich erklärt diese, das Konzept wäre nicht ausreichend gewesen.

Im März 2022 versprach IFSC-Präsident Marco Sclaris neue Maßnahmen. Außerdem würde die IFSC von nun an die Gewichtsmessungen übernehmen, die die nationalen Verbände bisher freiwillig durchführten. Als Mitte 2023 weder Maßnahmen veröffentlicht noch Messungen vorgenommen waren, trat Schöffl gemeinsam mit dem Vorsitzenden aus der Medizinischen Kommission der IFSC aus.

Es gibt ein YouTube-Video, das Halenke ein paar Tage nach dem Weltcup in Arco 2017 zeigt. Bevor er den Fels hochklettert, scherzt er, er habe am Vortag zu viel Wein getrunken, und Grappa. „Italien halt“. Als er kurz vor dem Ziel stürzt, schreit er ein ohrenbetäubendes „Nein! Fuck!“. Er tobt: „Ich bin gerade so schwach! Verdamm!“ Am Boden angekommen, ohrfeigt er sich selbst.

Am Tag vor dem Weltcup hatte er getrunken, sich übergeben. Er habe sich verkehrt am Platz gefühlt, erzählt er, sei mit müdem Körper geklettert. Nach dem Weltcup und den Tagen am Fels setzte er sich in sein Wohnmobil. Er wollte wieder normal essen, mental klarkommen. Am ersten Tag hatte er noch Hoffnung, dass er es am zweiten schaffen würde. Die Hoffnung starb am dritten Tag. Nach fünf Tagen übergab er sich nach jeder Mahlzeit. Noch im Auto rief er seine Eltern an, gestand ihnen alles und fuhr nach Hause.

Halenke hörte auf, für Wettkämpfe zu trainieren. Er begann eine Therapie, erbrach seltener, aber gesund wurde er nicht. Bislang hatte er nur für ein Ziel gelebt: den nächsten Wettkampf gewinnen. Jetzt fehlte ihm jeder Anreiz, seine Essstörung zu überwinden.

Erst nach vier Monaten raffte er sich auf, wollte wieder Wettkämpfe klettern. Zwei Monate blieb er clean. Überfraß sich kein einziges Mal, trainierte regelmäßig. Aber an seine frühere Leistung kam er nicht heran. Eine Weile konnte er das schlucken, aber es nagte an ihm. Mit vier Kilo weniger würde er besser klettern. Als er sich das gestand, trank, aß, erbrach er wieder.

Sein Therapeut überwies ihn an einen Psychiater. Der verschrieb ihm Fluoxetin, ein Antidepressivum. Fluoxetin mindert den Appetit, aber Halenkes Fressanfälle stoppte es nicht. Es machte ihn gleichgültig. Um überhaupt noch etwas zu spüren, verfiel er in Exzesse. Kein Tag ohne Erbrechen. Kein Abend ohne Alkohol. Drei Monate vergingen.

Am 7. Februar 2024 veröffentlichte die IFSC Richtlinien zum Schutz der Athlet\*innen vor Red-S. Fortan führen die nationalen Verbände jeweils zum Saisonstart Screenings durch, um Energiemangel und Essstörungen zu erkennen. Fallen die Ergebnisse von Fragebögen und medizinischen Tests unauffällig aus, dürfen die Athlet\*innen an Wettkämpfen teilnehmen, andernfalls müssen sie sich weiteren Messungen unterziehen: Knochendichte, Cholesterol, Schilddrüsenhormone, Testosteron und Wachstumsraten. Eine Ampelskala bewertet die

Gesundheitsrisiken – von Grün über Gelb und Orange bis Rot. Orange und Rot hieße Wettkampferbot. Zusätzlich gibt es bei den Wettkämpfen Stichproben tests. Scholaris betont, dass die IFSC damit versuche, medizinischen und rechtlichen Herausforderungen gerecht zu werden. Athlet\*innen wegen eines zu niedrigen BMI von Wettkämpfen auszuschließen, sei nicht möglich, die Ausgeschlossenen könnten den Verband deswegen verklagen. Ziel sei es aufzuklären und nicht, die Teilnahme an Wettkämpfen zu verbieten.

2024 führte die IFSC bei 25 von 45 Wettkämpfen Stichproben durch, auch bei Olympia. Die Auswahl der getesteten Athlet\*innen basierte auf Kriterien, die nicht öffentlich sind. Schöffl sagt, bei Olympia seien Athlet\*innen geklettert, die besorgniserregend dünn waren. Rein statistisch kann es nicht sein, dass alle Athlet\*innen gesund sind. Gesperrt wurde niemand. Wie kann das sein?

Fragt man die IFSC, wird klar: Auffällige Athlet\*innen direkt zu sperren, war nie das Ziel. Mitte Oktober erklärt sie, sie sammle vorerst Daten über einen längeren, nicht weiter definierten Zeitraum. Erst wenn klar sei, dass Athlet\*innen von Red-S betroffen sind, würde die IFSC sie orange oder rot einstufen und die Wettkampflizenz entziehen. Das könnte nächste Saison auf Basis der diesjährigen Daten passieren oder länger dauern. Es sei unmöglich zu sagen, „ob jemand morgen oder in den nächsten sieben Monaten gesperrt wird“.

Auf die Frage, wie die Richtlinien wirken, wenn nicht durch direkt umgesetzte Schutzsperren, antwortet die IFSC, ihnen sei wichtig, sicherzustellen, dass Athlet\*innen wirklich gefährdet sind, bevor sie

sie sperren. Aktuell würden dafür „Hunderte Tests“ mit den Daten der diesjährigen Saison durchgeführt.

Die Kletter-Szene hat mittlerweile begonnen, nach anderen Lösungen zu suchen. Eine besteht darin, die Wettkampfrouten kraftintensiver zu bauen, sodass mehr Muskeln, mehr Gewicht erforderlich sind, um zu gewinnen. Lange wurden Routen ausdauernd und mit vielen kleinen Griffen konstruiert. Vor allem in diesen Routen profitieren Athlet\*innen von wenig Gewicht. Baut man aber schwungvolle Bewegungen oder Sprünge ein, die Maximalkraft fordern, braucht es Kraft, die ein unterernährter Körper schwer aufbringen kann.

C

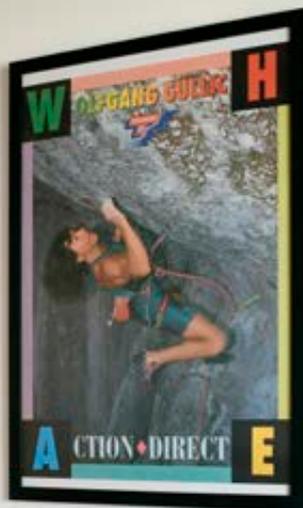
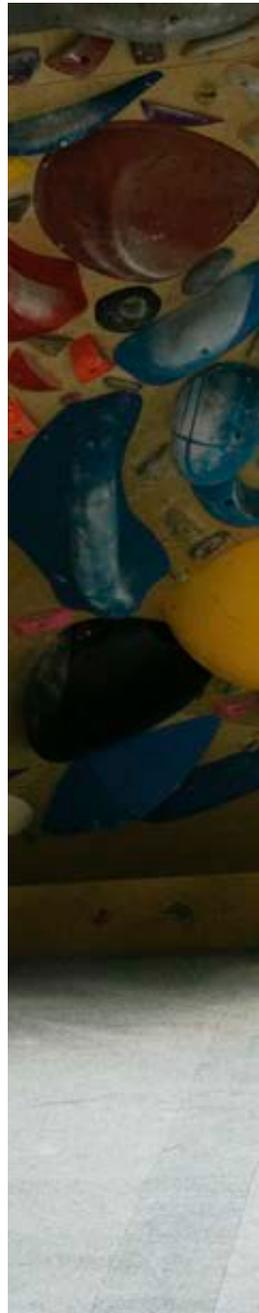
hris Hanke, 30, klettert seit 15 Jahren im deutschen Nationalkader und hat ein Kompetenzzentrum unter anderem für Routenbauer\*innen mitgegründet. Er sagt: „Der Routenbau ging eigentlich schon in die richtige Richtung.“ Bei den Weltcups schraubte man schwungvolle, kräftige Routen. Dann wurden bei Olympia und den Weltmeisterschaften Klettern und Bouldern zu Kombinationswettkämpfen.

Beim Bouldern klettert man kurze Routen von etwa fünf Metern ohne Seil. Wegen dieser Fusion, erklärt Hanke, würden die Verbände beim Klettern wieder mehr auf Ausdauer setzen, um es vom kraftintensiven Bouldern abzusetzen. Vor allem bei den Frauen. Warum, verstehe er nicht. Offiziell fordert die IFSC, Routen möglichst kraftintensiv zu schrauben, um Leichtgewichte nicht zu bevorzugen.

Eine andere Möglichkeit wäre ein Mindest-BMI bei Wettkämpfen. Falls Athlet\*innen den nicht haben, „könnten sie sich selbst überlegen, wie sie auf ihn kommen, durch mehr Kleidung oder eine Gewichtsweste“, sagt Volker Schöffl. „Das wären extreme Maßnahmen, die Athlet\*innen vermeiden wollen würden, indem sie zunehmen. Dann wäre der Vorteil des Untergewichts ausgeglichen.“

In einem Punkt sind sich alle einig, Verbandsfunktionäre wie Ärzt\*innen: Es braucht Aufklärung. „Die Grenzen zwischen kontrolliertem Essverhalten, gestörtem Essverhalten und Essstörungen verlaufen fließend“, sagt Madeleine Crane. Ein Spektrum, auf dem sich die meisten Leistungssportler\*innen bewegen. Hannah Schubert sagt: „Es gibt keine Aufklärung über das Risiko, in Essstörungen zu verfallen. Wie man damit umgehen kann, wenn man merkt, man rutscht ab. Wir wissen alle, dass das ein Thema im Klettersport ist, und ich würde mir wünschen, dass nicht einfach gesagt wird: Nimm ein, zwei Kilo ab. Ich wünsche mir, dass man da nicht alleingelassen wird. Das kann so viel Schaden anrichten.“

Hannah Schubert musste das Nationalteam nach der Saison 2021 verlassen. Ihre Leistung hatte abgenommen, sie schaffte die schweren Routen nicht mehr bis oben. 2022 kletterte sie ihren letzten Wett-



Besprechungsraum des „Kletterkompetenzzentrums“: Ein Plakat von Wolfgang Güllich erinnert an einen der bekanntesten Kletterer der 80er Jahre.



Die neuen Richtlinien könnten ein Signal sein: Runterhungern lohnt nicht. Aber bislang wird niemand gesperrt.

„Schwungvolle, kräftige Routen“.  
**CHRIS HANKE**, Mitbegründer eines Kompetenzzentrums für Trainer\*innen und Routenschrauber\*innen.

kampf, die European University Games in Polen. Niemand außer ihr wusste, dass es ihr letzter war. Sie gewann. Danach flog sie nach Amerika, fünf Wochen Roadtrip mit Freundinnen, die nichts mit Klettern zu tun hatte. Sie machte eine Therapie, drei Jahre lang. Ohne die, sagt sie heute, hätte sie es nicht rausgeschafft. Nicht aus der Essstörung und auch nicht aus dem Wettkampfklettern. Sie sagt: „Es war ein langer und definitiv kein einfacher Weg.“ Heute studiert Schubert soziale Arbeit. Das Klettern ist ihr geblieben, als Hobby. Sie geht viermal die Woche in die Halle.

Sebastian Halenkes Therapeut empfahl ihm im Frühjahr 2018 einen Klinikaufenthalt. Die Wartezeit auf einen Platz hätte sechs bis acht Monate gedauert. Zu viel, wusste Halenke. Er setzte sich stattdessen ein neues Ziel: den Weltcup in Chamonix. Er wusste, er würde ihn nicht gewinnen. Aber er wollte dabei sein. Am Ende wurde er Vierzehnter. Es war ihm egal. Zum

ersten Mal seit langer Zeit spürte er: „So fühlt sich Leben an! Das ist Leben!“

Es dauerte Jahre, bis er seine Essstörung endgültig überwunden hatte. Beim Weltcup in Briançon im Sommer 2024 klettert er im Finale. Als er am 41. von 48 Griffen stürzt, winkt er dem Publikum mit beiden Händen zu. Er lächelt.



**PAULINA ALBERT** und **FABIAN NIEBAUER** wollten am letzten Tag ihrer Recherche eigentlich selbst in der Fränkischen Schweiz klettern gehen. Wegen plötzlichem Wolkenbruch wurde der Fels dafür zu rutschig. Sie spielten stattdessen den halben Tag Schach.

**BIS SIE SCHWEBEN**

**SIE WILL WEG.**  
Matenin Kone  
erwartet eine  
kleine Tochter, die  
sie nicht in Suhl zur  
Welt bringen will.



ERIK  
HLACER



CARLOTTA  
STEINKAMP

# HINTER DEM ZAUN



**Sie wollen ihr neues Leben beginnen, doch sind sie zum Warten verdammt. Jede zweite Nacht schrillt der Feueralarm, dann müssen sie raus auf die Straße. Je länger sie bleiben, desto misstrauischer werden die Bewohner der Suhler Geflüchteten-Einrichtung. Über einen Alltag, der keiner ist.**



**ER SORGT SICH**  
um die Zustände im Camp.  
Berater Reinhard Hotop.

**Die Bewohner leben eingezäunt, was sie von außen wie Gefängnisinsassen wirken lässt, die sie nicht sind.**

# E

in lauer Sommermorgen im Thüringer Wald, wie er im Wanderbuch steht. Die ersten Trekking-Touristen sind

schon auf den Beinen; von den Aussichtspunkten der umliegenden Berge blicken sie herab auf Suhl und seine Ortsteile. Auf die Friedberg-Siedlung zum Beispiel. Eingebettet in viel Grün, hat sie aus der Ferne etwas Sanftes, etwas Geduldiges. Hier befindet sich die Erstaufnahmeeinrichtung für Geflüchtete.

Es ist kurz nach acht Uhr, als sich der Iraker Mahdi Kazem\* (22) in seinem Zimmer im Wohnblock 20 aus dem Bett fädelt. Er hat schlecht geschlafen, hatte immer wieder nachdenken müssen über das, was ihn am Morgen erwarten wird. Vielleicht, so hat er zu sich gesagt, „ist das der wichtigste Tag in meinem Leben“.

Keine 20 Meter Luftlinie entfernt, im Block Nummer 19, liegt Matenin Kone (27) noch im Bett. Sie wird es an diesem Tag nur für wenige Male verlassen, um auf die Toilette zu gehen. Die junge Frau aus der Elfenbeinküste ist im siebten Monat schwanger und fühlt sich zu schwach, um aufzustehen. Sie kann eh nichts anderes tun, als zu warten. Für Kone ist es Tag 198 in Suhl, das steht in ihrem Bewohnerausweis. Ihr selbst ist zwischen warten und schlafen und schlafen und warten das Zeitgefühl verlorengegangen.

Baschar Al-Marmour\* (62) aus Syrien ist einer der ältesten Bewohner. Er macht sich wie jeden Morgen auf zu einem Spaziergang in die Umgebung des „Camps“. So nennen die Geflüchteten die Erstaufnahmestelle, als sei sie ein Zeltlager. Al-Marmour schafft es körperlich nur, bis da zu laufen, wo das Industriegebiet zur Waldidylle wird. In seiner schwarzen Anzugshose und seinen Halbschuhen verwechselt ihn niemand mit einem Wandertouristen.

Das Ankunftszentrum für Geflüchtete ist die größte Einrichtung ihrer Art im Bundesland Thüringen. 800 Menschen warten hier, auf dem Gelände einer ehemaligen DDR-Offiziershochschule, Tag für Tag auf irgendeine Entscheidung. Dass ihre Anhörung im Asylverfahren stattfindet; dass ihr Antrag auf

Urlaub genehmigt wird; dass sie verlegt werden an einen anderen Ort, wo endlich ihr neues Leben beginnen soll.

Die Bewohner leben eingezäunt, was sie von außen wie Gefängnisinsassen wirken lässt, die sie nicht sind. Die Umzäunung diene allein ihrem Schutz, sagt das Landesverwaltungsamt Thüringen. Am Metallgitterzaun, der die Wohnblocks umgibt, hängen dunkelgrüne Planen, die den Blick ins Innere versperren. Vor der Eingangspforte stehen Sicherheitsbedienstete und achten darauf, dass niemand hineinkommt, der nicht hineindarf. Besuch ist verboten. Keine Verwandten, keine Freunde, keine Journalisten. Das ist in allen Erstaufnahmeeinrichtungen die Regel. Offizielle Presseanfragen werden „abschlägig beschieden“. Deswegen gibt es kaum Berichte aus dem Inneren solcher Zentren.

Auch die Fotografin Carlotta Steinkamp und ich dürften eigentlich nicht hier sein. Doch gleich neben dem größten Wohnblock, innerhalb des eingezäunten Bereichs, ist die Asylverfahrensberatung des Evangelischen Migrationsdienstes Südthüringen. Die beiden Verantwortlichen von der Beratung gewähren uns für mehrere Tage Zutritt.

**R**einhard Hotop ist einer der Berater. Jeanshose, T-Shirt, Dreitagebart. Er sagt, das Camp sei ein Eitergeschwür, an das Luft müsse, und meint damit Öffentlichkeit. Im Treppenhaus nimmt Hotop zwei Stufen gleichzeitig, vorbei an einer Heizung, auf der Toastbrotreste liegen, vorbei an der Kantine im ersten Stock, dem Raum für Deutschkurse im zweiten. Im dritten Stock ist die Beratungsstelle.

Dort sitzt Hotops Kollegin Barbara Gottwald schon an ihrem Schreibtisch. Sie durchblättert den Zettelhaufen, der vor ihr liegt: 36 Briefe von Camp-Bewohnern, die sich beschwerten – über die Zustände im Camp, über Diskriminierung durch den für sie zuständigen Sachbearbeiter beim Landesverwaltungsamt und über die lange Verweildauer. Die meisten Briefe sind auf Arabisch. Gottwald wird sie alle übersetzen lassen.

Während sie blättert, sagt sie zu Hotop: „Ich glaube, wir haben schon einige vor dem Selbstmord bewahrt.“

Das Beratungszimmer ist gleich neben dem Büro. Auf einem brau-

nen Ledersofa thront ein Eisbär mit rotem Schleifchen, ein Plüschtier wie ein Kirmes-Gewinn. Ab und zu kommen auch Familien mit Kindern zur Beratung. Doch das ist die Ausnahme. Im Camp wohnen zu 80 Prozent alleinstehende Männer.

Die Tür geht auf, und Mahdi Kazem kommt herein. Er trägt eine Brille, zusammen mit dem College-Block unter seinem Arm sieht er aus wie ein strebsamer Student.

Juristisch gesehen ist Kazem eine unerlaubt eingereiste Person. Davon gab es im Jahr 2023 in Deutschland 127.549. Illegal eingereist bedeutet jedoch nicht, dass die

#### **BLICK AUS DEM BERATUNGSBÜRO.**

In der Ferne ist der Slogan eines Möbelhauses zu sehen: „Hier fängt zuhause an“ steht dort.



HINTER DEM ZAUN



**KAHL UND KALT.** Der Flur vor dem Beratungsbüro.

**ZUM ZWEITEN MAL** geht Mahdi Kazem zur Beratung. Diesmal erzählt er von seiner Bisexualität.



Geflüchteten sich in Deutschland auch illegal aufhalten. Sie haben das Recht, einen Asylantrag zu stellen, und sobald sie das tun, haben sie eine Aufenthaltsgestattung für die Zeit des Asylantrags.

Kazem hat morgen seine Anhörung im Asylverfahren beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, kurz BAMF. Sein „Interview“, wie es im Camp alle nennen. Berater Reinhard Hotop will ihn darauf vorbereiten. Dass es diese Beratung überhaupt gibt, wissen nicht alle Bewohner, auch weil sie die ausgehändigten Info-Flyer nicht verstehen. Kazem ist auch nur gekommen, weil ihm irgendwer gesagt hat, er solle da mal hin.

„Bitte setzen Sie sich“, sagt Hotop. Er hält sich nicht lange mit Vorreden auf – die Zeit mit dem zugeschalteten Dolmetscher ist begrenzt.

**K**azem ist einer von 6.800 Irakern, die zwischen Januar und August 2024 in Deutschland einen Asylantrag gestellt haben. Aktuell werden die meisten Anträge von Irakern abgelehnt, schreibt das Auswärtige Amt auf seiner Website. Die Sicherheitslage habe sich dort wieder weitgehend stabilisiert. Um in Deutschland bleiben zu können, müssen Geflüchtete triftige Gründe vorweisen. Nur wer glaubhaft machen kann, vor Gewalt, Krieg oder Terror aus seinem Heimatland geflohen zu sein, hat einen Schutzanspruch. Sonst droht die Abschiebung.

„Bitte erzählen Sie mir von Ihren Fluchtgründen“, sagt Hotop.

Kazem spricht hastig, nach ein paar Sätzen übersetzt der zugeschaltete Dolmetscher auf dem Bildschirm. Er sei Ende Juni nach Deutschland geflüchtet. Er sei Atheist, ein freiheitsliebender Mensch und wolle deshalb in Deutschland leben.

Hotop schüttelt den Kopf. „Ihre Ansichten spielen beim Asylverfahren keine Rolle“, sagt er. Dass Kazem ein freiheitsliebender Mensch sei, sei ja schön und gut. „Aber Sie müssen Ihren Schutzanspruch plausibel machen.“ Nach 20 Minuten ist das Gespräch zu Ende. Hotop wünscht ihm noch alles Gute für das Interview. Dann zieht Kazem sich seinen Rucksack über die Schulter und geht.

Am nächsten Tag, es ist ein heißer Sommertag wie gestern, ist das Camp wie leergefegt. Viele Bewohner hängen lieber im Stadtzentrum ab. Oder unter der Fichte schräg gegenüber vom Eingang. Die dicken Äste schützen vor Regen und praller Sonne. Darunter ein großer, aufgebockter Gullydeckel, auf dem es sich nicht bequem sitzt. Doch sie sitzen da, reden und rauchen, nicht nur Tabak. Auch Kazem sitzt gelegentlich auf dem Gullydeckel. Meistens mit seinem



**DIE SCHICK-SALE IM CAMP** stimmen Barbara Gottwald traurig. Sie ist froh, wenn die Bewohnerinnen und Bewohner Suhle verlassen dürfen.

Freund Omar aus Afghanistan. Mit ihm kann er über alles reden, auch über seinen Atheismus und über seine Bisexualität. In dem muslimisch geprägten Camp kann er das sonst mit niemandem. Nur Omar weiß das, was Kazem nicht einmal dem Berater Reinhard Hoptop geschildert hat, weshalb er wirklich aus dem Irak geflohen ist.

Sein Vater hat ein Video entdeckt, in dem Kazem Zärtlichkeiten mit einem anderen Mann austauscht. Er rastete aus, schrie, drohte ihm, der „Familienclan“ werde die Sache „regeln“. Kazem fürchtete um sein Leben. Hals über Kopf packte er ein paar Klamotten in seinen Rucksack und floh. In einem

Lkw versteckt über die Türkei sei er in drei Tagen bis nach Deutschland gefahren. So jedenfalls erzählt er es.

**N**eulich klopfte ein junger Mann aus Marokko an seiner Zimmertür und fragte ihn, ob er bei ihm einziehen könne. Kazem bereut mittlerweile, dass er ja gesagt hat. Ständig fragt ihn der Marokkaner, ob er Sunnit oder Schiit sei. Sagt, dass in ihm das Böse stecke, weil er nicht an Gott glaube. Liest laut aus dem Koran, wenn Kazem schlafen will. Das Komischste sei, sagt Kazem, dass ihn die Leute, die ihn beleidigen, um Hilfe bitten. Denn

er gehört zu den wenigen Camp-Bewohnern, die relativ fließend Englisch sprechen. „Ich übersetze, höre zu und mache ihnen Mut, wenn sie Probleme haben.“ Er wollte immer Psychologe werden.

Ob er ein neues Leben in Deutschland beginnen kann, entscheidet das BAMF. Kazems Anhörungstermin ist für heute, 10.30 Uhr, angesetzt; er ist etwas früher gekommen. Und ahnt noch nicht, dass er die nächsten achteinhalb Stunden in dem Gebäude verbringen wird.

Im Warteraum mit den Milchglasfenstern sitzen noch zehn andere Leute. Kazem klappt seine Kladde auf. 42 Fragen hat er sich aufgeschrieben, und auf jede Frage eine Antwort. Er geht sie alle noch einmal durch.

**G**egen 12 Uhr bekommt er Hunger, Kazem traut sich aber nicht zu fragen, ob er etwas essen gehen darf. Um 13.45 Uhr ist es so weit. Die Dolmetscherin und eine Frau vom BAMF, die über Kazems Asylantrag entscheiden wird, begleiten uns nach oben in den ersten Stock. In dem Raum hängt keine Uhr, dafür ein Jahreskalender, in dem nichts eingetragen ist.

Abgleich der persönlichen Daten. Lange geht es um Kazems Nachnamen. Der deutet auf seine Großfamilie hin, ist in seinem Pass aber nicht verzeichnet. Die Dolmetscherin übersetzt für Kazem: „Wir haben keinen Clan, nur eine Familie.“ Bei der Rückübersetzung vergräbt Kazem das Gesicht in den Händen. „Natürlich haben wir einen Clan. Jeder im Irak hat einen Clan.“

Manche Fragen verwirren ihn. Ob er Mitglied einer extremistischen Vereinigung sei? Natürlich nicht. Wie viele Länder er auf dem Weg nach Deutschland passiert habe? Keine Ahnung, im Truck war es dunkel. Ob er plane, seine Familie nachzuholen? Nein, 22 Jahre waren genug.

Uni, Familie, Flucht – immer wieder springt die Entscheiderin vom einen Thema zum nächsten. Um 18 Uhr beschließt sie, einen neuen Termin anzuberaumen. Es seien noch nicht alle Fragen gestellt.

Kazem verlässt das Gebäude mit einem unguuten Gefühl. Seinen Mitbewohnern aus dem Camp geht er aus dem Weg. Er, der Mann, der sonst den anderen vor ihren Interviews gut zuhört, will jetzt mit niemandem spre-

**DIE WALDIDYLLE IST FUSSLÄUFIG.** Mahdi Kazem geht hier gerne hin. Meistens allein.



chen. Seinen Abend verbringt er allein, an einem See, nicht weit vom Camp entfernt.

Am nächsten Morgen steht Barbara Gottwald in ihrem Büro vor einer Sonnenblume und zieht einzeln die Kerne aus dem Blütenteller. Bis zum Ende der Woche wird sie die Blume abgeerntet haben. „Nervennahrung“, wie sie sagt. Sie bedauert vor allem die Frauen im Camp. „Die haben traumatische Dinge erlebt und können nicht mal ihre Zimmertüren abschließen. Das ist schrecklich.“

Es klopft, Gottwald öffnet.

Die Frau, die das Büro betritt, ist Matenin Kone. Sie trägt ein anthrazitfarbenes Kleid, das ihren schwangeren Bauch umhüllt. In sechs Wochen soll ihre Tochter zur Welt kommen.

**D**er Arzt des Arbeiter-Samariter-Bundes (ASB), der sich um die medizinische Versorgung des Camps kümmert, hat ihr Tabletten gegen schlechte Blutwerte verschrieben. Die nimmt sie aber nur, wenn sie isst. Und das tut sie oft nicht, weil sie keinen Appetit hat. Sie sagt, es liege „am Kopf“. Ihre größte Angst ist, ihre Tochter alleine im Camp zur Welt bringen zu müssen.

Sie hat ihr Handy vor sich auf den Tisch gelegt. Aus dem Lautsprecher dröhnt die Stimme ihres Mannes. Eigentlich soll er nur zuhören. Doch er unterbricht die Beratung immer wieder, so aufgebracht ist er.

Er selbst wohnt schon ein paar Jahre in Deutschland. Vorletzte Woche, sagt er, habe er einen Antrag beim Landesverwaltungsamt Thüringen gestellt, damit seine Frau schneller einen Transfer in eine Gemeinschaftsunterkunft bekommt. Dort könnte er sie wenigstens für zwei Wochen besuchen, was in Suhl nicht möglich ist. Aber das Amt habe bis heute nicht auf seine Anfrage reagiert.

„Sie muss da raus!“, dröhnt es aus Kones Handy-Lautsprecher.

Gottwald verspricht ihr, ans Innenministerium zu schreiben, um Druck zu machen. Mehr könne sie nicht tun.

Der Mann am anderen Ende der Leitung beruhigt sich nicht: „Sie muss da raus. Sie blutet auch.“

Gottwald ruft beim ASB an; neben dem Dolmetscher und Kones Mann ist jetzt noch eine weitere Stimme zugeschaltet. Es ist ein einziges Durcheinander.

**LEILA AUS DEM IRAN** nutzt die Räume der Beratungsstelle als Rückzugsort. Sie hofft auf einen Neustart.



# Viele Kommunen würden sich Familien wünschen und keine alleinreisenden jungen Männer.

Die Krankenschwester des ASB sagt, Kone sei erst gestern bei einer Hebamme gewesen, die habe festgestellt, dass alles in Ordnung sei. Und fügt hinzu: „Sie sollte doch schon zweimal einen Transfer bekommen, aber sie ist nicht erschienen.“

Das Landesverwaltungsamt ist für Transfers aus der Erstaufnahmeeinrichtung zuständig. Warum Kone noch keinen bekommen hat? Keine Auskunft, Datenschutz.

„Sie müssen etwas trinken“, sagt Gottwald, schenkt Wasser aus einer Karaffe in ein Glas und schiebt es Kone hin.

Kone trinkt nicht.

„Es ist wirklich wichtig, dass Sie genug Wasser trinken.“

Kone trinkt das Glas aus.

**T**ransfer, das ist im Camp das wichtigste Wort, gleich nach Interview.

Einmal steht abends eine Gruppe syrischer und afghanischer Männer vor dem Camp. Sie unterhalten sich auf Arabisch darüber, warum manche einen Transfer bekommen und andere nicht. Mit dabei ist auch ein rundlicher Mann, der vor vielen Jahren mal hier in Suhl gewohnt und inzwischen Asyl hat. „Korruption“, sagt er. „Manche kriegen schon nach ein paar Tagen ihren Transfer.“ Dass diejenigen, die nach ein paar Tagen das Camp schon wieder verlassen, bloß in eine andere Erstaufnahmeeinrichtung verlegt werden, weiß er nicht. Als der rundliche Mann spricht, hören die anderen gebannt zu. Er sagt, es sei für die Bewohner gefährlich, mit Journalisten zu sprechen. Was, wenn das Landesverwaltungsamt das sieht? Dann würde man ganz schnell auf der Transfer-Liste nach hinten gesetzt.

**W**ir haben nachgefragt beim Landesverwaltungsamt. Laut der Behörde gibt es keine solche Liste. Die Menschen blieben im Schnitt drei bis vier Monate.

Und ob jemand einen Transfer in eine Gemeinschaftsunterkunft bekommt, hänge von den Kommunen ab. Davon, ob die Städte und Landkreise aufnahmebereit seien. Viele Kommunen würden sich Familien wünschen und keine alleinreisenden Männer.

Außer einem Transfer gibt es nur zwei Möglichkeiten, das Camp zu verlassen. Die erste ist simpel: einfach gehen. Aber wer seinen Bewohnerausweis 24 Stunden lang nicht an der Eingangspforte eingescannt hat, den registrieren die

Sozialarbeiter als „unbekannt abgängig“. In der Folge wird das Taschengeld – 204 Euro monatlich – gekürzt. Nur am Wochenende können Bewohner die Regelung umgehen. Samstags und sonntags sind nämlich keine Sozialarbeiter im Camp, die ihre Präsenz kontrollieren. Viele hauen deshalb von Freitagmorgen bis Sonntagabend ab. Bevor die Sozialarbeiter am Montag früh ihren Dienst antreten, haben sie sich längst wieder eingescannt. Die zweite – und legale – Möglichkeit, Urlaub vom Camp zu nehmen, ist, diesen zu beantragen. Das kann jeder Bewohner tun, sobald er das Interview beim BAMF hinter sich hat. Doch die wenigsten Urlaubsanträge werden bewilligt. Ein Pressesprecher des Landesverwaltungsamts sagt, es brauche gewichtige Gründe, zum Beispiel die Geburt oder den Tod eines Familienangehörigen.

**B**erater Reinhard Hotop kann die hohen Hürden für einen Urlaubsantrag nicht nachvollziehen. „Die Leute wollen doch bloß mal ihre Familien sehen.

Wo ist denn das Problem?“ Besonders wütend hat ihn der Fall des Syrers Baschar Al-Marmour gemacht. An Ramadan wollte der seine Kinder in Oldenburg besuchen – Antrag abgelehnt. Al-Marmour fuhr trotzdem hin. Hotop

**EIN DUTZEND MÄNNER** steht wartend vor dem Behördengebäude gleich gegenüber von der Erstaufnahmeeinrichtung.





**JEDEN ZWEITEN TAG** geht nachts der Feueralarm und reißt die Bewohner aus ihren Betten.

## Laut der Feuerwehr schrillt der Alarm im Camp zurzeit mindestens jeden zweiten Tag, meistens zwischen 22 und 4 Uhr.

vermutet, dass er anschließend aus Schikane auf der Transfer-Liste nach hinten gesetzt wurde. „Wieso sonst hätte er immer noch keinen Transfer?“

Gegen 23 Uhr heulen im Haus 21 die Sirenen. Feueralarm. Die Bewohner, etwa 60 Männer, stehen schon draußen, reden wild durcheinander, als wollten sie das nervtötende Geräusch übertönen, das die gesamte Nachbarschaft beschallt.

„Ist gleich vorbei. Die Feuerwehr ist auf dem Weg und macht den Alarm aus“, sagt uns einer der umstehenden Polizisten. „Ist eh Fehlalarm“, schiebt er hinterher.

**K**urz darauf kommen zwei Löschfahrzeuge. Ein Feuerwehrmann steigt aus, geht ins Gebäude, bestimmten Schrittes, aber nicht eilig. Einen Moment lang ist Stille. Dann klatscht einer der Bewohner Beifall.

Laut der Feuerwehr schrillt der Alarm im Camp zurzeit mindestens jeden zweiten Tag, meistens zwischen 22 und 4 Uhr. Alle Bewohner des betroffenen Hauses müssen dann raus aus ihren Zimmern. Im Fall von Haus 20, dem größten Wohnblock, sind das über 300 Menschen. Sie warten auf der Straße, manchmal im Regen, bis sie wieder ins Bett dürfen.

Es gibt viele Möglichkeiten, den Alarm auszulösen. Rauchen im Zimmer, Gaskocher brennen lassen, Rauchmelder abmontieren. Es gab auch schon Fälle, in denen Papierschnipsel unter den Melder geklemmt und angezündet wurden.

Meistens wird der Handdruckmelder eingeschlagen. Wer das getan hat und weshalb, bleibt fast immer ungeklärt.

Polizei und Feuerwehr haben die Handdruckmelder im Flur längst umgestellt, sodass sie erst nach drei Minuten Alarm auslösen. Das gibt den Mitarbeitern des Sicherheitsdienstes Zeit, die Ursache zu finden und den Alarm auszustellen. Aber oft sind sie nicht schnell genug.

Kazem weiß nicht, wer die Leute sind, die den Handdruckmelder einschlagen. „Die benehmen sich hier, wie sie wollen“, sagt er. „Es gibt gute und es gibt schlechte Menschen.“

Eines tun sie alle, ob gut oder schlecht: Sie schimpfen.

**B**aschar Al-Marmour, dem der Urlaub nicht bewilligt wurde, schimpft auf das Essen im Camp, auf die Tütensuppen und den pappigen Toast. Ein Afghane schimpft auf die Nordafrikaner, die immer so aufbrausend seien, Religiöse schimpfen auf Atheisten, Schiiten auf Sunniten, Sunniten auf Schiiten, Männer auf Frauen, Frauen auf Männer.

Jörn Durst ist Leiter der Landespolizeiinspektion Suhl. Im sechsten Stock des Polizeigebäudes sitzt er, die Beine übereinandergeschlagen, die blonden Haare hochgegelt. Für ihn ist das Hauptproblem aller Konflikte im Camp die lange Verweildauer. „Wenn einem die Nase des anderen nicht gefällt, dann kann man ihm ein paar Tage aus dem Weg gehen. Notfalls auch ein paar Wochen. Aber nicht viele Monate“, sagt Durst.

Es gebe sogar einen statistischen Zusammenhang zwischen Belegungszahlen und Kriminalitätsrate. Zeitweise wohnten auf dem Friedberg mal knapp 2.000 Menschen. Noch im vergangenen Jahr waren es 1.600. Durst ist dem Thüringer Innenminister Georg Maier dankbar, diese Zahlen reduziert zu haben.

**W**ieder so ein sonniger Tag. Auf dem Spielplatz des Camps sitzt ein einzelner Mann auf einer Hollywoodschaukel und telefoniert. Kazem läuft an ihm vorbei zum Büro der Beratungsstelle. Er will sich vor seinem zweiten Anhörungstermin noch einmal beraten lassen. Dass er noch einmal zum Interview beim BAMF muss, macht ihn nervös.

Kazem nimmt gegenüber von Hotop Platz. Eine Plexiglasscheibe trennt die beiden, sie stammt noch aus Corona-Zeiten.

**E**rst jetzt erzählt Kazem, dass er bisexuell ist und dass es dieses Video von ihm gibt, mit einem anderen Mann. Dass sein Vater das Video gesehen hat und er deshalb um sein Leben bangt.

Hotop rät ihm: „Sagen Sie, dass Sie Ihre Sexualität in der Heimat offen ausleben wollen und dass Sie deshalb bedroht sind. Nicht nur durch die eigene Familie.“

Noch einmal ein „Alles Gute für Sie“. Dann geht Kazem.

Am letzten sonnigen Morgen unserer Recherche fährt ein Bus auf den Hof.

Binnen weniger Momente versammelt sich eine Mensentraube davor. Manche steigen ein, andere sind gekommen, um sich von den Abreisen-

den zu verabschieden. Hier ein Kuss, da eine Umarmung. Vor allem diejenigen, die mitsamt Koffern und Taschen einsteigen, tragen ein Lächeln im Gesicht.

Auch Baschar Al-Marmour, der Syrer, dem das Laufen schwerfällt, wird das Camp verlassen. Er hat fast sieben Monate auf seinen Transfer gewartet. Für ihn geht es nun nach Eichsfeld in eine Gemeinschaftsunterkunft.

Ob es da besser wird? „Keine Ahnung“, sagt Al-Marmour und steigt in den Bus.

---

*\* Mahdi Kazem und Baschar Al-Marmour heißen eigentlich anders. Kazem hat Angst, dass er wegen seiner Bisexualität verfolgt wird, sollte er abgeschoben werden. Al-Marmour befürchtet, dass man seinen Asylantrag ablehnt, wenn er öffentlich spricht.*



Den tristen Alltag in der Erstaufnahmeeinrichtung versüßten sich **ERIK HLACER** und **CARLOTTA STEINKAMP** mit kiloweise Kirschen. Die Nächte verbrachten sie in einem Plattenbau gleich neben dem Lager – und hörten nachts immer wieder den Feueralarm von drüben.



**SIE WARTEN, DASS ES WEITERGEHT.** Das Camp in Suhl ist nur eine von vielen Zwischenstationen.



HINTER DEM ZAUN

---

ZWISCHEN

---



---

UND BÉTON

---

Jedes Wochenende stranden auf deutschen Raststätten unzählige Lkw-Fahrer. 61 Stunden unter Männern, auf deren Ladung wir alle warten.

74



ZWISCHEN CHROM UND BETON

Der beste Wäschetrockner auf der Raststätte? Die Motorhaube.



Frisch kennengelernt und schon auf der gleichen Wellenlänge: Drei-ßig Tage pendeln Ali (links) und Çağlan jeweils am Stück zwischen Deutschland und der Türkei.



→ Die Augen hinter Marius' Brillengläsern sind maximal vergrößert, eine schüchterne Eule in Crocs. Er stemmt die Hände gegen den Kühlergrill seines Lastwagens. Endlich Feierabend, erst mal ein bisschen bewegen. Eine Liegestütze, zwei. Neun Stunden ist er gefahren, bevor er an diesem Freitagnachmittag aus der Fahrerkabine gekraxelt ist. Auf den Parkplatz, den er für das Wochenende zu seinem Wohnzimmer erklärt hat.

Autobahnraststätte Auetal Nord, das sind Picknicktische, Burger King, Spielautomaten, eingezäunt von hohen Hecken. Ein Nicht-Ort bei Hannover, die A2, eine der meistbefahrenen Lkw-Strecken des Landes. Für ein ganzes Wochenende kommen auf den 127 Lkw-Stellplätzen die Räder der Exportmacht Deutschland zum Stillstand.

Lastwagen neben Lastwagen parkt ein in die Stadt, die jedes Wochenende neu entsteht. Zwischen den Sattelanhängern bilden sich enge Gässchen, wie Häuserzeilen ragen sie in den Augusthimmel. Eine Skyline auf heißem Beton.

Samstag ist Fahrverbot wegen der Sommerferien, Sonntag sowieso. Das soll den Verkehr entlasten, wenn viele Familien unterwegs sind. Aber es verschafft Lkw-Fahrern wie Marius auch eine Erholungspause. Sie verbringen ihr gesamtes Wochenende hier, obwohl das seit dem Kabinenschlafverbot offiziell verboten ist.

Eine gute Gelegenheit, sich einmal umzugucken und herauszufinden: Wer sind die Fahrer, die hier stranden?

„Puh!“ Nach fünf Liegestützen zittern Marius die Arme. Er reckt sie gen Himmel, beugt den Körper erst nach links, dann

nach rechts. Dehnen nicht vergessen. Dann schlurft er in seinen Crocs zurück in das Führerhaus des Lasters, sein Zuhause auf fünf Quadratmetern. Sein Lkw ist ein schnittiger Iveco S-Way mit weißem Lack und 570 PS, ein echtes Kraftpaket. Marius rückt das Glas auf seiner Nase zurecht. Auch hinten im Anhänger hat er Glas geladen, Fensterscheiben. Am Montag wird er sie in den Niederlanden abliefern.

Tag für Tag ist Marius in seinem Lkw unterwegs auf deutschen Autobahnen. So wie fast eine halbe Million Menschen in Deutschland, gerade einmal drei Prozent davon sind Frauen. Der Fahrermangel verschärft sich: In Fachzeitschriften steht, 20 Prozent der Lastwagen in Deutschland stünden still.

Bohnen, Bildschirme, Büromöbel, Benzin. Immer mehr Ware, aber kaum einer da, um sie zu fahren. Je schneller das Transportvolumen wächst, desto dramatischer wird der Fahrermangel.

„Ich würde meinen Beruf nicht wechseln, auch wenn ich könnte“, sagt Marius und blickt in die Skyline, die um ihn herum aus dem Nichts entstanden ist. Damit die Ware pünktlich vor unseren Türen steht, ist er oft wochenlang unterwegs. Steht im Stau oder auf überfüllten Raststätten. Er und seine Kolleg\*innen verbringen fast ihre gesamte Freizeit am Straßenrand. Alles, damit wir konsumieren können.

Marius hat eine Satellitenschüssel aus seiner Kabine gezogen, groß wie ein Lenkrad, und schraubt sie behutsam an die Frontscheibe. Heute Abend läuft Olympia. Er richtet die Schüssel aus fürs Wochenende. Richtet sich ein, um zu bleiben.

Kindergeschrei zieht vom Hauptgebäude herüber. Familien, die vermutlich der Zufall nach Auental Nord gebracht hat. Auf dem Rückweg von den Ferien, als der Tank leer war und die Blase voll. Für einen Euro pinkeln gehen, Eis essen. Autotüren knallen, Motoren starten, Wohnmobile und Autos mit Surfbrettern auf dem Dach ziehen an Marius vorbei. Schnell weiter. Schnell weg von hier. Marius wird bis am Montagmorgen bleiben.

## 52h Wassermelonen und türkischer Kaffee

Abendlicht legt sich über die Lkw-Stadt, ihre Häuserzeilen werfen lange Schatten. Aus einer Gasse steigt Dampf auf. Ali und Çağlan sitzen in Campingstühlen und kochen türkischen Kaffee. Ali in Karohemd, mit dickem Schnauz und langjähriger Gelassenheit. Çağlan in Jeans, mit dünnerem Schnauz und Neugierde auf die Welt. Sie plaudern so vertraut wie Vater und Sohn, dabei haben sie sich gerade erst kennengelernt, als sie ihre Trucks zufällig nebeneinander geparkt haben. Andere Firma, anderes Dienstjahr, aber beide aus der Türkei, beide haben Wassermelonen geladen, je 22 Tonnen, die nächste Woche in den Supermärkten liegen werden. Rewe, Kaufland, Lidl.

Fast eine halbe Million Tonnen Wassermelonen importiert Deutschland jedes Jahr. Würde man sie alle aufreihen, ergäbe das eine Melonenstraße von Auental Nord bis nach Auckland in Neuseeland. In den Sommerferien kommt es oft zu Engpässen im Melonenregal. Dann fahren Ali und Çağlan so schnell sie können und dürfen. Çağlan in seinem eisblauen Volvo FH Globetrotter. Ali in einer alten Gurke, einem Mercedes-Benz Actros der ersten Generation. Im Sommer laden sie Wassermelonen und Kirschen, den Rest des Jahres Orangen, Feigen, Tomaten und Paprika. 30 Tage am Stück sind die beiden jeweils unterwegs.

Türkei, Deutschland, Türkei. Zwei Tage Pause. Dann wieder von vorne.



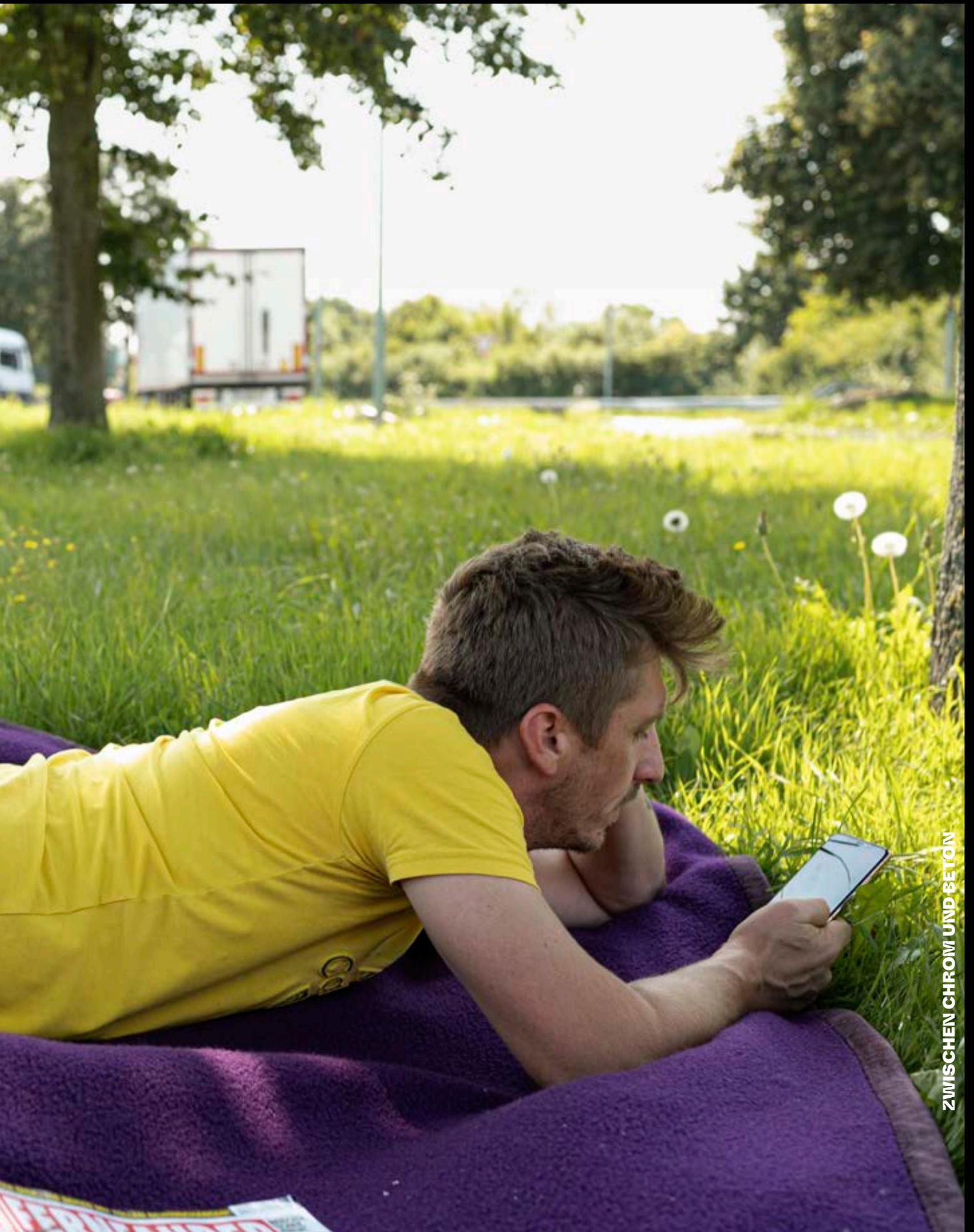
Die meisten Fahrer und Fahrerinnen kochen in der Seitenklappe ihrer Lkw.

Morgendämmerung über der Lkw-Stadt: In den meisten Fahrererkabine brennt noch kein Licht. Am Wochenende wird ausgeschlafen.



Um der Nachmittagshitze zu entgehen,  
hat sich Ammar auf seiner Picknickdecke  
in den Schatten gelegt.





ZWISCHEN CHROM UND BETON



Ammar aus Sarajevo ist auf der Durchreise nach Paris, wo er sechs Autos abliefern soll. Er hat Medizin studiert, fährt seit elf Jahren aber lieber Lkw.



In Srdjans Kabine laufen meistens Komödien oder Actionfilme. Die Vorhänge hat er nicht nur wegen der Hitze geschlossen, sondern auch für etwas Privatsphäre.

Vor drei Tagen sind sie los, aus der Türkei nonstop nach Serbien. Durch die willkürlichen Polizeikontrollen, erzählen sie, 10 Euro hier, 20 Minuten da, den Zeitdruck im Nacken. Von Serbien weiter nach Ungarn, heute weiter nach Deutschland. „Jetzt sind wir erschöpft und müssen dieses Wochenende dringend schlafen“, sagt Çağlan sanft auf Englisch und gießt die Pappbecher voll bis an den Rand.

Çağlan kommt aus dem Norden der Türkei, aus Bolu, der Stadt zwischen Bergen und Nadelwäldern. Er tippt auf seinem Handy herum, zeigt seinen Instagram-Account, wo er in Anzug und Hemd posiert. Er hat Management studiert, aber keinen Job gefunden, der seinen Lebensunterhalt deckt. So wie viele junge Menschen in der Türkei, wo die Inflation nach wie vor hoch ist. Seit sieben Jahren ist er Fernfahrer, er verdient gut, sagt er, rund 2000 Euro im Monat. Davon kann Çağlan genug sparen, um eines Tages eine eigene Wohnung zu kaufen. Bis dahin wird die Fahrerkabine sein Zuhause bleiben. „Wenn du noch keine Familie hast, ist unser Beruf etwas einfacher“, sagt er. Dabei würde er gerne eine Frau kennenlernen und heiraten. Am Feierabend in ein richtiges Zuhause zurückkehren können.

Ali kommt aus dem Süden der Türkei, aus Mersin am Mittelmeer, wo Möwen kreischen und es heiß und trocken ist. Er fährt seit 40 Jahren, telefoniert auf der Straße oft stundenlang mit seiner Frau und seinen Kindern. Er vermisse sie sehr, klar. Aber die Arbeitsbedingungen seien in Deutschland besser als in der Türkei, und das Geld, das er jeden Monat nach Hause schicken kann, mache die Wochenenden zwischen Müllcontainern voller Ratten wett. Jetzt leuchtet sein Handydisplay auf, sein Gesicht ebenso. Schon winkt er seiner Frau, Face-time. Dann verschwinden er und sein Telefon zum nächsten roten Picknicktisch. Vom Tag erzählen, „Gute Nacht“ sagen.

Ali möchte aufhören, weil er Familie hat. Çağlan möchte aufhören, weil er Familie will. Eine Alternative zum Fernfahren haben beide noch nicht gefunden.

Die Sonne geht hinter den miefenden Hecken unter, die die Lkw-Stadt säumen. Eine Fahrerkabine nach der anderen glüht auf. Kippe aus dem Fenster, Bäuche ohne T-Shirts. Einige Fahrer liegen bereits in ihren Pritschen, direkt hinter dem Fahrersitz. Über die Laptops flimmern Actionstreifen, Komödien, nackte Frauen.

Für diejenigen, die nicht in der Lkw-Stadt wohnen, aber dennoch die Nacht hier verbringen wollen, bleibt nur die Matratze im Auto.

## NOCH 33h Frühstück auf dem Grünstreifen

Am nächsten Morgen scheppert „I can't get no sleep“ aus Marius' Musikbox. „Insomnia“ von Faithless, das Raverlied aus den 90ern. Auf dem schmalen Grasstreifen direkt neben der Ausfahrt hat er sich eine Picknickdecke ausgebreitet, direkt unter einer Linde, an der sich gestern vor dem Schlafengehen noch zahlreiche seiner Nachbarn erleichtert haben. Marius stört das nicht. „Endlich Wochenende, relaxen“, seufzt er und blättert eine Seite in seinem Thriller über polnisches Glücksspiel um.

Neben ihm röhren Autos in Richtung Ausfahrt, hinter ihm erwacht die Stadt. Kippe aus dem Fenster, Augen und Achseln mit Kanisterwasser waschen, Rasur im Seitenspiegel. Die Hitze treibt immer mehr Männer aus ihren Kabinen. Einer nach dem anderen kommt seinen steilen Tritt heruntergeklettert, einen Beutel mit dem Müll der letzten Nacht unter dem Arm. Colaflaschen, Chipstüten, zerknüllte Taschentücher. Ab in

den Container damit. Den Parkplatz für die nächsten Kollegen sauber zu halten, ist ungeschriebene Branchenregel.

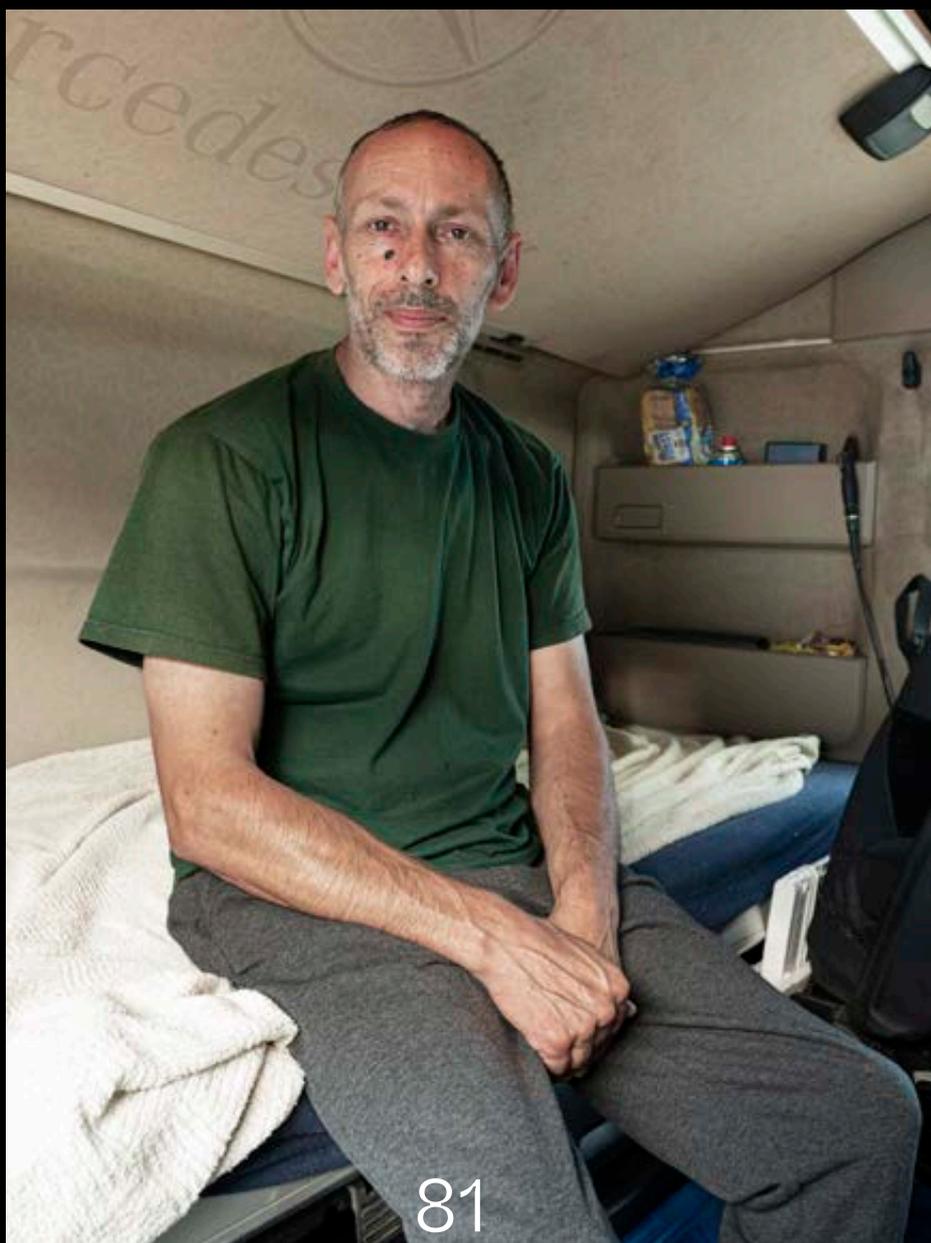
Nach dem Instantkaffee verschwinden diejenigen, die sich den Euro leisten können oder wollen, im Hauptgebäude. Die anderen steigen mit Taschentüchern durch ein Loch im Zaun im Gebüsch.

## NOCH 30h Frühstück & Großputz und Fahrermangel

Heiko aus Rügen macht Großputz. Fußmatten ausschütteln, Armaturenbrett wischen. Mit einem Lappen in der Hand steht er neben seiner mitternachtsblauen Diesel-Diva: Ein Scania S 580S mit robusten Antriebsachsen und beeindruckender Präsenz. Neben ihm sieht sogar Heiko klein aus.

Gleich zwei Nummernschilder stehen hinter seiner Frontscheibe, mit Buchstaben statt Zahlen drauf: Heiko und Kerstin. Seine Frau schaut zu Hause nach den Enkeln. An den Kilometern auf dem Tacho kann Heiko ablesen, was er beim Aufwachen seiner Kinder verpasst hat. Große Maschinen haben ihm schon als Junge gefallen. Erst fuhr er Traktor, nach der Wende dann Lastwagen. Auch nach 40 Jahren auf der Straße liebt er es, auf den Bock zu steigen und den Schlüssel zu drehen. Das Surren, wenn der Anlasser zündet, wenn der gigantische Motor

## Die Branche hat sich verändert, das zeigen die Kennzeichen der Lastwagen: Polen, Ukraine, Tschechien.



Srdjan war zwanzig Jahre Grenzpolizist in Serbien. Jetzt will er sich als Lkw-Fahrer ausruhen. Unterdessen habe er sich daran gewöhnt, ständig unterwegs zu sein.




---

## Im Sommer laden sie Wassermelonen und Kirschen, den Rest des Jahres Orangen, Feigen, Tomaten und Paprika.

---

Zwei Trucker, zwei Nationalitäten, eine Pfanne: Srdjan und Ammar backen Arme Ritter auf dem Picknicktisch.

unter der Haube, groß wie ein Kühlschrank, zu grollen beginnt und am Fahrersitz ruckelt.

Dann tritt Heiko in die Latschen, sagt er, und 580 Pferdestärken setzen sich in Gang. Das Fenster gern einen Finger breit geöffnet, damit ein Lüftchen durch seine sandblonden Haare zieht. Für Heiko ist das Freiheit. Zwei Meter über dem Boden sitzt er dann in seiner Kabine, erhaben über die Raser, die Schleicher, die Drängler.

Er sehe bei seiner Arbeit so viel schöne Landschaft wie in wohl keinem anderen Beruf, sagt Heiko. Nicht gerade hier, auf der Warschauer Allee, wie die Fernfahrerinnen und Fernfahrer die A2 nennen. Einmal quer durch Deutschland zieht sie sich, von Polen bis in die Niederlande, eine der wichtigsten Handelsrouten Europas. Heiko aber zieht die Routen nach Skandinavien vor, dorthin liefert er oft. Von der Landschaft dort schwärmt er: „Stundenlang kein anderes Auto, nur Wälder, ab und zu ein Elch. Und ich.“

Heiko liebt seinen Beruf. Aber auch er denkt übers Aufhören nach, wie die meisten seiner Kollegen. Die Gedanken kommen vor allem, wenn ihm seine Kerstin Fotos der Enkel schickt. Dann frage sich Heiko: „Will ich bei ihnen auch wieder alles verpassen wie bei meinen eigenen Kindern?“

Seit er gestern angekommen ist auf Auetal Nord, hat er noch mit niemandem gesprochen. Früher, sagt er, sei das anders gewesen. Da habe er abends noch Bier mit den Kollegen getrunken. Doch die Branche hat sich verändert, das zeigen auch die Kennzeichen der Lastwagen links und rechts: Polen, Ukraine, Tschechien. Heiko sagt: „Mein Englisch ist nicht so gut, da macht das Schnacken keinen Spaß mehr.“

Immer mehr Firmen beauftragen osteuropäische Speditionsunternehmen. Einerseits, um Geld zu sparen. Andererseits wegen des Fachkräftemangels. Rund 100.000 Lkw-Fahrerinnen und -Fahrer fehlen Deutschland derzeit. Jedes Jahr scheiden 15.000 aus, zu wenig Junge rücken nach. Wegen der langen Arbeitstage, fort von zu Hause, wegen der niedrigen Löhne und der hohen Arbeitsbelastung. Und weil es zu wenig Raststätten gibt mit Toiletten und Duschen, die die meisten Fahrer\*innen auch noch selbst bezahlen müssen. Fair ist das nicht. Aber die Logistikunternehmen kämpfen ums Überleben. Sie müssten dringend klimafreundlicher werden, aber die Maßnahmen sind teuer.

Ein paar Stunden später zerrt der Wind an den Satellitenschüsseln. Bei diesem Wetter geht es auch mal klar, unter den Sattelschlepper zu schiffen. Der Sommerregen prasselt auf die mächtigen Frontscheiben mit ihren Fotos und Fahnen. Glücksbringer und Plüschtierechen liegen auf den Armaturenbrettern. Kleine Erinnerungen daran, dass irgendwo ein richtiges Zuhause wartet.

## NOCH 16h Ein reingewaschener Sonntagmorgen

In der Nacht schwärmen die Ratten aus den Hecken aus und vertilgen die Chipskrümel unter den Picknicktischen. Das Gewitter spült den Urin aus Fugen und Büschen. Und als die Sonne wieder aufgeht an diesem reingewaschenen Sonntagmorgen, taucht zwischen den Lastern ein Trüppchen in blütenweißen Hemden auf, eine Frau und zwei Männer. Die drei ziehen von einem Fahrerhäuschen zum nächsten und klopfen an die Scheiben: „Haben Sie kurz Zeit, um mit uns über die Bibel zu sprechen?“ Die Zeugen Jehovas wissen, dass die gestrandeten Fahrer viel Zeit haben. Noch 16 Stunden, um genau zu sein. Sie sind ausgerüstet mit iPads, bereit, ihren Glauben mit Übersetzungsapps auf Polnisch, Ukrainisch oder Türkisch vorzutragen. Vor einem schnittigen Iveco S-Way mit weißem Lack und 570 PS bleiben sie stehen. Ein paar käsi-ge Füße leuchten ihnen durch die Frontscheibe entgegen. Marius hat sie auf das Lenkrad gelegt, sich weit im Fahrersessel zurückgelehnt. Hier klopfen die drei Missionare nicht.

Marius klappt sein Buch zu. Wegen des Sturms gestern musste er die Satellitenschüssel abbauen, konnte nicht Olympia gucken, deswegen ist er jetzt schon fast durch mit seinem Thriller. Seine Crocs hat er auf dem Treppchen abgestellt, ja nichts schmutzig machen in seinem mobilen Zuhause. Neben der Beifahrertür hat er einen Kalender aufgehängt. Nicht mit großen Autos oder nackten Frauen, sondern mit Pferden. „Wegen meiner Tochter, Paulina, die mag Pferde so gerne“, sagt er. Nur noch eine Woche ist Marius unterwegs, dann hat er Urlaub. Zwei Wochen Zypern mit der Familie.

Vor dem Hauptgebäude der Raststätte reiht sich röhrend eine Gruppe Motorradfahrer auf. Die Biker steigen ab und verschwinden durch die gläserne Schiebetür. Neben dem Eingang hat ein Mädchen einen Euro in einem Spielzeugautomaten versenkt und versucht, sich mit Hilfe eines Greifarms einen Plüschbären zu angeln. Rechts der Shop mit Zeitschriften, Schokoriegeln und Scheibenreiniger. Links Kaffeetheke und Burger King. Geradeaus die Toilette, Klaviermusik auf Dauerschleife.

## NOCH 13h Winston Gold und Winston Rot



Kurzstreckenfahrer François nutzt Auetal Nord nur für eine kleine Pause.

Das inoffizielle Raststätten-Klo: Wenn's schnell gehen muss, führt der Weg durchs Loch im Zaun.



ZWISCHEN CHROM UND BETON

Fett spritzt über den Picknicktisch. Zurück in der Skyline haben sich Ammar und Srdjan soeben kennengelernt. Ammar saß auf der Bank, in seinen extrakurzen Sprinter-Shorts und mit Haartolle und rauchte Winston Gold aus Bosnien. Da kam Srdjan dazu mit Winston Rot aus Serbien. Ein «Cao», ein freudiger Handschlag. Jetzt hören die beiden alten jugoslawischen Rock, tratschen und backen auf einem Campingkocher Prženice, Arme Ritter.

„Mein neuer Kollege ist schon über siebzig!“, sagt Srdjan.

„Weiß der überhaupt, wie man das Fahrerhandy bedient?“, fragt Ammar.

„Er hat heute angerufen und gefragt, weshalb das GPS nicht funktioniert, wenn er durch einen Tunnel fährt.“

Ammar keckert, Srdjan wischt sich die sanftmütigen Augen.

Srdjan fährt leer, muss seinen Mercedes-Benz Actros erst am Montag beladen, den alten Langstreckenmeister. Ammar hat sechs Volvo auf dem Transporter, morgen müssen sie in Paris sein.

Jugo-Rock dudelt, Butter brutzelt. Ammar ist muslimischer Bosnier, Srdjan orthodoxer Christ. Seit Jugoslawien im Krieg zerbrach, ist die Lage zwischen ihren Ländern angespannt. Doch das spielt keine Rolle hier auf Auetal Nord. „Die Politik hat den Konflikt, nicht wir Menschen“, sagt Ammar und reicht Srdjan einen Toast.

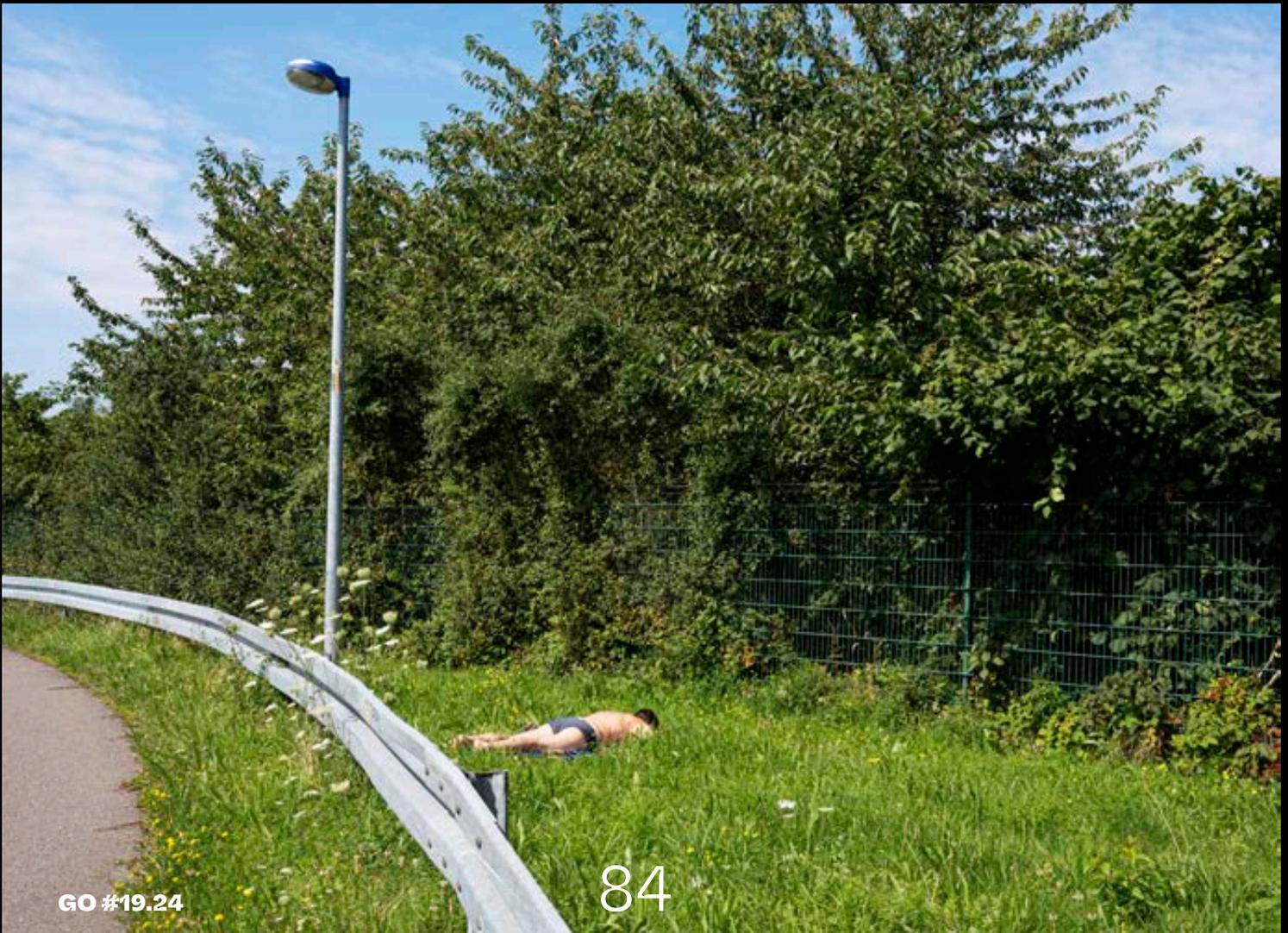
Auf nahezu jeder Raststätte lerne Srdjan interessante Menschen kennen, erzählt er und steckt sich eine Zigarette an. Mit vielen halte er Kontakt. „Eigentlich verrückt“, sagt er, „wir sind so oft in Deutschland, bloß mit den Deutschen kommen wir fast nie in Kontakt.“

---

Caplan würde gerne eine Frau kennenlernen und heiraten. Am Feierabend in ein richtiges Zuhause zurückkehren können.

---

Marius gönnt sich ein Nickerchen auf der Wiese, die sonst eher andere Bedürfnisse erfüllt.



Ein deutsches Wort kennen hier alle: Stau. Viele Baustellen, viel Verkehr. Deutschland hat eine der höchsten Verkehrsdichten Europas, ist nicht nur wirtschaftliches Zentrum, sondern auch zentrales Transitland.

## NOCH 9h Sonntagsspaziergang

An der Einfahrt zur Lkw-Stadt vertritt sich Ihor die Beine, breite Schultern, Lausbubengesicht. Sonntagsspaziergang auf Auetal Nord. Heute hat er ausgeschlafen, bis um elf Uhr. Luxus in einer Woche, in der die Tage normalerweise um halb vier Uhr morgens beginnen. Er hat riesige Papierrollen geladen. Auch er liebt die Freiheit, die ihm sein Beruf verschafft: „Start und Ziel sind vorgeschrieben, den Rest kann ich mir selbst einteilen.“ Die Landschaft hier in Niedersachsen erinnere ihn an sein Zuhause. Die sanften Hügel, die kleinen Dörfer, die Maisfelder. Wie in Lwiw, in der Ukraine.

Als die russische Armee in seine Heimat einmarschierte, saß Ihor im Lkw. Er fuhr frühmorgens mit seinem roten Brummer durch Deutschland, einem Scania Super 460 R mit Seitenspiegeln so groß wie Elefantenohren, als er es im Radio hörte: Raketen. Panzer. Belagerung. „An der ersten Raststätte fuhr ich raus“, erinnert er sich. Suchte nach anderen ukrainischen Fahrern, um in diesem Moment nicht alleine zu sein. Gemeinsam standen sie dann auf dem Beton, eine Gruppe Männer voller Angst und Heimweh.

Ihor fährt gerne durch Deutschland, auch wenn er sich hin und wieder wundert über das, was ihm seine Raststätten-Kollegen über die Deutschen erzählen. Dass sie sich beschweren, wenn die Nachbarn zu oft grillen auf dem Balkon. Dass sie eine Bewilligung einholen, um zu fischen. Dass sie andererseits aber am Oktoberfest auf den Tischen tanzen. „Ausgerechnet sie, diese Perfektionisten?“

Zwischen den Tanksäulen hindurch spaziert Ihor zurück zum Hauptgebäude. Zu seiner Linken parken die langen Kühlwagen mit den Nahrungsmitteln, die Pommesschlepper und die Bierkutschen. Um die Kühlkette aufrechtzuerhalten, dröhnen ihre Kompressoren auch bei Nacht. Die Hierarchie in der Lkw-Stadt ist respektvoll: Um die anderen nicht wach zu halten, suchen sich die Kühlwagenfahrer ihr eigenes Plätzchen etwas außerhalb.

Vom Kabinenschlafverbot hält Ihor wenig. Die Vorschrift besagt, dass regelmäßige wöchentliche Ruhezeiten von mindestens 45 Stunden in geeigneten Unterkünften verbracht werden müssen. So sollen die Arbeitsbedingungen verbessert werden. „Aber wo sollen wir dann hin?“, fragt Ihor. Es gebe nicht ansatzweise genügend Hotels mit Lkw-Parkplätzen. Außerdem lasse er seine Ladung nur ungern unbeaufsichtigt. Regelmäßig seien die Planen am Morgen von Dieben aufgeschlitzt. Ihor schlendert durch den Sonnenuntergang zurück zur Lkw-Stadt. Er hat Hunger, will auf dem kleinen Kocher neben seinem Lastwagen Pfannkuchen backen.

## NOCH 1h Der Abschied ist reuelos

Montagmorgen, drei Uhr. Der Himmel ist noch schwarz, in den ersten Fahrererkabinen geht das Licht an. Jeder Handgriff der Morgenroutine sitzt. Mit kleinen Augen die Zähne putzen, zwischen den Rädern ausspucken. Noch ein Kontrollgang um den Sattelaufleger, die Schultern verkrampft in der Morgen-



Mehr Kilometer als Quadratmeter: In Ammars Fahrererkabine wird es mit dem Gepäck ganz schön eng.

kälte. Kippe aus dem Fenster, noch einmal kurz zur Linde, dann dröhnt auch schon der erste Motor. Das Fahrerhaus ruckelt, der Auspuff hustet eine Wolke in die Luft, Scheinwerfer blenden auf. Und dann los, vom Parkplatz durch die Skyline auf die Autobahn, einfädeln in den Verkehr. Der Abschied von Auetal Nord ist schnell und reuelos.

Immer mehr Fahrererkabinen glimmen auf, ein Lkw nach dem anderen ruckelt los. Marius verlässt Auetal Nord bereits um drei Uhr morgens. Um vier Uhr fährt Ihor los, der Ukrainer mit dem Lausbubengesicht. Um halb fünf verabschieden sich Ali und Çağlan mit ihren Wassermelonen. Um fünf Ammar und Srdjan, in den Mundwinkeln Winston Rot und Gold. Um sechs fährt Heiko aus Rügen. Und als der Berufsverkehr gegen sieben Uhr zu rauschen beginnt, alle Laternen erloschen sind und die Sonne dunstig aufgeht über den miefenden Hecken, ist die Lkw-Stadt schon fast wieder verschwunden.



LEA ERNST und SOPHIE BOYER schliefen auf einer Matratze im Auto und stellten sehr schnell drei Dinge fest: dass die Klaviermusik der Sanifair-Toiletten stundenlang im Ohr hängenbleibt. Dass sie trotz Notizblock und Kamera mehrfach für Prostituierte gehalten wurden. Und dass ihnen auch ein Nicht-Ort wie Auetal Nord ans Herz wachsen kann.



Die  
Reportageschule  
präsentiert  
die Wissensstadt  
Heilbronn

Projekt

#2  
2024

CAMPUS FOUNDERS

# Gemeinsam wachsen

Aus Frankreich sind **NOYAN BILGE** und **EROL KOSEOGLU** zum Start-up-Festival angereist - sie haben in Paris Klart AI gegründet.

# Pitch, Pray, Love

TEXT CELINE SCHÄFER  
FOTOS MARTIN ALBERMANN

In Heilbronn unterstützen die Campus Founders junge Gründer bei ihren ersten Schritten. Und sie haben die „Slush“ nach Deutschland geholt, den Ableger eines der weltgrößten Start-up-Festivals. Lernen, netzwerken, feiern – und dann wird gepitcht um einen der begehrten Awards. Der Countdown läuft ...



**DIE CAMPUS FOUNDERS** unterstützen angehende Unternehmer und deren Start-ups in Heilbronn. Sie bieten Programme, Mentoring und Arbeitsräume, um Gründer und ihre Ideen zu fördern. Durch praxisnahes Lernen und ein starkes Netzwerk in der Region soll der Unternehmergeist junger Menschen gestärkt und eine Innovationskultur in Heilbronn etabliert werden.

Noch residieren die Campus Founders im ersten Stock dieses Glasbaus. 2025 ziehen sie in einen futuristischen Neubau um, acht Ebenen, 7.000 Quadratmeter, die Fläche eines Fußballfeldes.



Volle Konzentration: An **FLORIAN KRATZ** hängt an diesen Tagen vieles. Als Head of Brand ist er einer der Organisatoren des Heilbronn Slush'D, gesprochen: Slasch-Di.

→ Florian Kratz bahnt sich einen Weg durch die verstopften Straßen der Heilbronner Innenstadt, als sein Handy klingelt. Eine Kollegin ist dran, sie wirkt nervös. Kratz verbindet sein Telefon mit der Freisprechanlage seines Autos. „Er will jetzt doch kommen“, sagt die Kollegin und meint einen prominenten Start-up-Gründer. Lässt sich so schnell noch ein Slot und Raum in der Zeltstadt auf der Heilbronner Theresienwiese für ihn finden? Es ist Dienstag, der 22. Oktober, 16.30 Uhr.

### **Noch 44 Stunden und 30 Minuten bis zur Heilbronn Slush'D**

Die Heilbronn Slush'D ist keine gewöhnliche Konferenz. Sie ist der deutsche Ableger der berühmten Veranstaltung in Helsinki, einer der größten Start-up-Konferenzen weltweit. Vor drei Jahren hätte niemand erwartet, dass Heilbronn als Austragungsort gewählt würde. 80 Bewerber weltweit traten an, doch die Campus Founders, unterstützt von der Dieter Schwarz Stiftung, brachten

die Start-up-Szene schließlich nach Heilbronn. „Dieser Erfolg war damals etwas ganz Besonderes, gerade für ein so junges, kleines Team“, sagt Florian Kratz, seit 2023 Head of Brand bei den Campus Founders.

Die Heilbronn Slush'D bringt Gründer, Investoren, mittelständische Unternehmen und Tech-Konzerne zusammen. Besonders attraktiv ist das Festival für junge Gründer aus der Region, von denen viele von den Campus Founders gefördert werden. Aber während der Slush'D strahlt Heilbronn weit über die Grenzen Baden-Württembergs hinaus.

Noch zwei Tage, dann reisen sie an, all die Entrepreneure aus dem Ausland, aus Frankreich, aus den USA, aus Asien.

## Noch 43 Stunden

Florian Kratz hat den Feierabendverkehr hinter sich gelassen und betritt eines der weißen Zelte auf der Theresienwiese. Er setzt sich auf eine Bierbank, klappt seinen Laptop auf, stützt das Kinn auf die linke Hand und starrt auf eine Excel-Tabelle. „Vielleicht kann ich einfach jeden Slot um fünf Minuten vorziehen“, murmelt er und verschiebt ein paar Namen. Aus 18.10 Uhr wird 18 Uhr.

„Fühlt sich so an, als würde ich hier ein Problem lösen“, sagt Kratz, blickt auf und grinst. Der Plan geht auf, der Gründer, der Kratz und sein Team so lang hat zappeln lassen, bekommt seinen Workshop. „Ein bisschen Chaos gehört wohl dazu“, sagt Kratz.

Inzwischen ist die Dämmerung über die Theresienwiese hereingebrochen. Noch immer wuseln Techniker durch das halbe Dutzend weißer Zelte. Sie schieben Getränkekästen durch die Gänge und testen Monitore, auf denen Gründer zwei Tage später ihre Präsentationen vorführen werden. Im „Dome“, der riesigen Kuppel im Zentrum des Festivalgeländes, werden Stühle aufgestellt. 18.30 Uhr, Florian Kratz klappt den Laptop zu und geht zu seinem Auto. Auf dem Gelände ist seine Arbeit für heute getan; in Outlook, Excel und Slack wartet noch einiges, aber das lässt sich auch von zu Hause erledigen.

## Noch 28 Stunden

Der nächste Morgen. Auf dem Bildungscampus, nur wenige Autominuten vom Festivalgelände entfernt, stehen Studierende vor modernen Glasfassaden und trinken Kaffee. Seit der Campus 2011 eröffnet wurde, ist er rasant gewachsen. Im Jahrestakt kommen neue Institute hinzu. Sogar die Technische Universität München und die ETH Zürich, zwei der renommiertesten Universitäten Europas, haben inzwischen Standorte eröffnet. Das Ziel: ein Innovations-Ökosystem zu schaffen, das genährt wird aus Bildungshunger, Forscherdrang und Unternehmmergeist. Ein wenig so wie damals im Silicon Valley.



**DER BILDUNGSCAMPUS** in Heilbronn. 2011 begründet, ist er seither rasant gewachsen. Ein Ort für Macher: Ideen, die in den Hörsälen und Laboren entstehen, sollen direkt in Start-ups münden – mit Hilfe der Campus Founders.

MEHR ALS

# 1.000

**GRÜNDER** und solche, die es vielleicht werden wollen, kommen zur Heilbronn Slush'D 2024.



**HEILBRONN? KALIFORNIEN?** Wer die Räume der Campus Founders betritt, fühlt sich gleich weit weg aus Jammerteutschland. Ein Ort des Austausches und der Inspiration.



**GRÜNDER  
VICTOR BELLU**  
strahlt: Er  
hat gerade  
ein Coaching  
bekommen von  
einem Investor  
aus dem  
Silicon Valley.

„Das war das  
beste Coaching,  
das ich je hatte.“

VICTOR BELLU



**AM TAG VOR** der Heilbronn Slush'D schrauben im „Lab“ viele Gründer noch mal an ihren Pitches.

Die Räume der Campus Founders befinden sich in einem futuristischen Flachbau mit großen Fensterfronten. Auf den Gängen wird Englisch gesprochen, an den Wänden hängen Zeitungsartikel über Gründer, die in der Heilbronner Start-up-Schmiede ihre ersten unternehmerischen Schritte gemacht haben. „Start-up will digitalen Nachlass regeln“, schreibt die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ über Userwill, ein junges Tech-Unternehmen, das im Auftrag von Angehörigen die Spuren Verstorbener aus dem Netz löscht. Die Gründer sind kürzlich von Frankfurt nach Heilbronn gezogen, um im Umfeld der Campus Founders zu wachsen.

Es ist zehn Uhr, das „Lab“, wie die Campus Founders ihre Räume nennen, ist seit einer Stunde geöffnet. Die meisten Plätze sind schon besetzt. Junge Frauen und Männer tippen an ihren Rechnern, in schalldichten Glas-kästen finden Telefonkonferenzen statt, die Kaffeemaschine ist in vollem Einsatz.

## Noch 27 Stunden

Ram Srinivasan, Unternehmer und Investor aus dem Silicon Valley, sitzt leise telefonierend auf einem Sofa. Neben ihm wartet Victor Bellu, Gründer einer KI-basierten Lernplattform. Bellu ist aus Berlin angereist – und hat gleich ein Coaching mit Srinivasan. Srinivasan beendet sein Gespräch. „Ich habe so viele Fragen“, sagt Bellu, doch es läuft andersherum: Srinivasan stellt die Fragen, will alles über Bellus Zielgruppe wissen, hinterfragt seine Erfolgsfaktoren. „Das war das beste Coaching, das ich je hatte“, sagt Bellu anschließend.

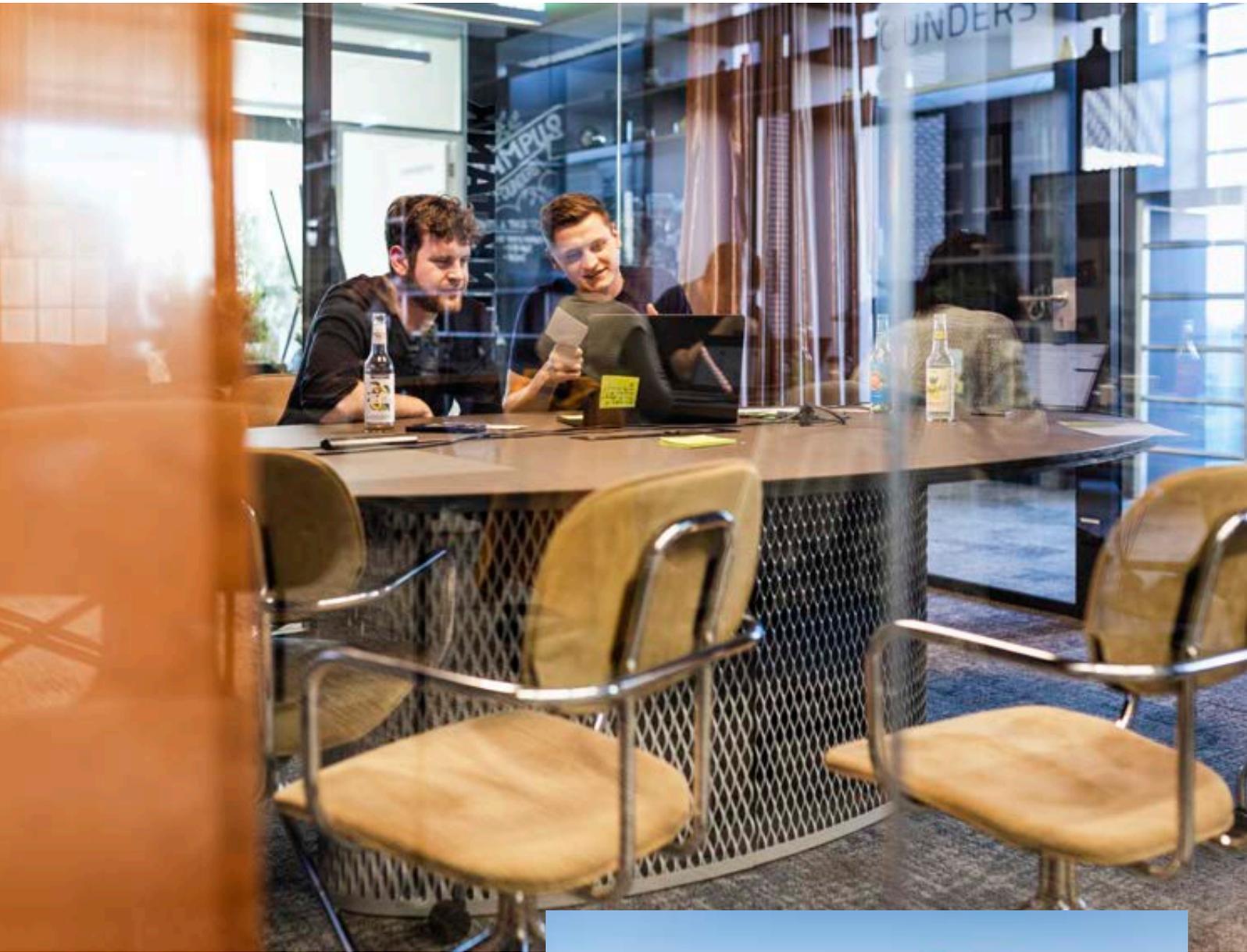
Internationale Größen wie Srinivasan gehören zum festen Netzwerk der Campus Founders. Sie unterstützen Jungunternehmer und versorgen sie mit den so wichtigen Mailadressen und Telefonnummern aus ihren eigenen, über Jahren hinweg gepflegten Kontaktlisten. Die Heilbronn Slush'D fungiert dabei als eine Art Klassentreffen, bei dem sich das ganze Campus-Founders-Netzwerk einmal im Jahr analog trifft.

Das Herzstück des Festivals sind die Pitches. Bis zum 1. Oktober konnten sich Start-ups bei den Campus Founders bewerben, um auf der Heilbronn Slush'D ihre Geschäftsideen zu pitchten – und können am Ende, wenn es gut läuft, einen von fünf Awards gewinnen, dotiert mit je 5.000 oder 10.000 Euro, je nach Kategorie.

Der Hauptpreis, der „One Hundred Award“, bietet sogar ein Investment von 100.000 Euro. Er richtet sich an Start-ups in der Pre-Seed-Phase, also an Jungunternehmer, die etwa Kapital für die Entwicklung eines Prototyps benötigen.

Victor Bellu besucht in diesem Jahr die Heilbronn Slush'D als Gast. Er konnte sich mit seiner Bewerbung nicht durchsetzen.

Erfolgreicher waren zwei andere.



Für sie geht es an diesen Tag um viel: **JOHANNES ZIMMER** und **JULIAN BÜHLMAIER**, Gründer der E-Learning-Plattform von Linity, treten an beim Community Award. Es winkt Geld - und Aufmerksamkeit.



**IM „DOME“** werden am Festivaltag Szenegrößen wie der Bestsellerautor Christian Busch auftreten.

# 48

**START-UPS**  
stellen auf der Heilbronn Slush'D  
ihre Geschäftsideen vor.

# 80

**ORGANISATIONEN WELTWEIT** bewarben sich darum, einen Slush-Ableger ausrichten zu dürfen. In Deutschland hatten die Campus Founders am Ende die Nase vorn.



**NICO RIVIERA** ist aus Los Angeles nach Heilbronn gezogen. Er ist Venture Manager bei den Campus Founders.

Johannes Zimmer und Julian Bühlmaier sind so oft im „Lab“, dass es beinahe ihr zweites Wohnzimmer geworden ist. Beide stammen aus der Region und leben heute in Heilbronn. Anfang des Jahres, als sie sich für ein Stipendium der Campus Founders bewarben, standen sie kurz vor ihrem Studienabschluss.

„Wir haben alles auf eine Karte gesetzt“, sagt Bühlmaier. Hätten sie das monatliche Stipendium von je 1.500 Euro nicht erhalten, hätten sie wohl schnell einen Job suchen müssen. Vielleicht wären sie sogar eine Zeitlang arbeitslos gewesen.

Doch die beiden glaubten an ihre Idee: Linity, eine KI-gesteuerte E-Learning-Plattform, die MINT-Studierende beim Lernen unterstützt. So lassen sich auf der Plattform Studien einfach und präzise zusammenfassen. Monatelang haben Zimmer und Bühlmaier getüftelt, am Businessplan gefeilt, Codes geschrieben, eine Marketingstrategie entwickelt. Die Arbeit hat sich gelohnt: Sie erhielten ein Stipendium der Campus Founders.

An diesem Mittwochmittag üben die beiden noch einmal ihren Pitch. Am nächsten Tag, um exakt 14.05 Uhr, wollen sie ihre Idee auf der Heilbronn Slush'D präsentieren. Potenzielle Investoren und Geschäftspartner werden im Publikum sitzen. Exakt vier Minuten darf ihr Pitch dauern, und natürlich werden Zimmer und Bühlmaier ihn auf Englisch halten. „Wirkt es unprofessionell, wenn wir Karteikarten mit auf die Bühne nehmen?“, fragt Zimmer die Reporterin. Er wägt ab: Ablesen wolle er nicht, aber schaden könnten die Karten nicht, sollte er mal den Faden verlieren.

Die beiden stehen also da und halten ihren Pitch: Sie erklären, warum ihre Idee zählt, welche Meilensteine erreicht wurden, wie sie trotz kostenfreiem Zugang für Studierende Geld verdienen wollen. „Linity ist auch eine Recruiting-Plattform“, erklärt Bühlmaier. „Unternehmen können über uns mit MINT-Studierenden in Kontakt treten, die bald ihren Abschluss machen und einen Job suchen.“ Das Geld für Linity soll also von den Arbeitgebern kommen.

Alles läuft glatt. Keiner verhaspelt sich, die magischen vier Minuten werden exakt eingehalten. Bühlmaier und Zimmer müssen weiter. Sie telefonieren jetzt noch mit einer Investorin aus Shanghai, die haben sie kürzlich auf einer Messe kennengelernt. Ein weiterer Übungspitch.

### Noch 3 Stunden

Der Morgen des Festivaltags ist da. Auf der Theresienwiese werden die letzten Kabel verlegt, im Café Fleur, in der Heilbronner Innenstadt, trifft sich ein besonderer Teil der Start-up-Szene: Gründerinnen. Deutschlandweit sind sie in der Minderheit. Das zeigen Studien wie

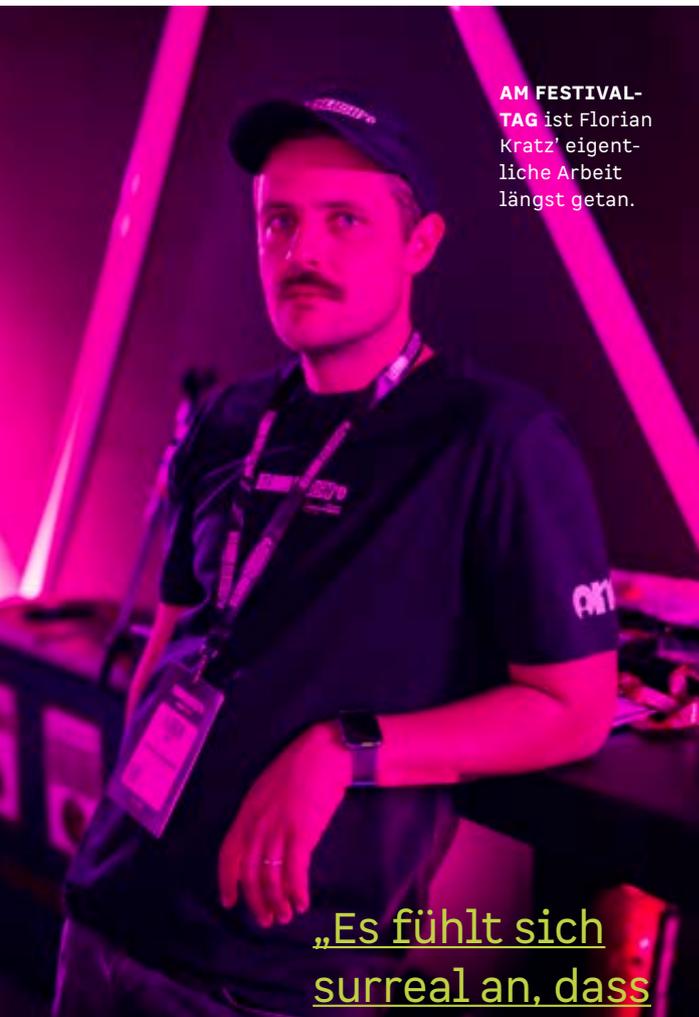


**FRAUENPOWER:** Beim „Female Founders“-Frühstück treffen junge Gründerinnen auf erfahrene Unternehmerinnen.

Studien wie der Deutsche Startup Monitor zeigen, dass nur 18,8 Prozent aller Start-up-Founder weiblich sind.



**DAS HAT VIELE GRÜNDE.** Betont bescheidenes Eigenlob etwa. Coaching soll auch hier helfen.



**AM FESTIVAL-TAG** ist Florian Kratz' eigentliche Arbeit längst getan.

**„Es fühlt sich surreal an, dass es jetzt endlich losgeht.“**

**FLORIAN KRATZ, WENIGE MINUTEN VOR FESTIVALBEGINN**



**AM ABEND FEIERN** Mitarbeiter der Campus Founders.

der Deutsche Startup Monitor (DSM), nach dem nur 18,8 Prozent aller Start-up-Founder weiblich sind.

Um das zu ändern, haben die Campus Founders nicht nur einen Award für Gründerinnen ins Leben gerufen, sondern auch ein „Female Founders“-Frühstück mitorganisiert. Rund 50 Frauen sind ins Café Fleur gekommen, viele von ihnen haben gerade erst ein Start-up gegründet, andere stehen kurz davor. Wieder andere sind erfahrene Unternehmerinnen und teilen ihre Erfahrungen.

Eine von ihnen ist Bettina Banaj. Vor fast 20 Jahren hat sie eine Kommunikationsagentur gegründet und berät heute Entrepreneurinnen, etwa bei der Erstellung von Businessplänen oder in Finanzierungsfragen. „Frauen gründen anders als Männer“, sagt Banaj. „Schon allein, weil die Familienplanung bei ihnen eine andere Rolle spielt.“ Wenn eine Frau gründet und schwanger wird, stehe sie vor anderen Herausforderungen als ein werdender Vater. Auch die Ideen von Gründerinnen unterscheiden sich oft von denen der Männer, sagt Banaj. „Bei Frauen geht es oft um Sinn-Themen.“

Das zeigt sich auch in der Vorstellungsrunde an Banajs Tisch. Eine Gründerin entwickelt eine Art Roboterhand für Menschen, die nach einem Schlaganfall ihre Hände nicht mehr richtig bewegen können. Eine andere bietet Kosmetik für Frauen in den Wechseljahren an. Gegenüber sitzt eine Recruiterin, die Fachkräfte aus dem Ausland vermittelt. „Frauen fällt es oft schwer, sich offensiv zu vermarkten“, sagt Banaj. Deshalb seien solche Treffen so wichtig.

### Noch 1 Stunde

Die Theresienwiese füllt sich, vor dem Zelt mit der Ticketkontrolle bilden sich Schlangen. Ein DJ startet sein Set, House-Musik schallt über das Gelände. Auf dem Food Court kaufen sich die Ersten schon eine Schale Spätzle oder eine Falafel-Bowl, um später nichts zu verpassen. Am Morgen wurde auch eine Gruppe schwarzer Zwergschafe auf die Theresienwiese gebracht, die sich mit getrockneten Maiskörnern füttern lassen. Streicheln entspannt.

Um 12.45 Uhr strömen die Leute in den „Dome“, unter die große weiße Kuppel. Drinnen ist es dunkel, an die Zeltwand wird ein Countdown projiziert.

Florian Kratz steht ganz hinten, hinter den Stuhlreihen, und schaut auf die leuchtenden Zahlen. Aufgeregt sei er nicht, sagt er. „Nicht mehr. Aber es fühlt sich surreal an, dass es jetzt endlich losgeht.“

### Noch 3 Minuten

Nun läuft Kratz doch nach vorn, in die erste Reihe, direkt vor die Bühne. Im Publikum sitzen Julian Bühlmaier und Johannes Zimmer von Linity, Ram Srinivasan aus dem Silicon Valley und Victor Bellu aus Berlin.



1) „Ich hätte mir damals so etwas wie die Heilbronn Slush'D gewünscht“, sagt Bestsellerautor Christian Busch.



2) + 3) Die eine lässt sich frisieren, der andere streichelt Schafe: So was ein wenig Absurdes sei wichtig fürs Festival-Feeling, meinen die Campus Founders.



4) Zwei Gründerinnen stellen an ihrem Stand ihr Mode-Start-up vor.

„Was braucht es, damit aus  
einer Vision Realität wird?“,  
schallt es aus den  
Lautsprechern im „Dome“.





**UND DANN PUMPT  
MUSIK** aus den Boxen  
und regnen Lichtfäden  
die Kuppel herab.  
Das Motto der Heil-  
bronn Slush'D 2024:  
„One Shared Vision“.  
Weil gute Ideen im  
Team entstehen.  
Weil es in Zukunft nur  
kooperativ geht.



1

1) Natürlich gibt es auf einem Festival, das Slush'D heißt, auch Slush-Eis – also halbgefrorenes „Matsch“-Eis. Das Ur-Festival in Helsinki findet im November statt, wenn die Straßen oft mit Schneematsch bedeckt sind – daher der Name.



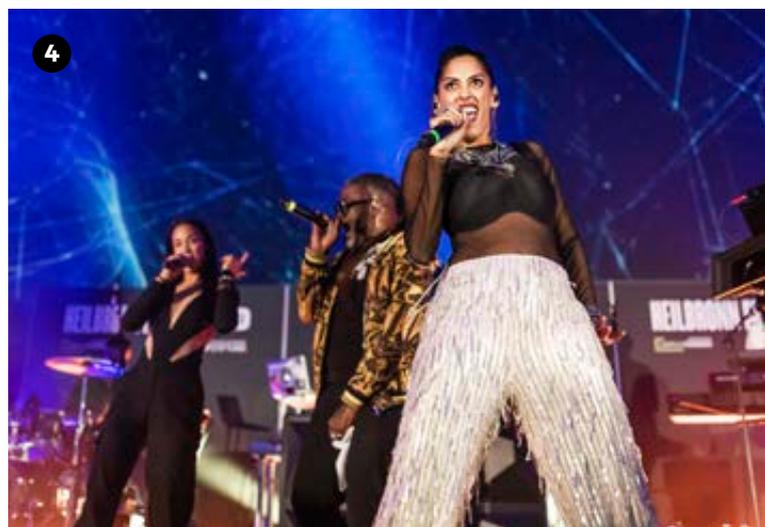
2

2) Er hat die Campus Founders groß gemacht, jetzt eröffnet er das Festival: **OLIVER HANISCH**, Geschäftsführer des Inkubators.  
 3) Das Team der Campus Founders schwirrt den ganzen Tag übers Gelände. Dieser Kollege hat sich eine POV-Kamera aufgesetzt, die das Geschehen aus seinem Point of View aufnimmt.



3

4) Die Band Gemini Music läutet die Aftershowparty ein. Bis spät in die Nacht wird gefeiert.



4

## Noch drei, zwei, eine Sekunde

„Was braucht es, damit aus einer Vision Realität wird?“, schallt es auf Englisch aus den Lautsprechern. Lichtstreifen schlängeln über die gewölbte Zeltdecke, überall blitzt es pink, blau, orange. „Es braucht Innovatoren, die die Zukunft vor allen anderen sehen!“ Smartphones werden in die Höhe gereckt.

Als die Show zu Ende ist, das Licht der Scheinwerfer nur noch schimmert und die Handys eingesteckt sind, kommt ein Mann in Jackett und Jeans auf die Bühne. „Wow, unglaublich“, ruft Oliver Hanisch, Geschäftsführer der Campus Founders. „So wie es ein Dorf braucht, um ein Kind großzuziehen, kann ein Start-up nur in einem funktionierenden Ökosystem wachsen. Es braucht euch alle!“

Es folgt der erste Vortrag. Christian Busch, Wirtschaftswissenschaftler und Bestsellerautor, spricht über „Serendipity“, also glückliche Zufälle, die zu Erfolg führen. „Ich komme aus der Gegend und hätte mir damals so etwas wie das Heilbronn Slush'D gewünscht“, beginnt er.

Im Zelt gegenüber geht es los mit den Pitches. Bühlmaier und Zimmer von Linity stehen im Publikum. Sie tragen T-Shirts mit ihrem Firmenlogo und hören zwei Gründern zu, die sie aus dem Lab der Campus Founders kennen. In der Hand halten sie ihre Karteikarten.

14.05 Uhr, es geht los, „Three, two, one, pitch!“, ruft das Publikum. Bühlmaier und Zimmer treten auf die Bühne und halten ihren so sorgsam einstudierten Pitch. „Sie werden sich jetzt fragen: Wie wollt ihr damit Geld verdienen?“, sagt Bühlmaier und erläutert das Businessmodell. „Wir sind überglücklich, hier verkünden zu können, dass wir genau heute die Alpha-Version von Linity launchen!“

Applaus.

„Worauf seid ihr besonders stolz?“, fragt die Moderatorin. „Dass wir nicht nur eine Idee, sondern ein richtiges Produkt entwickelt haben“, antwortet Bühlmaier.

Florian Kratz schwirrt derweil von Gespräch zu Gespräch, wie viele hier. Er überlegt, sich noch die Haare schneiden zu lassen, beim Barbier, den die Campus Founders für die Heilbronn Slush'D engagiert haben. „So was ein wenig Absurdes ist wichtig fürs Festivalfeeling“, sagt Kratz.

Langsam wird es dunkel auf dem Festivalgelände. Die weißen Kugeln vor den Zelten beginnen violett zu leuchten. Während drinnen die letzten Pitches laufen, werden draußen die ersten Biere geöffnet.

Die Stühle im „Dome“ sind bereits zusammengeklappt und im Lager verstaut, da versammelt sich vor der Bühne eine Gruppe. Sie tragen dunkle Pullover mit der Aufschrift „Campus Founders“. Eine Frau breitet ihre Arme aus, die anderen auch. Dann haken sich alle unter und beginnen im Kreis zu hüpfen. Sie drehen sich immer schneller, stolpern fast. Dann löst sich der Kreis auf, alle klatschen. „Das sind die Veranstalter“, flüstert eine Frau.



**RIESEN-SHECK, RIESEN-FREUDE:** Bühlmaier und Zimmer von Linity haben mit ihrem Pitch abgeräumt.

Die Preisverleihung beginnt. Zuerst sind die Gewinner des Tech-Award dran, es folgt der Female Founder-Award. Bühlmaier und Zimmer stehen im Publikum, der große Moment ist da, ihre Kategorie wird ausgerufen. Die beiden haben am Campus Founders Community Award teilgenommen. „Und der Gewinner ist“, ruft der Moderator, „Linity!“ Strahlend stürmen Bühlmaier und Zimmer auf die Bühne.

5.000 Euro haben sie gewonnen, und was vielleicht noch wichtiger ist: viel Aufmerksamkeit. Immer wieder werden sie an diesem Abend angesprochen, sie schütteln Hände und lassen sich auf die Schulter klopfen. Bühlmaier hat sich ein schwarzes Hemd über sein Firmenshirt gezogen, er ist kaum mehr als Preisgewinner zu erkennen. Aber er wird trotzdem erkannt. Denn sein Geschäftspartner Zimmer tanzt neben ihm mit dem überdimensionalen Gewinnerscheck.

Jetzt beginnt die große Aftershowparty. Mit einem Bier in der Hand blickt Florian Kratz zu der Coverband auf der Bühne. Zum Barbier hat er es nicht mehr geschafft. Er wirkt erschöpft und erleichtert.

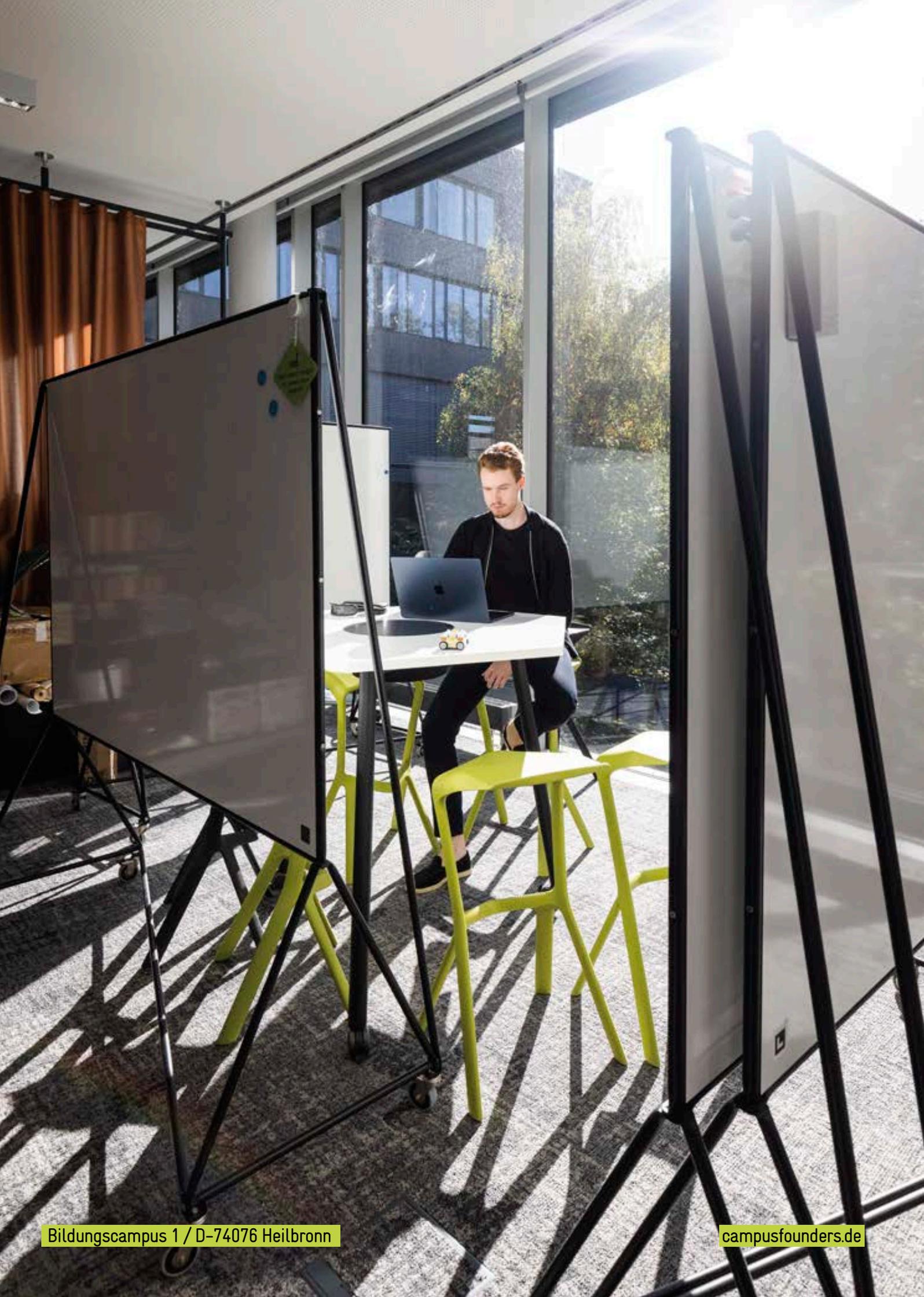
Noch ein Jahr bis zur nächsten Heilbronn Slush'D.



### BIST DU EIN GRÜNDER?

„Wir glauben, dass jeder Mensch unternehmerisch denken und handeln kann“, schreiben die Campus Founders auf ihrer Website. Auch du? Folge dem QR-Code und finde es heraus.







86

◊  
T  
JAKOB  
MILZNER

⊙  
F  
JONAS  
DENGLER

IM  
HINTER-  
LAND  
REGIEREN  
JETZT  
DIE JÄGER

Ein Bürgermeister nimmt sich das Leben. Ein Landrat tritt zurück. Eine rechtsextreme Partei an der Macht: Wie unter Laborbedingungen vollzieht sich im sächsischen Großschirma, was unter der AfD auch andernorts drohen könnte.



# Tiefe Trauer um Volkmar Schreiter

Der Großschirmaer Bürgermeister ist Krebs erkrankt und hat sich im Alter von 68 Jahren dem Tod hingegeben. Der gebürtige Preußener wurde

Bürgermeister von Mittelsachsen. Zu dem beliebtesten Mitglied des Parteiparlamentes, der er lange Jahre leiste, Minister der Abgeordnetenversammlung, Mitglied

„Als Abgeordnete des Sachsen... die habe ich oft... Kollegin und... nen geführt.“



„Sein Tod ist ein... schreibt Landrat... Volkmar Schreiter... „besonderen Mensch... die Region und die... ma verdient gemacht... heimlich engagiert... sungsorientiert und... arbeitet. Viele haben... und über...“

Vogelscheuche Traudel verjagt Tauben und Krähen von einem verwilderten Feld zwischen den Ortsteilen Obergruna und Großvoigtsberg.



Großschirma:  
Gedenken an  
Volkmar  
Schreiter

Nach dem Tod von Bürgermeister Volkmar Schreiter liegt im Park...



Der Muldenkobold vor seinem Haus in Obergruna. Vor Hunderten von Jahren, sagt er, soll in dem Lehm- bau das Gesinde eines nahen Ritterguts gelebt haben. Im düsteren Vorzimmer hängt ein Stück Sackleinen mit einem aufgedruckten Haken- kreuz an der Tür.

# S

**STELL DIR VOR, DU KOMMST IN EINEN ORT**, in dem du noch nie warst. Er heißt Siebenlehn und liegt in Sachsen. Eines Abends gehst du zur einzigen Kneipe, der Fröhlichen Einkehr. Im gelben Licht der Bierreklame lungert davor eine Handvoll Männer, zu denen du dich gesellst. Ein schlaksiger Typ mit geschorenem Kopf trägt Militärhose zu Springerstiefeln und ein T-Shirt, auf dem steht: Deutscher Sozialismus. Seine Freunde nennen ihn Peter.

Als ein SUV vorbeirauscht, schimpft Peter über Autos, die immer größer werden, und als Nächstes über die kaputtgesparte Deutsche Bahn. Kurz darauf sagt er, man dürfe nicht alles, was schiefläuft, den Migranten in die Schuhe schieben.

Dann geht es um die Landtagswahl. Einer streckt den rechten Arm vor. Jemand kichert. Peter sagt: Keine Aussage dazu. Ein Kumpel erwidert: Du bist der Einzige, bei dem man's nicht sagen muss, weil bei dir sieht man's.

Ein anderer: Der ist ein Grüner. Alle lachen.

Wieder der Erste: Hier im Umkreis kannst du eigentlich fast jeden fragen. Da gibt's nicht viele Meinungen. Wir sind der braune Osten.

**ES IST ANFANG AUGUST.** In Großschirma, einer 5.400-Einwohner-Gemeinde zwischen Dresden und Chemnitz, zu der auch Siebenlehn gehört, wird am 1. September ein neuer Bürgermeister gewählt. Als einziger Kandidat tritt Rolf Weigand von der AfD an. Die Wahl hat Reporter nationaler und internationaler Medien in die neun Ortsteile gelockt: Neben Großschirma selbst und Siebenlehn gehören Großvoigtsberg, Kleinvoigtsberg, Hohentanne, Obergruna, Reichenbach, Rothenfurth und Seifersdorf zu der Kleinstadt.

Das Interesse ist auch deshalb groß, weil auf Großschirma der Schatten eines Todesfalls liegt. Am 16. Oktober 2023 nahm sich der Bürgermeister das Leben. 19 Jahre lang hatte FDP-Mann Volkmar Schreiter die Amtsgeschäfte geführt. Er wurde 62 Jahre alt.

Seitdem geht das Gerücht, dass es auch die Attacken von rechts waren, die ihn in den Selbstmord trieben. War es so?

Zwei Wochen fährst du durch die Orte, triffst auf Menschen und ihre Geschichten. Doch je genauer du hinsiehst, desto stärker verschwimmen die Konturen. Da gibt es Nazis, die wie Grüne reden, und vermeintlich Linke, die einen AfD-Mann in Schutz nehmen.

Und dann ist da der Muldenkobold.

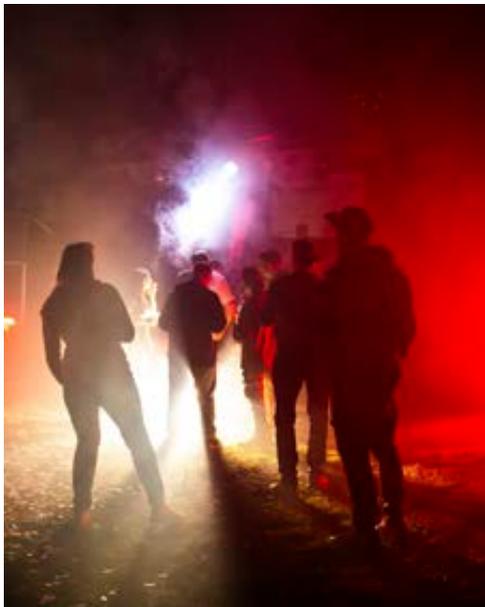
**ALS DU IHN DAS ERSTE MAL TRIFFST**, bist du zuvor falsch abgebogen. Du fährst auf der Dorfstraße durch Obergruna, und plötzlich ist da dieser Vorgarten, in dem eine Bühne steht wie

für ein Rockkonzert. Du bremst, wirfst die Autotür ins Schloss und gehst zum Holzzaun vor. Und gerade als du erkennst, dass am Bühnendach ein Tiereschädel und am Eingang des Häuschens zwei umgedrehte Kreuze hängen, genau da tritt der Muldenkobold aus der Tür und kommt auf dich zu.

Über den nackten Oberkörper wuchern Tattoos wie Flechten über verwiterten Fels. Er ist Mitte vierzig und heißt eigentlich Sandro Lange, doch der fuschelige Ziegenbart und der kahlrasierte Schädel verleihen ihm tatsächlich etwas Koboldhaftes. Benannt hat er sich nach der Mulde, die unten im Tal durch ihr Flussbett gluckert. Langes Augen sind weit aufgerissen und streifen rastlos umher, während du ihn nach der Bühne in seinem Vorgarten fragst.

Normalerweise, sagt der Muldenkobold, veranstalte er Black-Metal-Konzerte, mit Tierblut und satanistischen Ritualen. Diesmal aber hat er die Bühne für eine Dorfparty aufge-

baut. Du kannst auch kommen, sagt Lange, der neben einer Art Todesengel steht, den er aus Draht, Bettlaken und Zement geschaffen hat und der uns beide überragt. Unter der Kapuze hat Lange einen Tiereschädel eingesetzt, der dich aus leeren Augenhöhlen anglotzt. Bring gute Laune mit, sagt der Muldenkobold.



Dorfparty in Obergruna: Die Musik schwankt zwischen „Westerland“ von den Ärzten und „L'amour toujours“ von Gigi D'Agostino.

**FOTOS ZEIGEN VOLKMAR SCHREITER**, den verstorbenen Bürgermeister, mit strubbeligen Haaren, breitem Schnurbart und einer Mimik, die heitere Verlässlichkeit versprach. Als er 2004 gewählt wurde, hatte Großschirma gerade Siebenlehn eingemeindet, das kurz vor der Pleite gestanden hatte. Durch diese Jahre navigierte Schreiter mit klarem Kurs: Geld aus der Stadtkasse gab er nur dann aus, wenn unbedingt nötig. Es waren friedliche Jahre.

Nach zwei Amtszeiten wäre Schreiter 2018 wohl nicht noch einmal angetreten. Doch dann kandidierte ein Mann, den er als Nachfolger nicht akzeptieren wollte: Rolf Weigand von der AfD.

Dieser Wahlkampf lief anders, als Schreiter es gewohnt war. Seine Plakate wurden beschmiert: „Volkmar, der Selbstherrliche“, stand auf einem, „Grinsen kann ich am besten“ auf einem anderen. Als er die Wahl am Ende gewann, sollte es sein letzter Sieg gewesen sein.

Ein Jahr darauf, bei der Kommunalwahl 2019, holte die AfD in Großschirma ein knappes Drittel der Stimmen und zog erstmals in den Stadtrat ein. Gunter Zschommler, damals wie heute der einzige CDUler im Rat, erinnert sich, wie die Stimmung danach umschlug.

Zschommler ist eigentlich Landwirt. Auf den Hügeln von Großschirma hält er an die 400 Rinder. Nach dem Einzug der AfD, sagt er, sei es mit dem Miteinander vorbei gewesen. Hätten die Stadträte vorher jeder für sich abgestimmt, wenn es um Straßen, Schulen, Fördermittel ging, habe die AfD als erste Partei eine geschlossene Fraktion gebildet. Zschommler sagt, die Rechten hätten auf kleinste Fehler geachtet, um andere Stadträte bloßzustellen.

Dann kamen die Dienstaufsichtsbeschwerden. Die AfD verwendet dieses Rechtsmittel als Waffe, um Bürgermeister anzugreifen und Verwaltungen zu lähmen. Von 2019 an legte der damalige AfD-Stadtrat Weigand fünf solcher Beschwerden gegen Schreiter ein. Bei einer sechsten Eingabe ist man sich im Landratsamt bis heute nicht sicher, ob es sich um eine Beschwerde in öffentlicher oder privater Sache handelte.

Schreiter habe sich jede dieser Rügen zu Herzen genommen, erinnert sich ein Freund. „Der hatte richtigen Horror davor, auf Arbeit zu gehen.“

Im Frühjahr 2023 wurde der Bürgermeister wegen einer Krankengeschrieben. Ein halbes Jahr darauf sollte er zum ersten Mal wieder eine Sitzung des Stadtrats leiten. Am selben Tag nahm sich Volkmar Schreiter das Leben.

**ALS ES AM ABEND DER PARTY** beim Muldenkobold zu dämmern beginnt, steigst du ins Auto und braust los. Du fährst bis ans Ende von Obergruna, wo dahinter nur noch das Muldental kommt. Dann tauchen bunte Blitze vor dir auf. Aus dem Vorgarten des Muldenkobolds zucken sie durch die neblige Nacht.

Rund 30 Leute verlieren sich vor der Bühne, auf der ein DJ gerade „Westerland“ von den Ärzten aufgelegt hat. Einige tanzen, die meisten stehen herum und trinken Bier. Dann schneidet die Fanfare des Party-Hits „L'Amour toujours“ durch die Nacht. Köpfe rucken, Blicke suchen, und von hinten drängen zwei Männer vor die Bühne, recken die Fäuste und hüpfen zum Beat: Deutschland den Deutschen, Ausländer raus, hört man einzelne Stimmen.

Widerspruch gibt es keinen. Du spürst, wie du aus Augenwinkeln verhalten gemustert wirst.

Später kommst du mit Ron und July ins Gespräch. Die beiden heißen eigentlich anders, wollen ihre Namen aber nicht veröffentlicht sehen. July, 16, sagt, sie sei links und hasse alle Rechten. Ron, 19, sagt, er sei früher rechtsextrem gewesen, habe Ausländer verprügelt. Die beiden sind eng befreundet.

Ron erzählt, von seinen Bekannten seien bis heute viele in der Nazi-Szene unterwegs. Einige wollten bald zum CSD nach Bautzen fahren, Stress machen. Ron findet das okay. Schließlich seien Sachen wie der CSD nur der Grund für all den Hass. Ron sagt, er sei für Toleranz. Aber eben auch gegenüber den Rechten.

**ROLF WEIGAND IST 40 JAHRE ALT**, promovierter Ingenieur für Keramik, Glas- und Baustofftechnik und spricht ein weiches Sächsisch, wie es in der Region um Freiberg üblich ist. Mit den rotblonden Haaren und dem sorgsam gestutzten Bart sieht er ein wenig so aus wie eine jüngere Version des sächsischen Ministerpräsidenten Michael Kretschmer.

Anfang August sitzt Weigand noch für die AfD im sächsischen Landtag in Dresden. Dort ist er ganz der rechte Hetzer. Einmal fragte er beim Freistaat nach der Anzahl von Frauen im gebärfähigen Alter, aufgeschlüsselt nach Nationalitäten. 2023 leitete er die Kampagne „Genderwahn im Stundenplan“, für die seine Partei Plakate mit einem kleinen Mädchen entwarf, das einen Teddy mit erigiertem Penis im Arm hält. Vor einigen Jahren verbreitete die AfD die Behauptung, fast 70 Prozent aller Täter, die Minderjährige in sächsischen Schwimmbädern sexuell belästigten, seien Männer aus islamischen Ländern. Weigand hatte die Zahlen bei der Landesregierung erfragt: Dass tatsächlich rund 65 Prozent aller Verdächtigen nach Sexualdelikten in Schwimmbädern Deutsche gewesen waren, interessierte ihn nicht.

Deine Interviewanfrage hat Weigand abgelehnt. Auf dem 100-Jahrs-Fest der Siebenlechner Feuerwehr triffst du ihn dann doch. Im Festzelt begegnest du einem Mann mit weichem Händedruck, der sich gleich wieder verabschiedet, als du ihn ansprichst.

Für den AfDler ist das Feuerwehrfest ein Triumph. Als Bürgermeister Schreiter wegen seiner Erkrankung ausfiel und Weigand als Stellvertreter übernahm, machte dieser den Weg frei, um endlich ein neues Löschfahrzeug anzuschaffen. Unter Schreiter hatte sich das seit Jahren hingezogen – dabei war das alte Auto seit fast 40 Jahren im Dienst.

Als Weigand die Bühne erklimmt, hat der Ortswehrlleiter das Publikum zuvor eine Stunde mürbe geredet. Weigand nimmt die Stimmung auf wie ein Jongleur seine Bälle. Mit knappen Worten lobt er den Einsatz der Feuerwehr und kündigt Investitionen an. Dann hält er das Modell eines Löschwagens hoch: Darin sei eine Spende von der Stadt, verspricht der AfD-Mann. Als er das Spielzeugauto schüttelt, raschelt es.

**DIE WUTREDEN**, die Weigand im Landtag hielt, sind kaum bis nach Großschirma gedrungen. Dort sieht man ihn stattdessen beim Arbeitsinsatz im Freibad, wie er in Gummistiefeln das Schwimmbecken kärchert. Im Advent hat er sich als Weihnachtsmann verkleidet und Glühwein ausgeschenkt.

Fast alle, die du in Großschirma triffst, sind gut auf ihn zu sprechen. Da ist die Blumenverkäuferin, die betont, wie sich Weigand für Kinder einsetze. Sie sagt: „Ich finde, als Mensch ist er top.“





Du kaufst eine Vita-Cola im Kiosk. „Das ist ein Top-Mann, der Rolf Weigand“, sagt der Besitzer, und seine Kiefermuskeln spannen sich. „Das kann alles nicht mehr wahr sein, was hier passiert“, sagt er dann.



Landwirt Gunter Zschommler sitzt für die CDU im Stadtrat.



Der Marktplatz von Siebenlehn war einmal belebt. Heute gibt es nur noch einen Bäcker, eine Apotheke und ein Denkmal.



Seit 24 Jahren betreibt die Floristin Manja Junghanns einen Blumenladen in Großschirma. Sie sagt: „Wir sind hier am Arsch der Welt.“

Für AfD-Mann Rolf Weigand ist das 100-Jahrs-Fest der Siebenlehner Feuerwehr ein kleiner Triumph. Als stellvertretender Bürgermeister sorgte er für ein neues Löschfahrzeug.

Susan Ralle ist Kinderärztin und zog 2019 über die Liste von SPD und Grünen in den Stadtrat ein. Heute nimmt sie Weigand gegen Anschuldigungen in Schutz.



Unter Jugendlichen auch heute noch beliebt: Simson, das DDR-Kleinkraftrad.



Schöne Welt en miniature. Erika Frohs und Werner Scholz im Garten vor ihrem Haus. Die Häuschen baute Scholz aus Maurerputz und Styrodur.

Wenige Monate bevor Schreiter wegen seiner Depressionen krankgeschrieben wurde, hatte Weigand die letzte Dienstaufsichtsbeschwerde gegen ihn eingereicht.

Pfarrer Justus Geilhufe ist in Großschirma einer der Letzten, die sich noch offen gegen Rolf Weigand und die AfD starkmachen.



Ein paar Straßen weiter verschwindet ein weißhaariges Paar fast in der Miniaturwelt aus Häusern, Straßen und sogar einer Ritterburg, die der Mann aus Dämmstoff und Putz in den Vorgarten gebaut hat. Das Paar steht neben einem Schwarzwaldhaus, das beiden bis zur Hüfte reicht, als der Mann sagt: „Man muss doch den wählen, der für den Ort Interesse hat!“ „Die AfD nicht“, sagt die Frau. „Aber die Person. Weigand setzt sich ein. Er wohnt hier!“

Du kaufst eine Vita-Cola im Kiosk. „Das ist ein Top-Mann, der Rolf Weigand“, sagt der Besitzer, und seine Kiefermuskeln spannen sich. „Das kann alles nicht mehr wahr sein, was hier passiert“, sagt er dann. „Die Ausländergeschichte. Da muss mal mit 'nem Drahtbesen durchgegangen werden.“ Sein Schwiegersohn, erzählt der Kioskbesitzer, sei Hundeführer bei der Polizei in Freital. Der werde als rechtsradikal hingestellt, weil seine Hündin immer nur bei „Kanaken“ anschlage. „Die riecht die gegenüber von der Straße und dreht schon durch“, sagt der Mann hinterm Tresen. Sein Schwiegersohn meine:

Wenn es keine Ausländer gäbe, bräuchte es auch keine Polizei.

In Großschirma leben nur ganz wenige Menschen mit Migrationsgeschichte. Einer von ihnen ist Ömer Dag in Siebenlehn. Er ist 2016 aus der Türkei nach Deutschland gekommen. Hier sei es ruhig, sagt er, das gefalle ihm gut. Am Spieß klappert sein Kollege mit dem Kebapmesser.

Dag sagt, er habe sich hier nie bedroht gefühlt. Freunde hat er aber auch keine. Er ist einfach der Mann, der von früh bis spät am Dönerspieß steht. Eigentlich mehr eine Funktion als ein Mensch.

**UNTER VOLKMAR SCHREITER** war Rolf Weigand zunächst nur zweiter stellvertretender Bürgermeister. Doch wenige Monate nach Schreiters Suizid zog sich dessen erste Stellvertreterin, Margot Schleicher, aus den Amtsgeschäften zurück. Schleicher hatte für eine der freien Bürgerlisten im Stadtrat gesessen. Sie selbst sagt, sie sei vorwiegend aus gesundheitlichen Gründen gegangen. Andere

sagen, sie sei über Intrigen gestürzt, und wieder andere, das Klima im Stadtrat sei ihr zu „ekelerregend“ geworden.

Doch nicht alle wollen mit dem Finger auf Rolf Weigand zeigen. Susan Ralle, die sich 2019 über die Liste von SPD und Grünen in den Stadtrat wählen ließ, sagt, nach den jüngsten Wahlerfolgen der AfD habe sie zwar schlucken müssen. „Aber eigentlich sind das keine Leute, die pöbeln und sagen: Ausländer raus.“

Ralle ist Ärztin, lebt mit ihrer Familie in Siebenlehn und ging wegen der Kinder in die Politik. Ganz zu Beginn, um das Jahr 2015 herum, sei es um einen Spielplatz gegangen, erzählt sie, den sie und eine befreundete Mutter gegen den sparsamen Bürgermeister durchsetzen konnten.

Doch als sie 2019 in den Stadtrat einzog, sagt Ralle, habe sie dort einen Stil vorgefunden, mit dem sie nicht gerechnet hatte. Schreiter habe immer wieder Sitzungsunterlagen nicht pünktlich geschickt. Im Vorfeld habe es oft Absprachen im kleinen Kreis gegeben. Ralle sagt, die AfD würde sie nicht wählen, aber gegen Weigand könne sie nichts sagen. Der regiere wenigstens nicht aus dem Hinterzimmer.

Ihre Gegner sagen, sie sei entweder naiv oder rechtsradikal, weil sie so oft mit der AfD stimmt.

Ralle sagt, sie finde es unsinnig, gegen etwas zu stimmen, nur weil es von einem AfD-Mann komme.

Falls es die Brandmauer in Großschirma jemals gab, hat die Kommunalwahl im Juni ihre letzten Reste pulverisiert. Die AfD besetzt im Stadtrat seitdem neun von achtzehn Sitzen.

**IN DEN MONATEN VOR SEINEM TOD** öffnete sich Volkmar Schreiter wenigen Menschen so sehr wie dem Pfarrer Justus Geilhufe. Im alten Pfarrhaus von Großschirma trafen sich die beiden zu langen Gesprächen.

Geilhufe ist einer der Letzten, die in Großschirma noch offen gegen die AfD sind. Er ist Mitte dreißig, hat unter anderem in Princeton und in München studiert, ein Buch über Religion geschrieben und im MDR über die Rolle der Kirchen in Ostdeutschland debattiert. Als er auf der Trauerfeier für den toten Bürgermeister sprach, stellte er den Anwesenden eine Frage: „Wie soll das Leben gehen“, sagte Geilhufe, „wenn der andere kein Streitpartner mehr ist, sondern einer, der am Ende wegmuss – weil er der Macht des anderen im Weg steht?“

Um zu erklären, wie es so weit kommen konnte, holt Geilhufe weit aus. Viele Ostdeutsche würden heute von inneren Widersprüchen zerrissen, sagt er. Diese Widersprüche wurzeln in autoritären Weltbildern, die noch zu DDR-Zeiten geprägt worden seien, heute aber auf ganz andere Realitäten prallten. „Die Leute wählen hier AfD und hassen Annalena Baerbock, haben dabei aber zwei E-Autos vor der Tür“, sagt der Pfarrer.

Hinter den Wahlerfolgen der AfD vermutet er einen tiefen Hass auf den Westen und seine Werte, besonders den Individualismus. „Die Leute sagen immer, wir wollen Frieden in der Ukraine“, sagt Geilhufe. „Aber was sie meinen, ist: Wir wollen, dass Putin gewinnt. Weil in Russland beispielsweise Homosexualität bis heute stark tabuisiert ist.“

**ZWEI TAGE NACH SEINER PARTY** triffst du den Muldenkobold erneut. Gemeinsam geht ihr einen Hang mit Eichen und jungen Buchen hinauf, vorbei an einem Farn, unter dem ein halbverwester Rinderschädel liegt. Der Muldenkobold stoppt an einer Bank aus aufgeschichteten Steinen.

Das Beste für alle sei eine „saubere Diktatur“, hat er am Anfang des Treffens gesagt, aber du kommst nicht dahinter, was genau er damit meint. Stattdessen sagt der Muldenkobold, dass er weder links noch rechts sei, sondern ein Gegner des ganzen Systems.

Später aber wird er dir erzählen, dass die Lager, in denen die Alliierten gegen Ende des Zweiten Weltkriegs deutsche Soldaten inhaftierten, schlimmer gewesen seien als alle Konzentrationslager der Nazis. Im düsteren Vorzimmer seines Hauses hängt an einem Faden eine tote Fledermaus von der Decke und ein Stück altes Sackleinen mit einem aufgedruckten Hakenkreuz an der Tür. Es war Krieg, raunt der Muldenkobold. Befehle ... „Sieh dreimal was Ekelhaftes“, zischt er und reißt die Augen weit auf. „Beim vierten Mal stört es dich nicht mehr.“

**NACH SCHREITERS SUIZID** und dem Rücktritt seiner Stellvertreterin ist Dirk Neubauer die dritte Person, die Weigands Weg gekreuzt und sich später aus der Politik zurückgezogen hat.

Als du ihn Anfang August triffst, ist Neubauer noch Landrat von Mittelsachsen. Im Landratsamt in Freiberg erzählt er, wie die Drohungen gegen ihn begannen, als er Bürgermeister in Augustusburg war, einem kleinen Städtchen westlich von Freiberg. Eines Morgens habe ein Mann ihn vor seinem Haus abge-



passt, als er seinen Sohn zur Schule bringen wollte. „Sie kriegen wir auch noch“, habe der Mann zu ihm gesagt. So fing es an.

Bei der Landratswahl 2022 siegte der parteilose Neubauer über zwei andere Kandidaten. Einer von ihnen war Rolf Weigand. Neubauers Einsatz für Geflüchtete ließ ihn damals immer mehr ins Fadenkreuz der Rechten rücken. Ihren Höhepunkt erreichten die Anfeindungen im Frühjahr 2024, als die Freien Sachsen zu Autokorsos an seinen Wohnort aufriefen. Einmal fuhren rund 100 Rechtsextreme vor.

Neubauer hat den Attacken viele Jahre lang getrotzt. Doch nachdem SPD, Grüne und Linke, die ihn im Kreistag unterstützten, bei der Kommunalwahl 2024 zusammen nur noch auf 15,4 Prozent kamen, war der Landrat isoliert. Ende Juli erklärte er, dass er zurücktreten werde.

Nach allem, was passiert ist, ärgert ihn eines aber noch mehr als alle Drohungen. „Die sollen gottverdammich aufhören zu jammern!“, bricht es aus Neubauer heraus. Er deutet durchs Fenster. „Muss man hier schlechte Laune haben?“

**DIE FREIBERGER INNENSTADT** wirkt wie aus dem Katalog ins Herz von Sachsen verpflanzt. Inhabergeführte Läden in denkmalgeschützten Häusern säumen die Fußgängerzone. Das Schloss zeugt von früherem Reichtum.

Vor der Mensa der Freiburger Bergakademie hast du dich mit einer lokalen Antifa-Gruppe verabredet. In der Mittagspause trinken Studierende Kaffee, da kommen drei vermummte Gestalten aus dem Gebüsch. Ihre Namen verraten sie nicht. Allein ihr Alter geben sie preis: Zwischen 17 und 21 Jahren.

Die jungen Männer erzählen, dass Nazis in der Region viele Räume kontrollierten. In Freiberg gebe es keine einzige Kneipe, die eindeutig für Vielfalt stehe. Dafür aber einen Szene-Pub der Rechten: „Da treffen sich die Faschos aus der Region und planen, wie man Linke klatscht“, sagt ihr Wortführer.

Die Vermummten erzählen, auch sie seien bereits bedroht und von Neonazis verfolgt worden. Einer von ihnen sagt: „Wenn die AfD in Sachsen an die Macht käme, wäre das für uns eine Katastrophe. Es würde alle treffen. Linke genauso wie die Mitte.“

**AM 1. SEPTEMBER 2024** haben die Bürger von Großschirma Rolf Weigand mit 82 Prozent zum neuen Bürgermeister gewählt.

Doch wenig ist im Leben so eindeutig wie ein Wahlergebnis. So wird wohl nie ganz klar sein, warum sich Volkmar Schreiter das Leben nahm. Die meisten Menschen, die sich umbringen, haben zuvor an einer psychischen Erkrankung gelitten. So war es auch bei Schreiter.

Suizide stehen aber mitunter auch in Zusammenhang mit Ereignissen. Wenige Monate bevor Schreiter wegen seiner Depressionen krankgeschrieben wurde, hatte Weigand die letzte Dienstaufsichtsbeschwerde gegen ihn eingereicht.

Gunter Zschommler, der CDU-Stadtrat, sagt, dass Schreiter an der Schärfe, die mit der AfD in den Stadtrat einzog, „ein Stück weit zerbrochen“ sei.

Justus Geilhufe, der Pfarrer, sagt, dass niemand Schuld am Tode Schreiters habe. Es gebe aber viele, die Anteil an der Situation hätten, aus der heraus er sich tötete. „Niemand hätte gesagt, dass Volkmar Schreiter alles falsch gemacht hätte, wenn die Stadträte der AfD nicht permanent gesagt hätten: Schreiter macht alles falsch.“

Dirk Neubauer, der ehemalige Landrat, unterstützte Schreiter 2018 im Wahlkampf. „Er ist gejagt worden“, sagt Neubauer. „So kann man jemanden systematisch kaputtspielen.“

Ömer Dag ist einer von wenigen Einwohnern mit Migrationsgeschichte. Er arbeitet in einem Dönerimbiss in Siebenlehn.



i

Depressionen sind gekennzeichnet durch verschiedene Symptome und Verläufe und können alle Altersgruppen betreffen. Wer sich traurig, einsam oder verzweifelt fühlt, findet Hilfe bei diesen Beratungsangeboten:



Bis Ende September war Dirk Neubauer Landrat in Mittelsachsen. Im Frühjahr riefen die rechtsextremen Freien Sachsen zu Autokorsos an seinem Wohnort auf.

Früher soll es in Siebenlehn einmal sieben Kneipen gegeben haben. Übrig ist heute nur noch die Fröhliche Einkehr.

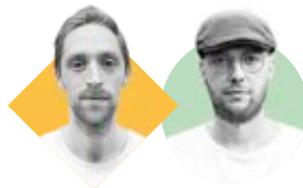


**ZURÜCK VOR DER FRÖHLICHEN EINKEHR.** Am Himmel funkeln mittlerweile die Sterne. Zwei Schritte ins Licht der Bierreklame lassen das Glitzern verschwinden.

Peter, der Schlaks in Springerstiefeln, möchte den Tod des Bürgermeisters nicht kommentieren. Da kann man groß drüber erzählen, sagt er, aber man sollte es nicht, weil keiner es genau weiß. Deswegen: Schnauze halten.

Er bückt sich nach seinem Rucksack und holt daraus für jeden einen Kräuterschnaps hervor. Klackend stoßen die Fläschchen zusammen, dann legen alle die Köpfe in den Nacken, gefolgt von einem Stöhnen.

Ansonsten ist es ganz still. Kein Auto rauscht die Straße entlang. Keine Grille zirpt im Gebüsch. Ein knappes Jahr nach dem Tod von Volkmar Schreiter ist in Großschirma wieder Ruhe eingekehrt. Es ist auch die Ruhe derer, die sich nicht mehr trauen, ihre Stimme zu erheben.



Knapp zwei Wochen lang hefteten sich **JAKOB MILZNER** und **JONAS DENGLER** an die Fersen des AfD-Mannes Rolf Weigand – und hätten ihn doch um ein Haar verpasst. Ein Glück für die Recherche, dass kein Kandidat, der wirklich Bürgermeister werden will, das lokale Feuerwehrfest schwänzen darf.

Aus Liebe zu seiner iranischen Frau konvertierte Teseo la Marca zum schiitischen Islam – allerdings nur auf dem Papier. Was passiert, wenn er seine neue Religion in ihrer intensivsten Form erlebt – und mitgeht bei der größten jährlichen Pilgerwanderung der Welt, nach Kerbela?

# MEIN WEG NACH KERBELA

96

TESEO  
LA MARCA

T

ANDREAS  
BLAUTH

F

**TRADITION  
TROTZ MODERNER  
AUSRÜSTUNG:**  
Irakische Pilgerinnen  
tragen ihre Rucksäcke  
auf dem Kopf – wie  
früher die Weidenkörbe.

MEIN WEG NACH KERBELA



Pilger aus westlichen Ländern erkennt man im Irak schnell an ihrer hellen Funktionskleidung – so auch den Autor.

# W

ir haben verschlafen. Moamel, mein irakischer Guide, packt hastig seinen Rucksack. Es ist 6 Uhr morgens, und die anderen Matratzen sind schon leer; bis auf drei

schnarchende Männer sind alle Pilger weitergezogen. Ich trete in die kühle Morgenluft der mesopotamischen Wüste hinaus und reibe mir die von der Klimaanlage verkrusteten Augen. Vor mir donnern Lastwagen über eine Staatsstraße.

Hinter der Staatsstraße, auf einem breiten, staubigen Weg, zieht ein dunkler Strom aus schwarzen T-Shirts, Ganzkörperschleiern, Fahnen und Bannern durch die Kühle des Morgens. Schatten auf Schatten bewegt sich der Menschenzug schweigend und zum Takt brachialer Techno-Beats in dieselbe Richtung.

Abertausende Menschen und ein einziges Ziel, der Imam-Hossein-Schrein im Irak. Ich als europäischer Konvertit werde ein paar Tage lang einer von ihnen sein, ein Pilger unterwegs zum wichtigsten schiitischen Heiligtum.

Von hier aus betrachtet wirkt der Menschenstrom wie eine Naturscheinung. Er spannt sich über den kompletten Horizont. Gestern um Mitternacht, als wir uns in den Schlafsaal zurückzogen, war er da. Jetzt, wo wir aufwachen, ist er immer noch da. Es hat etwas von Selbstaufgabe, sich in diesen Strom einzugliedern, ein Ort, der das Individuum pulverisiert. Etwas in mir sträubt sich dagegen und kann es zugleich kaum erwarten.

„Ya allah! Wir müssen los“, sagt Moamel.

49 Grad im Schatten sollen es heute werden. Wir haben nur noch zwei oder drei Stunden Zeit, bis die Hitze unerträglich wird.

Der Haddsch nach Mekka in Saudi-Arabien ist zwar die wichtigste Wallfahrt für alle Muslime. Viel größer ist aber die Arbain-Pilgerwanderung im Zentrum des Irak, an der hauptsächlich schiitische Muslime teilnehmen. Während etwa zwei Millionen jedes Jahr nach Mekka reisen, kamen in diesem

Jahr zehnmals so viele Menschen in die Heilige Stadt Kerbela – 21 Millionen nach Angaben der Schreinverwaltung. Die meisten Pilger gehen die 80-Kilometer-Strecke zwischen Nadschaf und Kerbela zu Fuß, bis zum Schrein des Imam Hossein, dem schiitischen Helden und Heiligen, der in der Schlacht von Kerbela gefallen ist.

Die Geschichte meiner Pilgerreise begann vor drei Jahren, am 3. Juni 2021. Ein mit Teppichen ausgepolstertes Büro in der iranischen Stadt Isfahan. Meine heutige Frau und ich saßen vor einem Mullah, der das islamische Glaubensbekenntnis auf Arabisch sprach. Langsam und Wort für Wort, damit ich, der nichts verstand, sie wiederholen konnte. Dann überreichte er mir eine Urkunde mit meinem neuen muslimischen Namen: Mustafa. „Und du bist wirklich von Herzen konvertiert?“, fragte der Mullah.

Er ahnte wohl, was der eigentliche Grund war.

Meine Frau stammt aus dem Iran, wir waren damals seit vier Jahren zusammen. Von Wien, wo wir lebten, reisten wir regelmäßig in ihre Heimat. In Isfahan und Teheran zogen wir von Hausparty zu Hausparty, tanzten mit persischem Hüftschwung und tranken hausgemachten Maulbeerbrand; weder ihre Familie noch meine Frau sind praktizierende Muslime.

Doch wie der Brand war unsere Beziehung laut iranischem Gesetz verboten. Die Scharia-Gesetze, die nach der islamischen Revolution 1979 im Iran eingeführt wurden, sehen für eine vorheilige Beziehung zwischen einer Muslimin und einem Nicht-Muslim die Todesstrafe vor. Also beschlossen wir zu heiraten. Damit die iranischen Behörden die Ehe anerkannten, musste ich, der Nicht-Muslim, zum Islam konvertieren.

Aus Liebe zu meiner Frau, könnte man sagen. Oder auch: weil mich die Gottesstaat-Gesetze dazu zwangen. Statt Christ auf Papier war ich jetzt Muslim auf Papier.

Einige meiner muslimischen Freunde, die ich in Europa hatte, machten sich dennoch Hoffnungen: „Wenn du nur genug über den Islam erfährst, wirst du ihn irgendwann auch mit dem Herzen annehmen“, sagten sie. Dann erzählten sie mir von der Pilgerfahrt nach Kerbela im Irak.



Der Weg führt direkt an einer Staatsstraße entlang. Wer es eilig hat, kann mit Kleinbussen weiterfahren – oder auf einer Lkw-Ladefläche.

Nach Mekka in Saudi-Arabien ist Kerbela im Irak der wichtigste Pilgerort der muslimischen Welt. Und der größte. Nach Angabe des Imam-Reza-Schreins kamen 2024 über 21 Millionen Menschen – allein während der zehn Trauertage von Arbain.



Das Schlagen der eigenen Brust, das „Matam“, gilt als Ausdruck der Trauer für Imam Hossein. Manche Gläubige peitschen sich sogar selbst aus.



Eisklötze sind der wichtigste Rohstoff auf dem Pilgerweg. Sie kühlen Wasservassersflaschen oder Truhen mit Lebensmitteln.

Tausende Freiwillige versorgen die Millionen Pilger mit kostenlosen Speisen, Getränken, Abkühlung und Unterkünften. Ärzte messen den Blutdruck, Masseure kneten erschöpfte Waden. Eine Belohnung erwarten sich die Freiwilligen erst im Jenseits.

Meistens riecht es aber nach Müll und verdorbenen Lebensmitteln. Am Wegesrand stehen viele Müllkübel, doch nur wenige nutzen sie.



„Ein Stück Himmel auf Erden ist das.“  
„Ein Ort, an dem man nichts als Liebe erfährt.“  
„Dort schlägt das Herz des schiitischen Islams.“

Sie mussten mich nicht lange überreden. Trotz angeborener Skepsis war ich auch voller Neugier auf meine neue Religion. In Kerbela, der heiligsten Stadt der Schiiten, wollte ich sie in ihrer intensivsten Form erleben.

Es ist der zweite Tag der Wanderung. 20 Kilometer, ein Viertel des Weges, haben wir schon zurückgelegt. Vor uns steht Pfahl Nummer 400. Alle 50 Meter stehen diese Pfähle entlang der Strecke, von Nummer 1 in Nadschaf bis zur Nummer 1600 am Imam-Hossein-Schrein in Kerbela.

**U**m 10 Uhr morgens hat es schon 40 Grad. Ich ziehe meinen Sonnenhut tiefer ins Gesicht, während Andreas, der uns als Fotograf auf der Wanderung begleitet, sich etwa alle zehn Minuten neu eincremt.

Moamel, als richtiger Local, trägt schwarzes T-Shirt, schwarze Jogginghosen und eine rot-weiß-karierte Kufiya, das arabische Kopftuch, das auch von Männern getragen wird. In seinem Alltag in Nadschaf arbeitet er als Sales-Manager für einen chinesischen Smartphone-Hersteller, jetzt hat er ein paar Tage frei. Arbain, sagt er, ist für ihn der Höhepunkt des Jahres, so etwas wie Weihnachten für Europäer. Ein religiöser Mensch sei er aber nicht. Vor meinem Abflug fragte ich ihn, was ich ihm mitbringen kann – eine Flasche Wein wäre toll, sagte er.

Nicht nur die Hitze macht uns zu schaffen. Aus Musikboxen am Wegesrand donnert ein höllischer Lärm auf die vorbeiziehenden Pilger. Orientalische Trauergesänge wechseln sich alle paar Schritte in voller Lautstärke mit martialischem Geschrei und harten Techno-Beats ab. Die Beats sollen die Pilger animieren, sich rhythmisch auf ihre Brust zu schlagen – ein Ausdruck der Trauer für Imam Hossein. Über allem liegt der stechende Gestank verdorbener Lebensmittel. Man muss es so sagen: Optisch, akustisch und olfaktorisch ist der Weg eine Zumutung.

Sonst aber fehlt den Pilgern nichts.

Kaum habe ich meinen Becher mit Traubensaft ausgetrunken, drückt mir ein Junge mit strahlendem Lächeln den nächsten Becher in die Hand. Die Mokebs, die Stände der Freiwilligen, reihen sich dicht an dicht an den Rändern des Pilgerwegs. „Haleh bium“, willkommen, rufen ihre Betreiber, oder auch „Tfazal ya zair!“, bedient euch. Hier gibt es alles kostenlos: eisgekühltes Wasser, Schwarztee, Kaffee, heiße Milch und Saft in den grellsten Farben, Safransirup und manchmal sogar Coca-Cola. Dazu Sandwiches, Kebabspieße, Pommes, gegrillten Fisch, panierte Hühnchenfilets, Bohneneintopf und Reis.

Selbst Alte, Kranke und Kleinkinder stapfen durch die Hitze. Frauen tragen Neugeborene im Arm, junge Männer schieben ihre behinderten oder schwerkranken Verwandten im Rollstuhl. Auch die Schwächsten haben sich auf den Weg gemacht. Sie wanken, humpeln, straucheln, raffen sich aber immer wieder mit entschlossener Miene auf, als sei Kerbela das letzte Ziel ihres Lebens.

Dass diese Menschen unter der prallen Wüstensonne nicht der Reihe nach umfallen, ist dem riesigen, hocheffizienten Versorgungssystem der Mokebs zu verdanken.

Moamel



Moamel, mein Übersetzer, schätzt die schiitischen Rituale – aber auch guten italienischen Rotwein. Manche Freunde sorgen sich um sein Seelenheil.

**L**ebensrettend sind vor allem die klimatisierten Hallen und Schlafräume hinter den Ständen, wo wir uns jederzeit ausruhen können. In regelmäßigen Abständen trifft man auf Erste-Hilfe-Stationen, wo Freiwillige den erschöpften Pilgern den Blutdruck messen, Schürfwunden desinfizieren und erste Anzeichen von Hitzschlägen behandeln. Handwerker reparieren die locker gewordenen Räder der Rollstühle, Masseur kneten verkrampte Waden.

Die Freiwilligen kommen aus allen sozialen Schichten. Tausende Ärzte, Bauarbeiter, Rechtsanwälte, Putzkräfte, Bäcker und Richter bedienen ehrenamtlich Millionen von Pilgern.

So können sich alle die Wallfahrt leisten. „Es ist egal, wie reich oder arm du bist. Die Iraker füttern dich durch“, schwärmt ein pakistanischer Pilger. Er musste jahrelang sparen, um nach Mekka zu pilgern, nach Kerbela kann er jedes Jahr kommen. Das erklärt die Größe der Veranstaltung.

Eine Belohnung, so glauben die Freiwilligen, bekommen sie erst im Jenseits – dann aber tausendfach und für die Ewigkeit.

Es ist am Ende dieser Glaube, der im Irak, einem kriegsversehrten Land mit maroder Infrastruktur, das möglich macht, was selbst im durchorganisierten Deutschland undenkbar scheint: über 20 Millionen Menschen bei knapp 50 Grad Hitze rundum zu versorgen.

\*\*\*\*

Pfahl 900, 23 Uhr. Die Pilgerstation von Haidar Alhelo, einem Freund meines Guides Moamel, liegt etwas abseits, man erreicht sie über einen staubigen Feldweg. Ein stattliches Landhaus inmitten vertrockneter Äcker, auf der Veranda brutzeln Fische in einer großen Pfanne, im Garten steht ein Lagerzelt für die Pilger bereit.

Man begrüßt uns freundlich; Andreas, der Fotograf, wird als Christ besonders respektvoll empfangen. Einer der Män-



Spritzpistolen gegen die Hitze: Bei 49 Grad freuen sich die Pilger über den Sprühnebel. Manchmal sind die Pistolen mit duftendem Rosenwasser gefüllt.





Mit seinem Mokeb hat sich Haidar Alhelo einen langjährigen Traum erfüllt. Das nötige Geld stammt von Freunden in Dänemark.

## Haidar

ner verschränkt seine Zeigefinger ineinander und ruft feierlich: „Muslime und Christen: Brüder!“ Mich nennt man „Mustafa Kerbela'i“ – der Ehrentitel für Muslime, die nach Kerbela gepilgert sind.

Haidar Alhelo, der Gastgeber, ist 26 Jahre alt und wohnt heute in Kopenhagen, wohin seine Familie kurz nach dem zweiten Golfkrieg in den 1990er Jahren geflohen ist. Alhelo erzählt, wie sich sein Vater vor Jahrzehnten noch heimlich auf die Pilgerschaft begab. Damals, unter Saddam Hussein, war sie streng verboten, der sunnitische Diktator fürchtete, dass die Schiiten die Veranstaltung zu politischen Zwecken nutzen könnten. Wer erwischt wurde, kam ins Gefängnis oder wurde erschossen.

**I**n diesem Jahr hat Alhelo einen langjährigen Traum verwirklicht. Gemeinsam mit irakischen Freunden hat er dieses ungenutzte Landhaus, das einem reichen Freund gehört, in eine Unterkunft für Pilger verwandelt. Um alles bereitzustellen, erzählt Alhelo, schlafe er seit zwei Wochen nur noch vier Stunden am Tag. „Trotzdem werde ich nicht müde. Weil ich all das für Imam Hossein mache. Und für mein Leben nach dem Tod.“

Alhelos Leben schwebt zwischen zwei Heimat. In Dänemark kann er tun, glauben und sagen, was er will. Im Irak spürt er die Kraft seiner Religion. Ob er sich manchmal zerrissen fühlt? Eher dankbar, sagt Alhelo, weil er beides haben kann: Spiritualität und Freiheit. Spiritualität beruhe auf Bräuchen und Ritualen, auf strengen Regeln. Freiheit dagegen auf deren Abwesenheit. „Man kann nicht beides am selben Ort haben“, sagt Alhelo.

\*\*\*\*

Pfahl 1050. Es ist 10 Uhr am nächsten Morgen, als wir an einem medizinischen Versorgungsstand mit der Pflegerin Esra ins Gespräch kommen. Wie es hier üblich ist, muss Moamel zuerst einen männlichen Kollegen fragen, ob wir uns mit den Frauen unterhalten dürfen.

Esra kommt aus Kerbela und war 13, als ihre Eltern sie aus der Schule entfernten, um sie mit ihrem jetzigen Ehemann zu verheiraten. Heute ist sie 30 und hat einen 15-jährigen Sohn. Als er in die Grundschule kam, beschloss Esra, ihren Schulabschluss nachzuholen, für ihren Mann ging das in Ordnung. Jetzt, wo ihr Sohn so alt ist wie sie bei seiner Geburt, hat Esra ein Medizinstudium begonnen. Sie sagt: „Wir Frauen erobern uns unseren Platz in der irakischen Gesellschaft.“

Auf dem Weg nach Kerbela machen Frauen etwa ein Drittel der Pilger aus. Sie alle tragen schwarze, schwere Ganzkörperschleier, sogenannte Tschadors, manche verschleiern auch ihr Gesicht. Ich frage Esra, ob das bei der Hitze gesund sein kann. Sie sagt dann einen Satz, den man im Irak oft hört, um die Verschleierung zu begründen: Frauen seien wertvoll wie Diamanten, und Diamanten müssten geschützt werden. Je höher ihr Wert, desto mehr habe eine gute Muslimin Grund, sich zu verhüllen.

Später, wieder auf dem Weg, erklärt Moamel, dass diese Pilgerwanderung für viele Frauen die einzige Gelegenheit sei, überhaupt auf eine Reise zu gehen. In einer Gesellschaft, die jeden Kontakt mit nichtverwandten Männern unterbindet, bedeute das für viele ein Maximum an Freiheit.

## Esra



Mit 13 Jahren haben ihre Eltern sie zwangsverheiratet. Jetzt holt Esra ihr Medizinstudium nach – und versorgt während Arzain erschöpfte Pilger.

Alle Pilgerunterkünfte sind kostenlos – und oft überfüllt. Damit alle Platz haben, rückt man auf den verschwitzten Matten enger zusammen.



In Dänemark schätzt Haidar Alhelo die Freiheit, er kann dort tun, sagen und sein, was er will. Im Irak dagegen spürt er die Kraft des Islams. Beides am selben Ort zu haben, das geht nicht, glaubt Alhelo: „Freiheit und Religion widersprechen sich.“

Trotz extremer Hitze pilgern auch Greise, Kleinkinder und Kranke nach Kerbela. Ihre Verwandten und die Freiwilligen kümmern sich um sie.





Iranische Freunde hatten mich vorgewarnt, ich solle aufpassen, wenn ich unterwegs nach Kerbela bin. Der iranische Geheimdienst habe hier überall seine Männer.

Millionen Menschen, die alle zum selben Ort wollen: In der Vergangenheit hat das auch schon zu Massenpaniken und Toten geführt.



Pfahl 1250, 13 Uhr. Kurz vor Kerbela retten wir uns vor der Mittagssonne in ein schattenspendendes Mokeb. Drei iranische Pilger bemerken unseren Fotografen Andreas – und beginnen sofort, uns auszufragen. Ob wir Journalisten seien? Für wen wir arbeiteten? Über welche Themen? Ob wir öfter in der Region seien? Ach, und einer von uns habe Familie im Iran?

Etwas stimmt hier nicht. Noch nie sind wir auf unserer Wanderung so sehr mit Fragen bombardiert worden.

„Seid ihr der Etelaät?“, frage ich zurück.

Die Männer brechen in schallendes Gelächter aus. Aber der Älteste von ihnen wird schnell wieder ernst. „Woher weißt du, wer der Etelaät ist?“, fragt er mich. „Von deiner Familie im Iran? Von deiner Frau?“

Der Etelaät, das ist der berühmte iranische Inlandsgeheimdienst. Iranische Freunde hatten mich vorgewarnt. Ich solle aufpassen, wenn ich unterwegs nach Kerbela bin, der iranische Geheimdienst habe hier überall seine Männer. „Du gehst ins Kernland der Islamischen Republik, Arbain ist eines ihrer größten Projekte.“

**T**atsächlich ist die Islamische Republik Iran während der Pilgerwanderung von Arbain allgegenwärtig. Seit unserem Aufbruch in Nadschaf sind wir ständig an Konterfeis des Obersten Führers Ali Khamenei oder lebensgroßen Pappfiguren von Qasem Soleimani vorbeigekommen – dem iranischen General, der 2020 durch einen US-amerikanischen Drohnenangriff getötet wurde. Es war sein Lebenswerk, den iranischen Einfluss im Irak auszubauen. Heute besetzen irantreue Milizen entscheidende Posten in Iraks Armee und Regierung. Entlang des Pilgerwegs preisen Propaganda-Pavillons den iranischen Beitrag zum Kampf gegen den IS, daneben stehen Mülleimer mit aufgemalten Davidsternen.

Die Pilgerwanderung von Arbain ist als irakische Volkstradition entstanden, aber heute wird ein großer Teil der Stationen von iranischen Organisationen betrieben. 230 Millionen Euro gab das Regime in diesem Jahr dafür aus.

Irans Machthaber nutzen die Popularität der Pilgerschaft, um sich als globale Schutzmacht der Schiiten zu präsentieren.

Diese Propaganda wirkt – bis nach Deutschland. Am dritten Tag der Wanderung entdeckte ich in der Masse der Pilger eine Gruppe, die schwarz-rot-goldene Flaggen trägt. Ich bahnte mir den Weg zu Kumeyl aus Frankfurt. Was ihn an der Pilgerwanderung am meisten faszinierte? Die Stille, sagt Kumeyl. Während er das sagt, blasen uns die Beats aus einem Lautsprecher fast die Sonnenhüte vom Kopf. „Die Stille im Kopf“, korrigiert er sich.

Kumeyl bezeichnet sich als Anhänger von Ali Khamenei, dem Obersten Führer des Iran. Auch die Angehörigen seiner schiitischen Gemeinde in Frankfurt stünden hinter ihm. Dass Khamenei religiöses Oberhaupt und politischer Herrscher zugleich ist, findet Kumeyl vorbildlich.

„Es heißt immer, wir müssten die Religion an unsere Zeit anpassen. Aber eigentlich müssen wir das Gegenteil tun, die Zeit an unsere Religion anpassen.“

\*\*\*\*

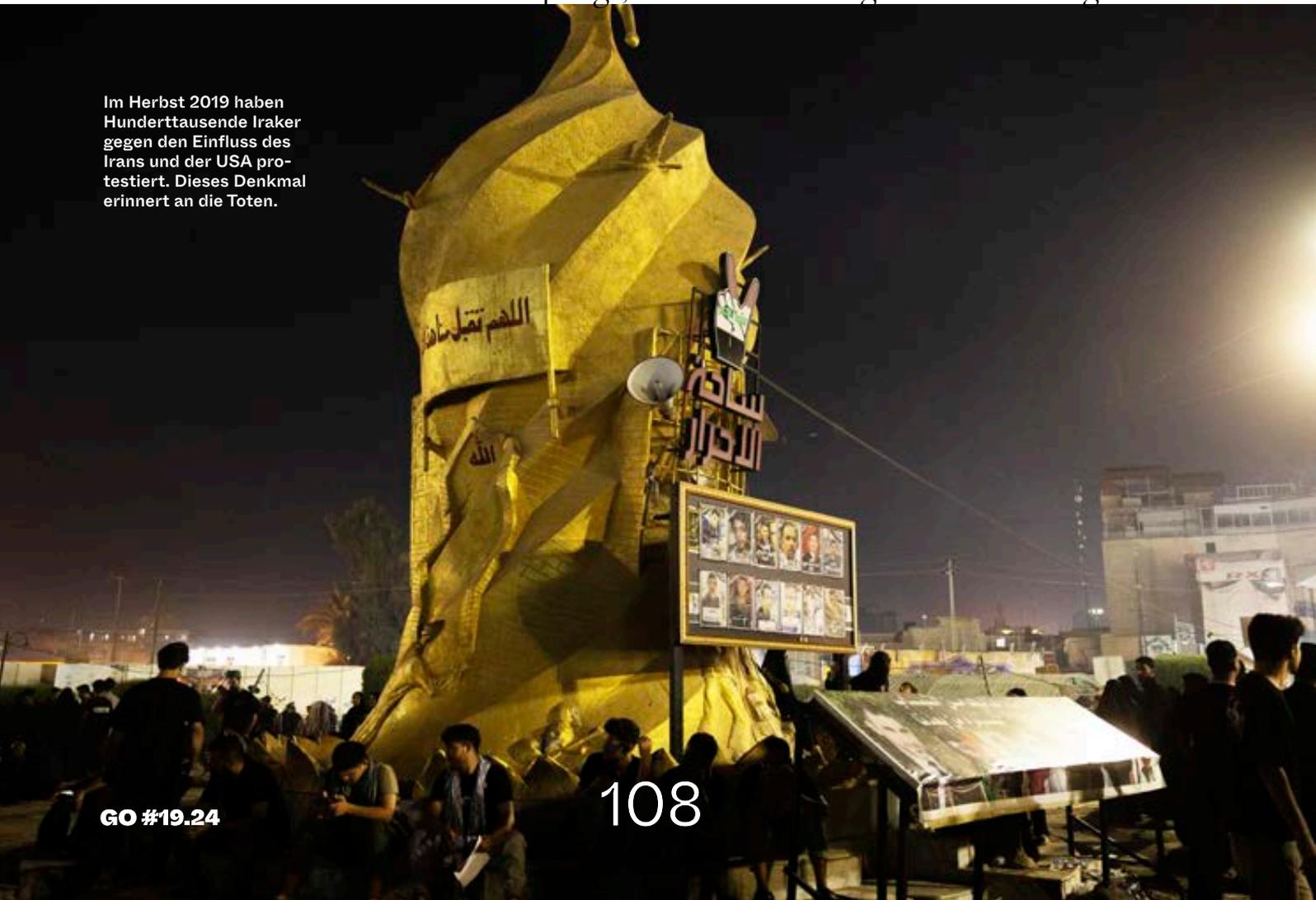
Pfahl 1480, am frühen Abend des dritten Tages erreichen wir die Stadtgrenze von Kerbela; Moamel zeigt triumphierend auf das Ortsschild: nur noch sechs Kilometer bis zum Schrein! Es



Die meisten Pilger gehen nachts, wenn die Temperatur bis auf 30 Grad sinkt. Diese Familie hat beschlossen, eine Pause einzulegen.

Nur die Kräftigsten schaffen es bis zum Schrein. Diejenigen, die ihn erreichen, brechen in Tränen aus, schreien in Ekstase, klammern sich verzweifelt an die silbernen Gitter des Sarkophags, wie Schiffbrüchige an ein Rettungstau.

Im Herbst 2019 haben Hunderttausende Iraker gegen den Einfluss des Irans und der USA protestiert. Dieses Denkmal erinnert an die Toten.



ist der Abend von Arbain, der Höhepunkt der Pilgerfahrt. Der Weg ist so überfüllt, dass der Menschenzug auch die breite Autostraße einnimmt. Hupend versuchen Lkw, sich an den Pilgermassen vorbeizumanövrieren.

Bis zu diesem Punkt hätten wir unsere Wanderung jederzeit abbrechen können. Ab jetzt aber gibt es kein Zurück mehr, warnt Moamel.

Alle Fahrbahnen, egal aus welcher Richtung, sind für die Pilgermassen zu Einbahnstraßen in Richtung Schrein geworden; dichter Smog taucht die Stadt in ein apokalyptisches Licht.

\*\*\*\*

Pfahl 1600. Am Checkpoint vor der Moschee teilt sich die Menge: Männer gehen nach links, Frauen nach rechts. Ordner tasten die Pilger ab, dahinter öffnet sich das Tor zur weitläufigen Moschee. Einige Väter tragen ihre Kinder auf den Schultern. Sie blicken vergnügt über die Menge hinweg, während die Erwachsenen rufen: Labaik-e ya Hossein, Labaik-e ya Hossein. Wir sind hier für dich, Hossein!

Die Männer drängen mit aller Kraft gegen das Ziel der langen Reise. Den Schrein zu berühren, so glauben viele Pilger, bringt sie ihrem Seelenheil ein großes Stück näher.

Doch nur die Kräftigsten schaffen es. Vor dem Schrein ist die Menschenmenge zu einer schwarzen, dickflüssigen Masse geworden, die in mächtigen Wellen durch den Raum schwappt und mich mal in die eine, mal in die andere Richtung mitreißt. Wer hier zu Boden fällt, würde auf der Stelle zertrampelt werden. Die Kinder, die auf den Schultern mancher Männer sitzen, kreischen jetzt vor Angst. Aus Hingebung ist Hysterie geworden, ein blindwütiger Kampf um den Schrein, einen mit silbernen Reliefs dekorierten Sarkophag.

Deswegen sind die Millionen gekommen. Ich sehe nicht Imam Hossein, dafür aber Männer, die nichts mehr sehen außer ihm. Diejenigen, die den Schrein erreichen, brechen in Tränen aus, schreien in Ekstase, klammern sich an die silbernen Gitter des Schreins, wie Schiffbrüchige an ein Rettungstau. Dann reißt mich der Strom wieder in Richtung Ausgang, wie Treibgut, das nicht hierhergehört.

**N**

och am selben Tag fahren wir mit einem Sammeltaxi zurück nach Nadschaf. Dort treffe ich mich einige Tage später mit unserem Guide Moamel in seinem Lieblingscafé. In den gemütlich gepolsterten Ecken sitzen Frauen mit weit zurückgezogenem Kopftuch, junge Kreative starren konzentriert in ihre Laptops. „Mein eigentliches Habitat“, sagt Moamel.

Er macht mich bekannt mit einem Filmemacher. „Er war einer der lokalen Anführer der Proteste im Jahr 2019“, erzählt Moamel. Damals hatten sich landesweit Proteste erhoben, Hunderttausende gingen gegen Korruption und den iranischen Einfluss auf die Straße. Auch Moamel war Teil dieser Bewegung, die sich unter anderem für einen säkularen Staat einsetzte. Die schiitischen Milizen reagierten mit heftiger Gewalt; sie entführten viele Demonstranten, folterten und erschossen sie.

Wie kann Moamel jetzt Seite an Seite mit denen nach Kerbela pilgern, die ihn und seine Freunde damals verfolgt haben?

**S**

chiit zu sein, sei für ihn keine Frage des Glaubens, sondern der Identität, antwortet er. Deshalb macht er die Rituale immer noch mit; die Pilgerwanderung, die Essensausgabe, das Matam, das Schlagen auf die eigene Brust. Was einen zum Schiiten mache, sagt Moamel, sei die Bereitschaft, Opfer zu bringen.

Dann fragt er mich: „Und du, Mustafa Kerbela? Bist du jetzt von Herzen bekehrt?“

Ich muss an die Freundlichkeit denken, die wir auf dieser Reise erfahren haben, an die grenzenlose Großzügigkeit der Freiwilligen. Aber auch an Esra, an Kumeyl, an ihre selbstverschuldete Unmündigkeit. Und ich denke an meine Frau, die an dieser Reise nicht teilnehmen wollte. Die strengen Sittengesetze im Iran haben sie von ihrem Glauben längst entfremdet.

„Aus mir wird kein religiöser Mensch mehr“, antworte ich. Nach dieser Reise ist mir das so bewusst wie nie zuvor.

*Diese Reportage wurde finanziell durch den Medienfonds „real21 – die Welt verstehen“ unterstützt.*

**i**

### Die größte Pilgerfahrt der Welt

Hossein (626–680) ist die zentrale mythologische Gestalt des schiitischen Islam. Dabei gründet seine Verehrung in einem politischen Nachfolgestreit. Nach dem Tod des Propheten Mohammed schlossen sich die meisten Muslime seinem Gefolgsmann Abu Bakr an; ein Teil aber bestand auf einen Nachfolger aus der Familie des Propheten. Sie unterstützten seinen Cousin und Schwiegersohn Ali und nannten sich deshalb „Schiat-e Ali“, die Partei Alis. Seinen Höhepunkt erreichte der muslimische Bürgerkrieg, als Yazid, ein rücksichtsloser Gewaltherrscher, die Macht übernahm. Um seine Herrschaft zu legitimieren, wandte er sich an Hossein, den Sohn Alis und Enkel des Propheten. Er stellte ihn vor die Wahl: entweder ihm, Yazid, die Treue zu schwören oder zu sterben. Trotz der militärischen Übermacht seines Gegners lehnte Hossein ab und fiel im Jahr 680 nach Christus in der Schlacht von Kerbela.

Arbain, die größte jährlich stattfindende Pilgerfahrt der Welt, findet jährlich am 40. Tag nach Hosseins Tod statt. Nach dem islamischen Mondkalender fiel sie in diesem Jahr auf Ende August.



**TESEO LA MARCA** und **ANDREAS BLAUTH** waren tief beeindruckt von der Großzügigkeit der Freiwilligen. Die Vereinnahmung durch Milizen und das iranische Regime fanden sie hingegen irritierend. Gefällt ihnen zwar auch nicht, sagten einige irakische Freiwillige. Aber dagegen protestieren? Das wäre schlechte Gastfreundschaft.





**LARA  
VOELTER**



**JANNIS  
SCHUBERT**

# CHEMNITZ SOLL LEUCHTEN

**Im kommenden Jahr wird Chemnitz europäische Kulturhauptstadt. Ausgerechnet Chemnitz, das vor allem als Schauplatz rechtsradikaler Übergriffe bekannt geworden ist. Aber es gibt auch ein anderes Chemnitz: Mieterparadies, Heimat für Menschen mit Einwanderungsgeschichte, Experimentierfeld für Künstler. Eine Erkundung.**



rei Jugendliche drehen ihre Langeweile in Filterpapier. Sie lümmeln vor einer Installation, die dazu anspornen soll, positive Erlebnisse in der Stadt festzuhalten: die Buchstaben „I“ und „C“, als zwei Meter hohe, transparente Plastiken geformt; zwischen ihnen ein gleich hohes Herz. Buchstaben und Herz stehen für „Ich liebe Chemnitz“. Im Dunkeln leuchtet die Installation; rot das Herz aus Neonröhren, gelb die Buchstaben, in deren Innerem Hunderte Lämpchen glühen. Einige flackern, andere sind bereits erloschen.

Ein Jugendlicher tritt seine Kippe vor dem Herz aus.

In anderen Städten würde so eine Installation Scharen von Menschen anziehen, die ihre Köpfe lachend durch das Herz stecken. Foto, nächster Kopf, nächstes Foto. In Chemnitz dagegen scheint niemand Lust auf ein fröhliches Foto zu haben. Der Platz vor dem Herz ist meist leer.

Aber vielleicht wird nächstes Jahr ja alles anders. Zwei Millionen Menschen sollen 2025 nach Chemnitz strömen. Dann werden die Stadt und ihr Umland Kulturhauptstadt Europas sein. Dann soll Chemnitz leuchten, weit über sich selbst hinaus.

Chemnitz hieß einst Karl-Marx-Stadt, und es hat viele Beinamen, die jeweils für eine Facette seiner Geschichte stehen: Stadt der Moderne. Stadt der Macher. Stadt der Potenziale. Namen, die im Kontext der Kulturhauptstadt häufig fallen. Aber auch: die Abgehalfterte, die Vergreiste, die Verlierer-Stadt der Wiedervereinigung. Die Nazistadt.

Vor allem der letzte Beiname ist an Chemnitz hängengeblieben. „Nazistadt“, so nannten sie vor allem diejenigen, die sie von außen beschrieben; im Guardian konnte man es nachlesen, nach den rechts-extremen Krawallen im Spätsommer 2018. Auch die New York Times schrieb darüber. Damals töteten ein Syrer und mutmaßlich ein Iraker einen Deutsch-Kubaner am Rande eines Stadtfests. In den Tagen darauf reisten Neonazis aus ganz Deutschland nach Chemnitz und attackierten Migranten. Aber es kamen auch mehr als 65.000 Menschen zu einem Soli-Konzert gegen Ausländerhass, viele aus der Stadt selbst. Doch das Stigma blieb kleben: Chemnitz, die Nazihochburg.

Wird der Titel „Kulturhauptstadt“ der Beginn einer neuen Erzählung von Chemnitz sein?

## Ankommen

1995 verließ Talal Khoury seine Heimatstadt Safita im Nordwesten Syriens. Er kam nach Chemnitz, um dort für drei Jahre als Koch zu arbeiten, heiratete, heiratete ein zweites Mal, blieb.

Rechte Gewalt? Khoury zuckt mit den Schultern. „Gibt es doch überall.“ Ihm sei nie was passiert.

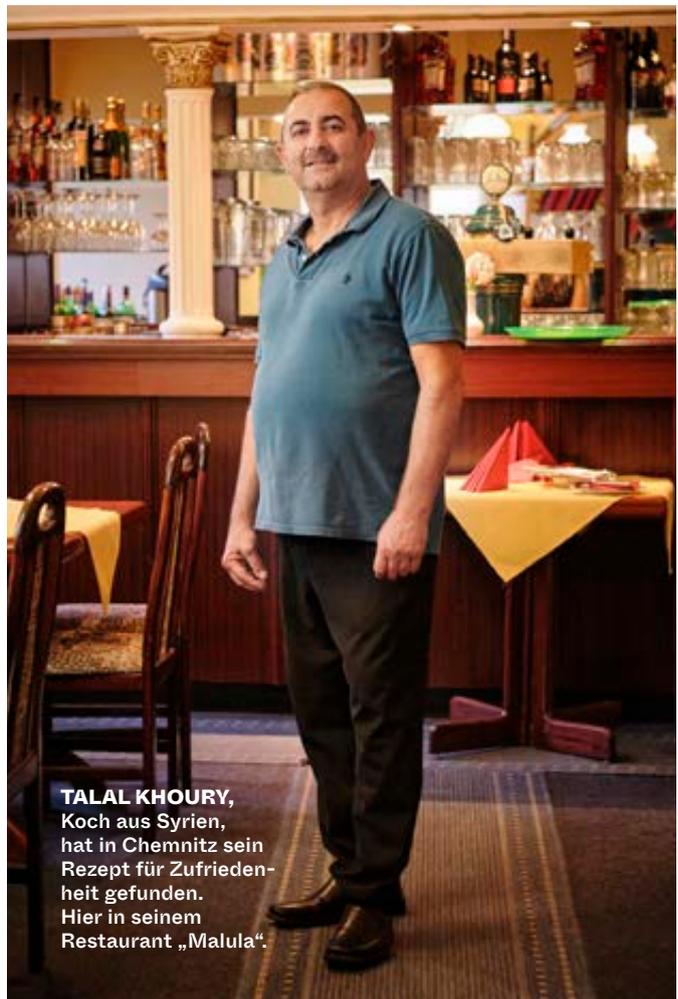
2006 eröffnete er sein Restaurant, das „Malula“. Falafel, Lammfleischbällchen, Hähnchenfleisch in 17 Gewürzen mariniert.

Ein Sommerabend. Talal Khoury zieht an seiner Zigarette und bläst den Rauch in die Dunkelheit, hoch zu den bunten Glühbirnen, die im Biergarten zwischen den Bäumen gespannt sind. Neben ihm rauscht die Chemnitz, der Stadtfluss. „Wie in meiner Heimat: Viele Bäume, und ich kann aufs Wasser schauen.“

Einmal im Jahr fliegt Khoury zurück, „meine Mutti besuchen“. Seine beiden Töchter und seine Frau begleiten ihn. Im Sommer waren sie drei Wochen in Syrien, fünf im Jahr davor. „Viel zu lang, ich habe Chemnitz sehr vermisst.“

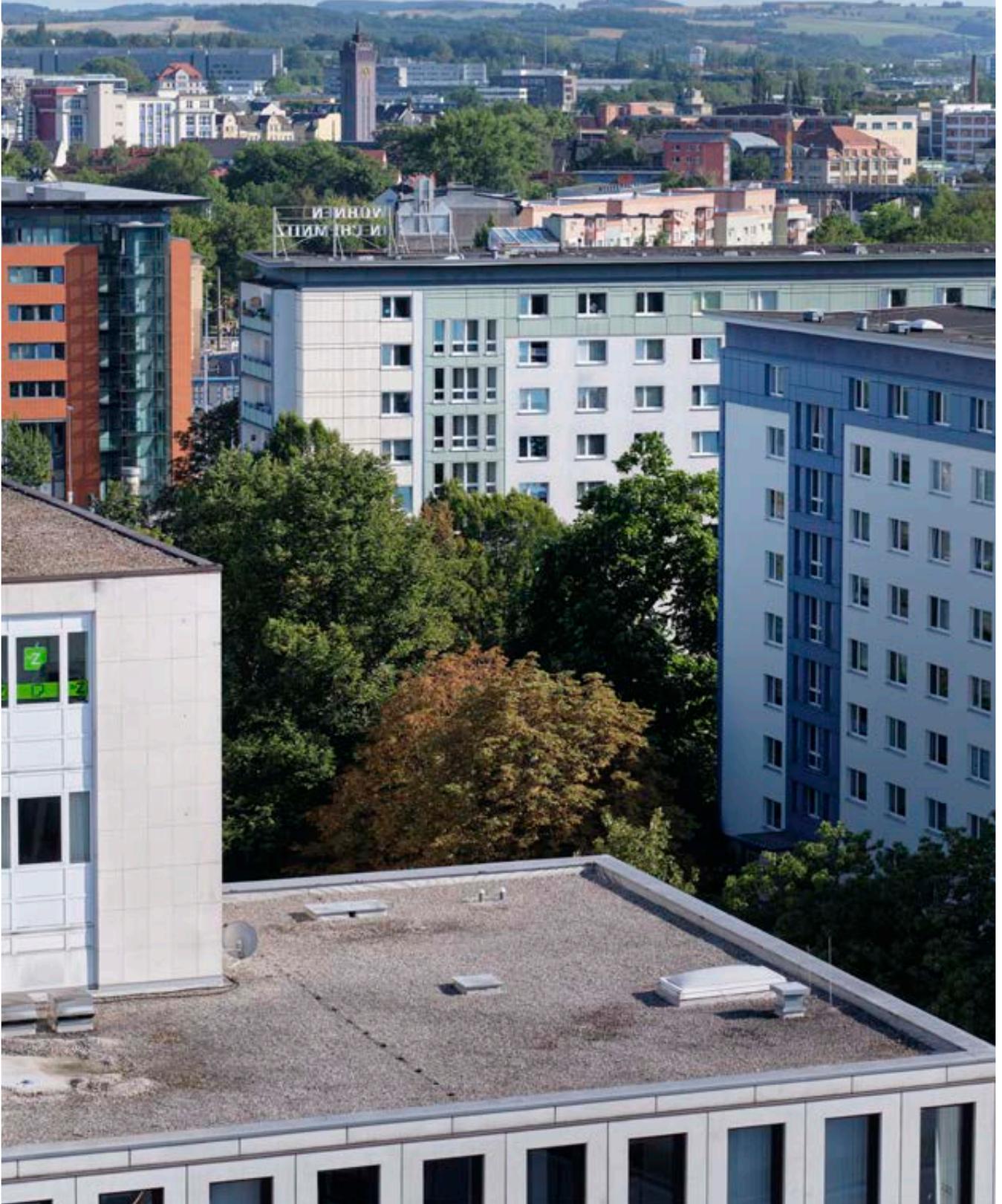
Syrien sei so laut, so einnehmend. In Chemnitz habe er Ruhe, fühle sich wohl. Dort, wo Schritte auch tagsüber in Gassen hallen und Bars auf Dachterrassen oder in renoviertem Backstein selten voll sind.

Khoury sagt, er vermisse Syrien nicht. Chemnitz



**TALAL KHOURY,**  
Koch aus Syrien,  
hat in Chemnitz sein  
Rezept für Zufrieden-  
heit gefunden.  
Hier in seinem  
Restaurant „Malula“.

**BLICK AUF DIE PLATTE:** Vor der Wende war sie Symbol für Luxus und Lösung für den Wohnungsmangel. Danach Inbegriff für den Abstieg.



CHEMNITZ SOLL LEUCHTEN



**ANDERE HAUEN AUS CHEMNITZ AB**, Gina (links) und Regina renovieren mit ihren Partnern und Kindern ihr neues Zuhause. Sie schätzen an Chemnitz „den Dorfcharakter“.

sei sein Zuhause. Hier habe er alles, was er brauche. Und das klingt erst mal ziemlich erstaunlich. Ein Syrer, heimisch geworden in der sogenannten Nazi-hochburg?

## Aufstellen

Seit 1985 gibt es Kulturhauptstädte in Europa. Anfangs wurden vor allem pittoreske, an Sehenswürdigkeiten reiche Orte mit dem Titel bedacht, wie Athen, Dublin oder Lissabon. Doch das Konzept hat sich gewandelt. Seit Anfang des Jahrtausends wählt die Jury vor allem Städte „aus der zweiten Reihe“ aus, die in ihren Augen besonderes Entwicklungspotenzial haben. Etwa Genua und Lille 2004 oder Essen samt dem Ruhrgebiet und das ungarische Pécs 2010.

Chemnitz bewarb sich mit dem Motto „C the Unseen“, ein Wortspiel, das „Chemnitz die Unsichtbare“ oder „Schau auf das Ungesehene“ bedeuten kann. Damit setzte sich die Stadt gegen die Mitbewerber Dresden, Gera, Hannover, Hildesheim, Magdeburg, Nürnberg und Zittau durch.

**E**s war natürlich nicht das Motto, das Chemnitz den Titel eingetragen hat. Chemnitz habe den Titel verdient, weil es offensiv mit den rechtsextremen Ausschreitungen von 2018 umgegangen sei, weil es sich weltoffen und zugleich bodenständig positioniert habe, sagen Menschen aus der Kulturszene. Die Bewerbung sei kein Elite-Projekt gewesen, gerade deshalb habe sie überzeugt.

Spricht man mit Leuten außerhalb der Kulturbranche, die nicht für die Stadt arbeiten, ergibt sich teils ein anderes Bild. Das Bild einer Stadtgesellschaft, die nach außen eine bunte, weltoffene Fassade präsentiert, aber in Wirklichkeit gespalten ist, voller Ressentiments und der Angst vor neuen rassistischen Ausbrüchen.

Rund 100 Projekte und mehr als 1000 Veranstaltungen sollen das Wir-Gefühl stärken, Entwicklungen nachhaltig ankurbeln, den Blick für Potenziale schärfen, Überraschendes und Ungesehenes betonen, heißt es vom Kulturhauptstadt-Marketing. Damit Chemnitz, die Unbekannte, in halb Europa ein Begriff wird. Damit der braune Ruf weggeschrubbt wird. Zumindest abschwächen will man ihn, auch wenn das so kaum jemand laut sagt. Mindestens 96 Millionen Euro wird es kosten, Geld vom Bund, dem Land, der Stadt und der EU.

## Anfechten

Eine Frau hat sich mit zwei Freundinnen an einen Tisch gesetzt und schenkt Riesling nach. Weinfest auf dem Neumarkt, drei Wochen lang was los. Dieses Kulturhauptstadt-Ding findet sie schwierig: „Uns Chemnitzern fehlt die Identität, wie sollen wir dann eine nach außen tragen?“ Außerdem wüssten viele gar nicht, was Chemnitz als Kulturhauptstadt ausmache.

Ja, pflichtet Kai Winkler bei, Vorsitzender des Kulturbündnisses „Hand in Hand“, das stimme, vieles laufe zu langsam, zu bürokratisch, die Kommunikation habe gehinkt. Aber „mit den Menschen in Chemnitz geht sehr, sehr viel anzustellen. Ich bin immer wieder erstaunt, was wir auf die Beine stellen können.“

Ginge es nach Martin Kohlmann, dem Vorsitzenden der Freien Sachsen, der rechtsradikalen Kleinstpartei, wanderte der „teure Wanderzirkus“ direkt in den Schredder. Das sei alles „verschwendetes Geld“. Touristen? Brauche Chemnitz nicht. Im Stadtrat stellte seine Partei im März den Antrag, alles abzublase. Vergeblich.

Mandy Knospe und Lars Faßmann, sie Designerin und Künstlerin, er Unternehmer, versuchen seit 2007, Chemnitz mit Kultur zu beleben. Mehrere Häuser hat Faßmann gekauft, einige vor dem Abriss bewahrt, manche an Kreative vermietet. „Hinter das, was in der ambitionierten Kulturhauptstadtbewerbung versprochen wurde, kann man ein großes Fragezeichen setzen“, sagt Faßmann. Statt Projekte unkompliziert umzusetzen, sei eine umständliche Kontrollstruktur entstanden.

Als Eigenleistung bringt die Stadt vor allem Infrastrukturprojekte ein, die ohnehin notwendig waren. So werden heruntergekommene Fahrzeughallen zu „Kreativhöfen“, selbst Hochwasserschutzmaßnahmen



**DAS KULTUR-ZENTRUM „LOKOMOV“**  
Doch selbst bei Blaubeerkuchen, DJ und reichlich Gras bleibt der Garten eher leer. In Chemnitz findet vieles im Privaten statt.

erhalten einen kulturellen Anstrich. Gleichzeitig, sagt Faßmann, fehle es an Inhalten, um die Orte dauerhaft zu bespielen. Die Stadt traue ihren Bürgern nichts zu, sie vertraue ihnen nicht.

Seine Partnerin Mandy Knospe nickt. Sie leitet ein Projekt, das Künstler mit Wissenschaftlern zusammenbringt. An der Bewerbung um den Titel als Kulturhauptstadt hat sie mitgewirkt und sagt, vieles werde nun nicht wie geplant umgesetzt. Es fehle an nachhaltigen Projekten.

Eigentlich alle, mit denen man spricht, finden es gut, dass in Chemnitz was passiert. Also grundsätzlich. Aber zu kritisieren gibt es dann natürlich doch einiges.

## Aufblühen

Für Carlos Jerez fühlt sich Chemnitz roh an. Herrlich unfertig. Er versucht es mit einer Metapher: Chemnitz fühle sich an, als könne er es kneten wie einen Pizzateig und ihn nach eigenem Geschmack belegen.

Er klemmt seine Gitarre unter den Arm, stützt sie auf den Oberschenkel, greift einen Akkord, zupft an den Saiten. Er stoppt kurz, klopft mit der flachen Hand auf das Schallloch der Gitarre: „Eins, zwei, drei, yeah, yeah, yeah.“

Ein Proberaum im Stadtzentrum, ein leicht abgewetztes Ledersofa, neben Carlos Jerez sitzt Christian Hahn, der Gitarrist der Indie-Folk-Tronika-Band Foreghost. Sie jammen los, der Song „Ritalin“, er klingt nach Aufbruch, Leichtigkeit, Freiheit. Ruhige Passagen wechseln sich ab mit kraftvollen. Hahn wippt mit dem Fuß, Jerez wippt mit dem Kopf.

Carlos Jerez, 34, stammt aus North Carolina, hat in Miami und in Frankfurt gelebt, aber es ist Chemnitz, das ihn begeistert. Zu „fertig gebacken“ seien die anderen Städte. Außerdem: Nirgendwo habe er als Straßenmusiker so gut verdient wie hier.

„Wenn du in Chemnitz coole Aktionen machst, kommen die Leute auch“, sagt Hahn, der Gitarrist, etwa 150 seien es oft.

Foreghost ist ein Wortspiel und meint: Lebe, bevor du tot bist, before you are a ghost. Lebendigkeit durchströmt ihre selbstgeschriebenen Songs, steigert sich während ihrer Liveshows, elektrisiert das Publikum.

**NEHMEN, WAS DA IST.** Schauen, was kommt. Eine gute Zeit haben. Menschen in Chemnitz können improvisieren.



**CHEMNITZ SOLL LEUCHTEN**



Bräuchte die Stadt einen Markenbotschafter, einen offiziellen Kulturhauptstadt-Ambassador, sie könnte keinen besseren finden als die Band, als Carlos Jerez: Lebendigkeit gegen Leere.

Es ist Anfang August, etwa einen Monat später wird Foreghost beschließen, sich auflösen. Die Leere in Carlos Jerez hat gesiegt: Immer wieder, sagt er, kämpfe er mit starken Depressionen.

## Abhauen

Wenige Wochen vor der Landtagswahl in Sachsen. Techno-Beats hämmern durch die Innenstadt, Polizeiautos parken auf Gehwegen. Montagsdemo. Rund 100 Menschen haben sich neben dem Karl-Marx-Monument versammelt, dem Wahrzeichen der Stadt. Einige schwenken Flaggen, man sieht die deutsche und die russische Flagge, Friedenstauben, den AfD-Swoosh, das Wappen des sächsischen Königreichs.

Seit der Corona-Pandemie organisiert die Initiative „Chemnitz steht auf“ montags Kundgebungen für Putin-Fans, Unzufriedene, Verschwörungsgläubige. Die Rechtsextremen von Pro Chemnitz und von den Freien Sachsen machen auch mit.

Gerade schwenkt ein Mann die Flagge der Freien Sachsen hin und her und reimt grölend in ein Mikro: „Die Ampel muss weg, denn sie steht auf Rot. / Die Ampel muss weg, denn sie bringt uns in Not. / Die Ampel muss weg, das ist unser Appell. / Die Ampel muss weg, denn sie ist kriminell.“

Um ihn hat sich ein Halbkreis geschart, Glatzen und Grauhaarige mit Freie-Sachsen-Caps nicken im Takt. Füße in Turnschuhen und Sandalen setzen sich in Bewegung, immer wieder schlängeln sich Crop-Tops durch die Menge. Fahrrig angedeuteter Hitlergruß, „Heil“, aber nur gehaucht. Kichern. Ein Jugendlicher trägt ein T-Shirt, darauf: „Abschiebelfer“.



**HÄUFIG SIND Ü50ER oder Ü60er unzufrieden, fühlen sich von der Politik nicht gesehen, nicht gehört und ziehen auf den Montagsdemos durch die Stadt. Eine Frau sagt: „Ich bin nicht rechtsradikal, nur weil ich meine Meinung sage.“**



uf der anderen Straßenseite, vor dem Stadtpark, stehen drei Männer, sie könnten aus Indien oder Pakistan stammen. Kurzer Blick zum Protestzug, Schluck aus der Red-Bull-Dose, Lachen. Nazi-Parolen verebben in Heiterkeit, so alltäglich sind sie geworden. Für einige.

Aber nicht für alle. André Löscher heißt der Mann, der bei der gemeinnützigen Beratungsstelle „Support“ Menschen hilft, die Opfer rechter Gewalt wurden. Erst an diesem Tag habe er einen Architekturstudenten aus Indien vor sich sitzen gehabt, der sagte: „Ich muss weg aus Chemnitz, aus Sachsen. Lese ich die Wahlplakate, bekomme ich Panik.“ Der Mann sei in einem Zug rassistisch genötigt worden, wolle jetzt abhauen. So schnell wie möglich.

## Abdriften

Anfang des 20. Jahrhunderts war Chemnitz eine der reichsten Städte Deutschlands, das sächsische Manchester, heißt es. Im Zweiten Weltkrieg wurde das Zentrum fast komplett zerbombt. In den 1990er Jahren starben mit der DDR Hunderttausende Arbeitsplätze, pompöse Fabrikgebäude verkamen zu morbiden Schönheiten. Eingeschlagene oder verrammelte Türen und Fenster, betreten verboten. Textilfabrik dicht. Dampfreinigung dicht. Drahtbürstenfabrik dicht. 50.000 seiner 300.000 Einwohner verlor Chemnitz nach dem Mauerfall.

251.000 Einwohner heute, drittgrößte Stadt in Sachsen. Kauert in der dritten Reihe hinter Leipzig und Dresden. Und zwar grundsätzlich, scheint Chemnitz sich selbst zu soufflieren.

Kurzumfrage unter Jugendlichen: Wie ist das Chemnitz-Flair? „Schrecklich. Was gibt's hier denn?“, „Aufs Weinfest geh ich bestimmt nicht, da sind doch alle Ü40“, „Ich frag mich, ob hier schon mal jemand Urlaub gemacht hat.“ Bleiben wollen sie nicht.

Sie wollen nach Dresden oder Leipzig, Berlin oder Hamburg. Dorthin, wo sie nach 23 Uhr an Drinks nippen können, wo sie am Wochenende schnell in andere größere Städte kommen. Chemnitz ist eine der wenigen deutschen Großstädte, in der anstelle eines ICE nur ein IC hält, seit 2022 – zweimal am Tag.

Einer sagt: „Chemnitz kann man eben nicht konsumieren.“ Wenn man wisse, wo, könne man eine geile Zeit haben. Er ist älter, Ende zwanzig, will bleiben, weil er den Zusammenhalt schätzt.

## Anieten

Durchstreift man Chemnitz einige Tage lang, ohne die Stadt davor gekannt zu haben, beschleicht einen regelmäßig das Gefühl, Teil einer Filmkulisse zu sein, in der gerade nichts gedreht wird. Auf dem Theaterplatz? Leere. Auf dem Fußgänger-Boulevard Brühl? Nichts los. Aber auf dem Sonnenberg? Kaum jemand unterwegs.

Graue Plattenbauten und Baustellen über ganze Straßen säumen die Stadt, an vielen Stellen kriecht Teergeuch in die Nase oder das Krachen einer Baggerschaufel auf Kies in die Ohren.

Es gibt Straßen, die kaum noch rettbar scheinen. Dort, wo viele Fenster Löcher haben, groß wie Köpfe, manchmal mit Zeitungspapier gestopft. Jahre des Leerstands haben den Putz von den Mauern gefressen. Graffiti-



**CHEMNITZ ALS INKUBATOR FÜR IHRE MUSIK.** Dort haben Carlos Jerez (links) und Christian Hahn auf kleinen Bühnen gelernt, ihre Schüchternheit abzustreifen.

**VON DAMASKUS NACH CHEMNITZ:**  
Die Sängerin Sara Alagha bei einem privaten Konzert in einer Altbauwohnung.



tieren Häuserfassaden und Stromkästen. „No Nazis“ oder „NS – Jetzt“.

Passiert man die Jugendstilvillen des Kaßbergs, die Gründerzeitbauten des Sonnenbergs, die sanierten Altbauviertel von Chemnitz, wähnt man sich dagegen im Wohnungsparadies. Und hinter jeder fünften Scheibe fragt ein Schild: „Wohnung gesucht?“

„Drei-Zimmerwohnung, sanierter Altbau, Balkon, Stellplatz, 450 Euro warm.“

„Kleines Fotoatelier, 280 Euro warm.“

Nimmt man den durchschnittlichen Mietpreis, ist Chemnitz die günstigste Großstadt Deutschlands. Nur etwas mehr als sechs Euro kostet dort der Quadratmeter.

In Chemnitz können sich Mieter die Vermieter aussuchen.

## Wohnbau

Ein Mädchen und zwei Jungen hocken im Treppenaufgang eines Gründerzeithauses, seit Jahren unrenoviert. Sie rangeln um eine halbe Kinderarmlänge mehr Platz, tippen wild auf einem Tablet.

Im zweiten Stock befeuchtet eine Frau mit einem Drucksprünger die türkisfarbene Tapete, nebenan sind die Reste schon fast abgerissen. Von der Decke baumeln nackte Glühbirnen, aus der Wand klaffen Löcher, Drähte sprießen wie Unkraut heraus.

Gina sitzt im Garten, ihren Nachnamen möchte sie nicht in den Medien lesen. Sie trägt Jogginghose und Arbeitsschuhe. An diesem Wochenende steht der erste Einsatz auf dem Sonnenberg an.



it seinen prächtigen Gründerzeitbauten gilt der Sonnenberg als das Herz von Chemnitz. Künstler haben sich hier niedergelassen, viele Menschen aus Einwandererfamilien leben dort. Am Fuß des Berges, in der Mitte der Zietenstraße, aus dem zweiten Stock eines Altbaus tönt Chemnitz in seiner Ambivalenz. Klaviermusik schallt aus einem offenen Fenster, Gangster-Rap aus einem anderen. In der Luft hat sich ein Teppich aus Gerüchen ausgerollt: Curry, frisch gebackene Nusschnecken, Zigarettenrauch. Großstadtflair in beschaulich, angedeutet berlinesk, die Straßen aber meist leer.

Gina, 34, hat sich einen Traum erfüllt. In Leipzig oder Dresden wäre er wohl nicht wahr geworden. Mit ihrem Partner und vier befreundeten Paaren hat sie ein Haus gekauft, 600 Quadratmeter auf fünf Etagen. In ein, zwei Jahren möchten sie einziehen, jede Familie in eine eigene Wohnung. Etwas mehr als 150.000 Euro haben sie bezahlt. Von Erspartem und mit Hilfe finanzierender Mitglieder der Genossenschaft. Für die Sanierung greifen sie auf Bankkredite und Fördergelder der Stadt zurück.

Vier Jahre stand die ehemalige Mietskaserne leer, davor war sie ein Frauenhaus. Blumen auf Wänden gezeichnet, Zeuginnen einer vergangenen Zeit.

„Die Wohnungsnot in Leipzig hat mich immer mehr belastet“, sagt Gina. Dort müsse sie um eine Wohnung kämpfen, um einen Schulplatz für ihren Sohn. „Ich fühle mich in der anonymen Großstadt oft fehl am Platz.“

Geplant ist, dass täglich mindestens zwei Leute im Haus arbeiten. An den Wochenenden wollen alle an-

packen. Einige haben die Stundenzahl in ihren Jobs reduziert, um zügig voranzukommen.

Gina sagt: „Ich liebe den Gedanken, mich mit einem Kaffee an einen Tisch zu setzen, an dem schon jemand sitzt.“ Sich unterstützen, bei den anderen klopfen dürfen, wenn man sich austauschen möchte. Das ist die Idee.

In anderen Großstädten ist häufig viel Geld nötig, um seine Ideen zu verwirklichen. Hier vor allem eines: Mut.

## Abwägen

Sara Alagha singt die Zeilen eines Liedes auf Arabisch, übersetzt heißt es „Nur ein paar Fotos“. Ein syrischer Musiker hat es für sie geschrieben. Es handelt davon, seine Heimat zu verlassen. Sopran, die höchste Stimmlage, durchdringt den Raum.

Die Augen hält sie geschlossen, sie hat die Fingerringe von Daumen und Zeigefinger aneinandergeliegt, wiegt ihre Hände hin und her – im Dachgeschoss eines Altbaus in Chemnitz-Siegmars, begleitet von einem Freund am Flügel.

Sie ist 35 Jahre alt und floh im September 2015 von Damaskus nach Chemnitz. Landete mit Hunderten anderen in einer Notunterkunft für Geflüchtete, Zelt an Zelt. Der Anfang war hart: Sie watete durch Matsch, schüttete heißes Wasser in ihre Wärmflasche. Immer dieser Regen, die Kälte. Sie nahm den Fingern jedes Gefühl.

Als Alagha beim Übersetzen half, lernte sie einen Helfer aus Chemnitz kennen, Ronny. Er lud sie ein, zu ihm und seiner Familie zu ziehen. Einmal hing am Gartentor eines Nachbarn ein Zettel, darauf ein Satz auf Arabisch. „Wenn du dich näherst, wirst du meine Pistole sehen.“

In Damaskus hatte sie ein Opernstudium begonnen, in Weimar machte sie weiter mit Gesang und Musiktheater. Gerade arbeitet sie an einem neuen Album und lebt davon, Gesang zu unterrichten.

Zum Ende des Ramadans im April veranstaltete Sara Alagha ein Konzert mit einem jüdischen Musiker. Ein Mädchen im Rollstuhl, Juden, Araber, Christen, Frauen mit Kopftuch und ohne, alte und junge Menschen, alle hätten zusammen getanzt. Mit einem warmen Gefühl im der Magengegend sei sie nach dem Auftritt ins Auto gestiegen.

In Museen, Kleingärten, in jedem Winkel der Stadt habe sie gesungen, tolle Menschen kennengelernt. Chemnitz habe ihr so viele Chancen gegeben. Inzwischen hat sie die deutsche Staatsbürgerschaft, ihr Mann ist Deutscher, wenn sie Kinder bekommen, werden sie Deutsche sein. „Aber in Chemnitz“, sagt Alagha, „werden unsere Kinder die mit der syrischen Mutter bleiben.“

„Ich würde lügen, wenn ich sage, dass ich in Chemnitz glücklich bin“, sagt sie. „Würde aber auch lügen, wenn ich sage, dass ich mich nicht wohl fühle.“

Einerseits. Andererseits. Sara Alagha, die Ambivalente. So uneindeutig wie diese Stadt.

## Aufatmen

Mit langsamen Schritten nähert sich eine Frau, vielleicht 80 Jahre alt, der „I love C“- Installation in der Innenstadt. Rucksack und Funktionshose, eine Touristin? Kurzer Stopp, sie zückt ihr Handy, schiebt die Brille auf den Kopf und beginnt zu fotografieren. Fotografiert das flackernde, leuchtende Herz, das die Liebe zu dieser Stadt symbolisieren soll, zu Chemnitz, wo Menschen ankommen und abhauen, aufblühen und abdriften, abwägen und aufatmen – und aufbauen. Wo aus einem Flackern auch wieder ein Leuchten werden kann.

**DER NISCHEL, wie ihn die Chemnitzer nennen, ist das Wahrzeichen der Stadt und mit 7,10 Metern (ohne Sockel) die zweitgrößte Porträtbüste der Welt.**



**LARA VOELTER und JANNIS SCHUBERT** durchstreiften Straße um Straße in Chemnitz und spielten auch mal mit dem Gedanken, durch eingeschlagene Scheiben zu klettern und verfallene Fabrikgebäude von innen zu inspizieren. Was Chemnitz für sie besonders macht: zahlreiche Menschen, die ganz viel absichtslose Freundlichkeit zeigen. Versteckt hinter ihrer unverblühten Art.



## SIGI

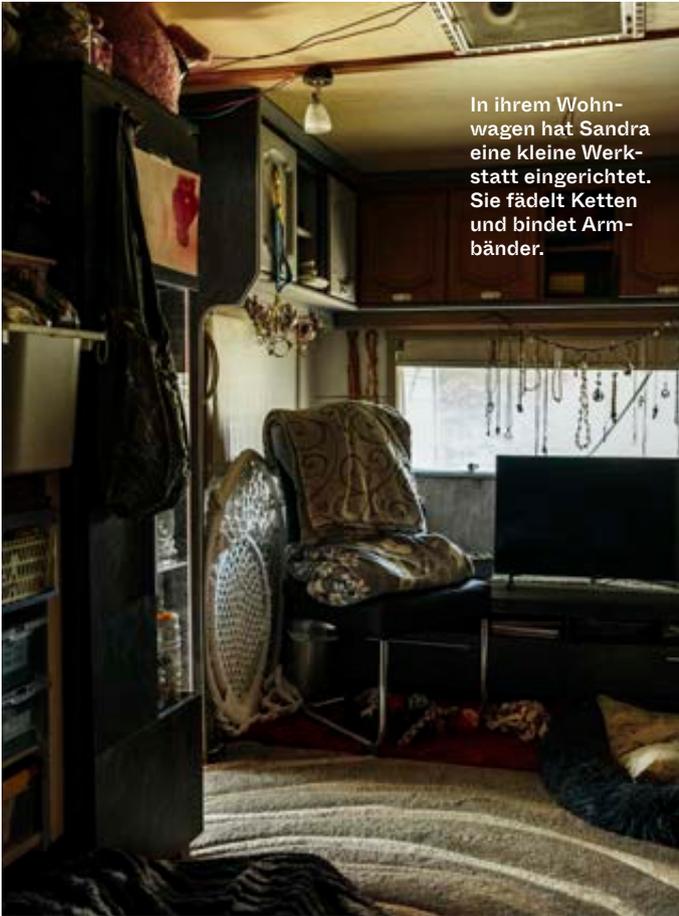
Seit elf Jahren wohnt Sigi im Heidecamp. Sie hat viel Mist erlebt, ihren Stolz hat sie sich immer bewahrt. Auch dafür steht ihr Tattoo, das majestätischste Tier der Lüfte. Ein Weißkopfadler.

# DAS LETZTE ZUHAUSE



Ein kaputter Kühlschrank, gebrochener Rigips und alte Fenster. Die Überbleibsel eines ganzen Lebens. Viele der Heidecamper sind schon weg. Andere wissen immer noch nicht, wohin sie gehen sollen.

Im Heidecamp Brüggen leben viele Dauercamper, die nur schwer über die Runden kommen. Nun will ein neuer Eigentümer den Platz zu einem Luxusresort umbauen. Was wird aus den Menschen, die hier ihr letztes Zuhause gefunden haben?



In ihrem Wohnwagen hat Sandra eine kleine Werkstatt eingerichtet. Sie fädelt Ketten und bindet Armbänder.

## Marcel

Er muss sechs oder sieben Jahre alt gewesen sein, als er auf sein BMX-Rad stieg. Eigentlich wollte er nur zum Nachbarn die Straße runter, dahin, wo die Bagger standen. Aber an der Kreuzung erwischte ihn ein Auto. Er flog durch die Luft. Brach sich den Arm, die Hüfte und schlug mit dem Kopf auf den Asphalt: Schädel-Hirn-Trauma.

Sechs Monate lag er im Krankenhaus. Danach hatte er eine riesige Narbe auf der Stirn, und in seinem Kopf war alles anders.

Heute ist er drahtiger Kerl mit raspelkurzem Haar, der seine Puma-Cap tief in das Gesicht gezogen trägt. Fast verdeckt sie die Narbe. Wie ein umgedrehtes Nike-Zeichen streckt sie sich von der Stirn bis zur Nase.

Zwölf Jahre war er alt, da sagten ihm seine Eltern, dass sie ihn adoptiert hätten. Zehn Tage sei er alt gewesen, als ihn seine Mutter in eine Babyklappe gelegt habe.

Schon als Kind habe er das Gefühl gehabt, anders zu sein, erinnert er sich. Nicht auszureichen. Das ließen ihn seine Eltern immer spüren. Etwa, als er sich nur knapp durch die Hauptschule schleppte und dann an seiner Lehre als Schreiner scheiterte. Er sei einfach zu dumm, sagten seine Eltern ihm direkt ins Gesicht.

Marcel rebellierte. Ging zu Böhse-Onkelz-Konzerten, hing mit Typen ab, die weißes Pulver schnupften, und als er eines Tages wieder mit seinen Adoptiveltern

aneinandergeriet, packte er zwei Sporttaschen und ging. Da war er Ende zwanzig.

Er übernachtete auf Sofas oder in der Garage eines Freundes. Wenn er keinen Schlafplatz fand, ging er in den Wald. Sammelte Äste und Moos, um sich daraus einen Unterschlupf zu bauen. Deckte sich mit einer Plastikplane zu. Über ein halbes Jahr hauste er so, bis er zufällig im Wald auf einen Bekannten traf, der ihn aufnahm, ihm warmes Essen gab und half, einen Job zu finden. Er arbeitete auf dem Bau und zimmerte an Häusern herum. Wohnte im Wohnwagen seines Chefs, wohnte hier, wohnte da, immer auf dem Sprung.

2017 erzählte ihm eine Freundin vom Heidecamp. Eine Hütte stand zum Verkauf. 3.000 Euro. Er nahm all sein Geld zusammen und kaufte sie. Da war er 38 und hatte, zum ersten Mal in seinem Leben, ein Zuhause.

## Sandra

Sie ist klein und dünn und sehnig und spricht schnell und hart. Viele Jahre sei sie frühmorgens aufgestanden, um für kleines Geld bei Ärzten und Anwälten zu putzen. Erzählt von der Tochter, die den Kontakt zu ihr abbrach. Von ihrem Ex, der sie misshandelte.

Sieben Jahre war sie mit ihm zusammen. Sie liebte ihn und verzieh ihm, wenn er sich über sie lustig machte und ihr ins Gesicht schlug. Einmal kam er aus dem Urlaub zurück. Sie stritten. Plötzlich packte er sie und schleifte sie das Treppenhaus hinunter; die steinernen Stufen rissen ihr die Haut auf ihrem Rücken auf, erinnert sie sich. Sie habe sich am Holzgeländer festgekammert, und als die Nachbarn erschrocken in ihren Türen standen, habe er nur gerufen: Guckt mal, welche Kraft dieses Biest hat.

Dann habe er selbst die Polizei gerufen, weil er so in Rage gewesen sei, dass er Angst gehabt hätte, ihr sonst was anzutun. Sie ging, für immer.

Lebte drei Monate bei ihrer Tochter, entdeckte dann das Angebot: „Camper günstig abzugeben“. 3.500 Euro sollte er kosten, dazu knapp 150 Euro Pacht pro Monat. Sie habe keinen Augenblick lang gezögert.

Auch wenn sie viel zurücklassen musste. Ihre alten Udo-Jürgens-Schallplatten, die Weihnachtskugeln von ihrer Mutter und eine Engelsstatue, die ihr eine Freundin geschenkt hatte.

Sie habe nur noch 25 Kilo gewogen, erzählt sie, als sie ins Heidecamp zog. „Ich war kurz davor aufzugeben.“

## Sigi

Die meiste Zeit verbringt Sigi, die Adlerfrau, mit einer Zigarette in der Hand auf dem Sofa in ihrem Häuschen. Die Wände zusammengezimmert aus Holz und Rigips, ein großes Wohn- und Schlafzimmer, Küche, Bad und ein kleiner Garten mit einem Teich für Frösche.

In ihrem grauen Lieblingsshirt, das mit Katzen gemustert ist, sitzt sie oft versunken in der Sofalehne und zapft durchs Fernsehprogramm.

Vor Jahren hat sie sich einen Weißkopfadler auf ihren Oberarm stechen lassen, ihr Lieblingstier. Stolz blickt er von ihrer Schulter hinaus in die Welt.

Über die Zeit vor dem Heidecamp spricht auch sie nicht gerne. Nur so viel: Gelegenheitsjobs, Stress mit der Tochter, ihr Leben ein „depressives Loch“.



DAS LETZTE ZUHAUSE

## MARCEL

Auf einen alten Wassertank neben seinem Häuschen hat Marcel sich einen Ausguck gebaut. Seine Hose hat er von einer Nachbarin geschenkt bekommen. Im Heidecamp hilft man sich noch, sagt er.

## SANDRA

Seit der Versammlung sitzt Sandra oft allein in ihrem Wohnwagen. Um den Hals trägt sie einen Herzanhänger mit der Asche ihrer Hündin Hazel. Sie vermisst sie jeden Tag.



Die Dunkelheit ihres Wohnwagens verschluckt Sandra immer öfter, seit sie weiß, dass sie gehen muss. Im Heidecamp hat sie ein neues Zuhause gefunden. Für sich und ihre beiden Hütehunde Tara und Floki. Jetzt soll das alles vorbei sein?

Bis sie bei einem Bikertreffen Gert kennenlernte, der ihr ein zweites Leben schenkte, so drückt sie es aus.

Gert wohnte im Heidecamp. Bei ihrem ersten Besuch fand sie das komisch. Aber beim dritten Date küsst sie sich. Beim vierten brachte sie eine Zahnbürste mit, dann eine Tasche, und irgendwann ging sie gar nicht mehr.

2014 heirateten die beiden, sie in Weiß, er auf seinem „Eisenschwein“, einer Yamaha XJR. Auf den Hochzeitsfotos strahlt sie mit Blumenstrauß in seinem Arm. Die Flitterwochen verbrachten sie am Roten Meer. Für die Sommermonate hatten sie ihr Häuschen im Heidecamp.

Wenn es in Deutschland kalt und dunkel wurde, flogen sie nach Hurghada in Ägypten und überwinterten dort in der Sonne.

Doch ab 2022 ging es Gert zusehends schlechter. Er konnte Essen nicht mehr bei sich behalten, wurde schwächer und schwächer. Vielleicht war es der jahrelange Erbstreit mit der Familie, die Magengeschwüre. Sigi weiß es nicht. Aber als sie ihn an einem Morgen im Mai 2023 zum Kaffee rief, im Apartment in Hurghada, da hörte sie kein Schlurfen, kein Grummeln, so wie sonst. Er lag reglos im Bett.

Eine schreckliche Zeit begann. Sie wollte nur noch mit ihm zurück nach Deutschland. Die Überführung der Leiche sollte mehr als 20.000 Euro kosten. Geld, das Sigi nicht hatte.

Also musste sie ihn einäschern lassen. Das Geld dafür, 5.000 Euro, schenkte ihr ein Deutscher aus dem Resort. Sie kannte ihn kaum. Vor Dankbarkeit sei sie in Tränen ausgebrochen, erinnert sie sich.

Im September 2023 kam sie zurück. Ihre Nachbarin aus dem Heidecamp holte sie am Flughafen ab und kümmerte sich um sie. Brachte ihr Essen, hörte ihr zu, reichte ihr Taschentücher, wenn sie wieder weinte.

Sie war daheim. Ohne Gert. Aber immerhin nicht allein.

## Der Ort

Das Heidecamp liegt ungefähr 25 Autominuten westlich von Mönchengladbach und einen Steinwurf von der holländischen Grenze entfernt. Bis Ende der 1990er Jahre betrieb die britische Armee hier eines der größten Munitionsdepots Europas; hinter dem 18 Kilometer langen Zaun konnte sich die Natur weitgehend ungestört entwickeln. Nachdem die Engländer abgezogen waren, wurde das Areal als „Naturschutzgebiet Brachter Wald“ ausgewiesen. Fichtenwald, weite Wiesen; in der Abenddämmerung stehen Hirsche auf den Lichtungen.

Rund um die ehemaligen Kasernen entstand ein Campingplatz. 130 Stellplätze für Dauer- und Wochenendcamper und 54 für Wohnmobile. Urlaub in der Heimat, Radtouren im Wald, Baden am nahen Dahmensee.

Immer mehr Menschen zogen nicht nur für einige Wochen, sondern für Jahre ins Heidecamp. Weil ihre Miete zu teuer geworden, weil ihre Beziehung zerbrochen war. Oder beides. Das Camp wurde zu einem Dorf, in dem jene heimisch wurden, die ihre Heimat verloren hatten.

Wenn man die Heidecamper fragt, sagt niemand, er wohne hier, weil's günstig ist. Für die Bewohner ist der Platz nicht die Station vor der Wohnungslosigkeit, sondern das Zuhause, das sie sich immer gewünscht haben. Im Sommer Rasen unter den Füßen, den Wald vor der Haustür, im Winter die Ersatzfamilie direkt nebenan.

## Marcel, Sandra und Sigi

Die Gerüchte begannen schon im Januar 2024. Es hieß, der neue Besitzer des Heidecamps wolle den Platz umbauen. Nichts war konkret, bis sie am 5. Februar die E-Mail in ihrem Postfach fanden: Einladung zur Infoveranstaltung.

Die Stimmung war düster an jenem 25. Februar 2024, als die Heidecamper sich in einer Veranstaltungshalle neben dem Campingplatz, versammelten.

Zwei Männer traten vor die Bewohner. Beide trugen Brille und gut frisierte Kurzhaarschnitte und hielten sich nicht lange mit Begrüßungsgeplänkel auf. Einer der beiden stellte sich als Harald Drahten vor – der Investor, der das Heidecamp für 30 Millionen Euro modernisieren will. Neben ihm stand Uwe Wilms, der Manager des Camps. Ja, sagte Drahten, er wisse, das sei keine schöne Situation, aber es gehe nun mal nicht anders – er müsse ihnen allen leider kündigen.

Ruhe. Bis eine Männerstimme in die Stille donnerte: „Macht Ihnen das Spaß, uns zu quälen?“ Zustimmunges Raunen aus der Menge.

Ja, fuhr der Investor fort, unbeeindruckt vom Geräusch im Saal, er wisse, dass viele von den Anwesenden hier dauerhaft wohnten. Aber der Platz sei nun mal marode. Jetzt müsse man modernisieren.

Lauben, Wohnwagen, Häuschen – alles solle weg und Platz machen für moderne Chalets, Kaufpreis ab 150.000 Euro.

Im Dezember 2024 müssten alle Dauercamper das Heidecamp verlassen, dann sei endgültig Schluss. Tut mir leid, sagte der Investor dann noch. Der Manager des Camps stand daneben und nickte nur.

Nach der Veranstaltung standen Sigi und Sandra wie betäubt vor der Halle. Sigi, die sonst so taffe Adlerrfrau, weinte. Sie rauchten und schwiegen.

Die Angst, alles zu verlieren, wirkt seitdem noch lähmender als die Kälte, die durch die undichten Stellen in den Wohnwagen kriecht.

## Sandra und Sigi

Ein Spätsommerabend fünf Monate später. Rauch wabert aus der Parzelle Nummer 67. Sandra, die Kümmernin mit den harten Zügen, huscht zwischen ihrem Wohnwagen und dem Pavillon im Garten hin und her. Stellt selbstgemachtes Tzatziki, Feta-Tomaten-Salat und Paprika-Schnitzchen auf den Glastisch. Zupft die Plastiktischsets zurecht, auf denen in geschwungenen Buchstaben „Home Sweet Home“ steht, in einem Herz. Alles muss an der richtigen Stelle stehen. Berufskrankheit einer erfahrenen Putzkraft, sagt sie.

Ungefähr sechs Meter lang ist ihr Campingwagen; er verschwindet fast hinter einem massiven Holzvorbau, in dem sich Küche und Bad befinden. Davor tollten Floki und Tara im Gras, ihre beiden russischen



UWE

Uwe Wilms managt das Heidecamp. Er schaut gerne in die Zukunft. Zusammen mit dem Investor Harald Drahten will er hier alles neu machen.

Hütehunde. Sie beginnen laut zu bellen, als Sigi, die Adlerfrau, am Gartentor erscheint.

„IST JA GUT“, schreit Sandra von drinnen.

Sigi hat Fleisch mitgebracht. Steaks, Würstchen und Nackenkoteletts. „Habe ich von meiner Nachbarin geschenkt bekommen!“

Wenig später steht sie am Grill, in der einen Hand eine Maurerkelle, mit der sie die Glut anfächelt, in der anderen eine Stevenson-Zigarette.

Sandra und Sigi sind wie ein altes Ehepaar. Aber eines, das sich noch liebt. Sie streiten sich über die Campingplatzverordnung, über Xavier Naidoo und darüber, warum Sigi auf WhatsApp nicht zurückschreibt.

„Ja, ich schreib dir ja immer und frag, wie's dir geht“, sagt Sandra und klopft mit ihrer gestopften Kippe auf den Tisch.

„Watt soll ich da sagen, mir geht's beschissen“, sagt Sigi und schaut Sandra durch ihren Pony an, der wie eine Kurzgardine vor ihren Augen hängt.

„Genau“, sagt Sandra, so als habe sie das schon zigmal gehört. Beide lachen.

„Halt die Klappe“, sagt Sigi mit ihrer rauen Stimme und wendet ihren Blick wieder dem Grill zu.

Später, als beide am Tisch sitzen, fragt Sandra, wie die Wohnungssuche läuft.

„Nur Absagen, wie immer“, seufzt Sigi.

„Für den Investor sind wir einfach eine Nummer,

die möglichst schnell verschwinden und keinen Ärger machen soll“, sagt Sandra.

## Uwe

„Um diese Drecksbuden kümmert sich niemand mehr“, sagt Uwe Wilms, der Manager des Heidecamps, und zeigt im Gehen auf die Parzelle 61, einige Meter von Sandras Camper entfernt.

Schiefe Holzlatten halten das Haus noch gerade so zusammen. Die graue Farbe bröckelt ab. In einer der Nachbarparzellen ist der Zaun umgefallen. Im Vorgarten aus Asphalt stehen eine Waschmaschine, ein Kühlschrank, leere Cola-Flaschen und ein kaputtes Regal.

Uwe Wilms ist ein breiter Typ mit Kurzhaarschnitt und Brille. Jeans, Arbeitsschuhe, schlichtes T-Shirt. Smalltalk ja, aber nicht viel, es gibt noch jede Menge zu tun.

Er spricht lieber über die Zukunft als über die Gegenwart. Dann redet er plötzlich schneller. Zeichnet im Gehen die Gebäude in die Luft, die hier bald stehen sollen. „Richtig modern, alles neu, alles besser.“

Die Chalets gingen bei ungefähr 150.000 Euro los, sagt er. Plus die Pacht. Fünfjahresverträge. Zu teuer für die meisten Heidecamper.

Für deren Wut hat Wilms wenig Verständnis. „Die wollen hier einfach günstig wohnen. Und das war



Seit 2023 wohnt Charlotte mit ihrem Sohn Michael im Heidecamp. Als ihr Partner plötzlich starb, wussten sie nicht wohin. Im Heidecamp fanden sie ein neues Zuhause.

noch nie offiziell erlaubt.“ Dass einige während der Verkaufsgespräche noch ihr Häuschen verkauft hätten, ja, das sei scheiße gelaufen. Da hätten viele unnötig Geld investiert.

## Marcel

Am Morgen nach dem Grillabend rauscht Marcel mit seinem Mountainbike heran. Die Kette klickt und knarzt von den aufspringenden Kieselsteinen. Der Fahrtwind drückt seine weite Arbeiterhose an die Oberschenkel. Auf seinem T-Shirt steht: „I hate People“, was eigentlich so gar nicht zu ihm passt.

Tagsüber sieht man ihn zurzeit nur selten. Meistens ist er auf dem Weg zu Freunden und kommt spät in der Nacht zurück. Oder er verschanzt sich für Tage in seiner Bude mit abgedunkelten Fenstern.

An der Parzelle 94 bremst Marcel ab und zieht die Gartentür auf. Unter einem Holzhäuschen mit Flachdach versteckt sich ein alter Hollandcamper aus Aluminium: sein Zuhause seit sieben Jahren. Die Parzelle kostet ihn 1.700 Euro Pacht im Jahr, keine 150 Euro pro Monat.

Wenn man ihn nach seinem Leben fragt, dann sprudelt es nur so aus ihm heraus, und dabei schaut er, als würde er am liebsten in den Arm genommen werden. Der Chef, der ihn verarschte, der Freund, der ihn auf Geld sitzen ließ.

An seiner Arbeiterhose hängt ein Logo von der Post. „Die habe ich geschenkt bekommen von einer Nachbarin, sonst säß ich hier mit nacktem Arsch.“

Da drüben, er zeigt in Richtung Waschhaus, habe er die Holzterrasse für jemanden zusammengezimmert. Und bei den Nachbarn von gegenüber die Wände eingezogen. „Hier hilft man sich, und das gibbet sonst kaum noch.“

Und das alles soll jetzt vorbei sein.

„Es ist das dritte oder vierte Mal, dass ich neu anfangen muss. Ich bleibe ein Kistenkind. Aus meiner Mutter bin ich in die Kiste geflutscht, jetzt kommt mein Leben wieder in Kisten, und am Ende wander ich in die Kiste.“

Ab morgen will er sich auf Wohnungen bewerben. Vielleicht übermorgen. Dann aber auf jeden Fall.

## Sandra

Betritt man das Zuhause von Sandra, streikt kurz das Auge. Teelichter, glitzernde Discokugeln, Babyschuhe, die Wände voller Fotos, Ketten und Armbänder, die von der Decke baumeln, gebastelt aus alten Muttern, Patronenhülsen oder Dosenlaschen, die verkauft sie bei eBay.

Auch ihr geht es mies seit jenem verfluchten 25. Februar. Wenn sie allein im Camper liege, dann starre sie oft nur noch auf den Fernseher. Ohne wahrzunehmen, was läuft.

Wie soll sie den Abriss bezahlen? Wie eine neue Wohnung finden? Ja, sie hat einen Wohnberechtigungsschein und damit das Recht auf eine Sozialwohnung. Aber bisher bekommt sie nur Absagen.

Zurzeit arbeitet sie bei Rewe. Räumt Regale ein, für ungefähr 1.300 Euro im Monat. Das würde kaum für eine Stadtwohnung reichen, geschweige denn für den Rest zum Leben.

So erdrückend seien ihre Gedanken, dass sie an manchen Tagen nur aufstehe, weil die Hunde bellen.

## Sigi

Sigi, die Adlerfrau, sitzt auf ihrem Schlafsofa und schiebt die letzten Krümel ihres Stevenson-Tabaks in die kleine Rille der Edelstahlmaschine. Hülse rein. An der Kurbel ziehen. RAATSCH. Dreimal klopfen. Fertig. Der Rauch ihrer Zigarette schlängelt sich durch das Wohnzimmer. In der Glotze läuft „Auf Streife“, denn „sonst gibt's ja nur Mist“.

„Komm her, Dicker“, sagt Sigi, während einer ihrer zwei Kater auf das Sofa springt und sich an sie schmiegt. „Lebensretter“, nennt sie die beiden. „Ohne die hätte ich mich schon längst vom Baum gesemelt.“

Auf ihrem Handy scrollt sie durch die alten Fotos von ihren Flitterwochen mit Gert. Zoomt ganz nah an sein Gesicht. Man sieht einen Mann mit Schnauzer, der noch viel jünger ist als der auf dem Passbild in ihrer Handyhülle. Sie trägt ein weißes Kleid, er hält sie in den Armen.

„Dahinten“, sagt sie und zeigt auf den Holzfußboden vor der Küche. „Da haben wir mit einem kleinen Stöckchen 2015 unsere Namen in das Fundament geritzt.“

Und dieses Haus mit all den Erinnerungen soll sie nun abreißen? Für sie unvorstellbar. Auch weil ihr schlicht die Kraft dazu fehlt.

Sie kann mit der linken Hand kaum noch eine Flasche aufschrauben, seit sie vor ein paar Jahren mit dem Motorrad gestürzt ist. Trümmerbruch im Handgelenk. Arbeiten geht auch nicht mehr. Früher habe sie bei Rewe und auch im Heidecamp geputzt. Jetzt lebt sie von 800 Euro Witwenrente.

Das Amt würde zwar für eine Wohnung zahlen, aber auch auf ihre Bewerbungen kommen nur Absagen, trotz Wohnberechtigungsschein. „Nur für Normal-Arbeitende, nur ohne Katzen, nur für Nichtraucher.“ Nur für die anderen.

## Uwe

„Und das hier“, Manager Uwe Wilms zeigt auf eines der neuen Luxus-Chalets, „hat wirklich die modernste Technik: Klima-Split-Geräte, Wärmepumpe, Luftwärme, da ist alles dabei.“

Die Sonne spiegelt sich in den großen Frontfenstern, dahinter erstrecken sich 49 Quadratmeter Wohnfläche. Die Innenausstattung – vergoldete Kerzenhalter, Ledercouch, Plastikpflanzen – gibt es dazu. Und auch das Gartenstück ist eine bis ins letzte Detail vom Menschen geformte Natur. In ein paar Jahren soll hier alles einheitlich aussehen.

40 der Chalets sind schon reserviert.

Im Dezember beginnt der Umbau.

Und was passiert mit denen, die bis dahin nichts finden?

Die Leute seien ihm nicht egal, versichert Wilms. Aber deswegen das Projekt kippen? Auf keinen Fall. Er muss schließlich auch an sein Geld kommen.

Außerdem gebe es ja Lösungen. Der Investor und er stünden in Kontakt mit dem Sozialamt. Wohnraum in Brüggern sei knapp, aber in Außenbezirken gebe es noch welchen. Nur würden da viele nicht hinziehen wollen.

„Ein paar schwierige Fälle versuche ich auf den Bauabschnitt 3 umzusiedeln“, sagt Uwe. Dann hätten sie noch ein Jahr länger Zeit zu suchen. Danach sei aber endgültig Schluss.

## Sandra und Sigi

Sigi sitzt wieder bei Sandra im Garten. Der Rauch ihrer Zigaretten sieht mystisch aus in der Abendsonne. Die Hunde buddeln sich durch den Rasen. „Die haben ihren eigenen Fluchtplan“, sagt Sandra.

Es gibt etwas zu feiern: Sandra hat einen Mietvertrag unterschrieben.

Ein kleines Heidecamp-Wunder: Ein Freund aus dem Bauabschnitt 3 hat ihr sein Heim verkauft, einen Mini-Bungalow aus gedämmtem PVC. 55.000 Euro hat der mal gekostet. Und jetzt überlässt er ihn ihr für einen symbolischen Euro. Er kann es sich leisten, er hat sie ins Herz geschlossen, er möchte ihr helfen. Sie kann ihr Glück kaum fassen.

Das Häuschen sieht fast aus wie ein richtiges Chalet. Aus einem Fass gefüllt mit Erde sprießt ein kleiner Olivenbaum, über den Fenstern ranken Weintrauben, und am Gartenzaun hängt eine Lichterkette.

Neben dem Eingang steht ein Schuppen. „Vielleicht etwas für Marcel, dann hat der auch ein Dach über dem Kopf.“

Sie schaut zu Sigi rüber. „Du musst mit dem Manager sprechen, vielleicht gibt es für dich drüben auch noch ein Häuschen.“

Am Ende des Abends schickt Marcel eine SMS: „Ich war heute erfolgreich mit der Wohnung.“

Ende des Jahres kann er bei einem Freund einziehen. In eine Zwei-Zimmer-Wohnung, nicht weit vom Heidecamp. Er ist überglücklich; endlich funktioniert wieder etwas.

Aus den Lautsprechern dröhnt Malte Hoyer, der Sänger von der Mittelalterband Versengold:

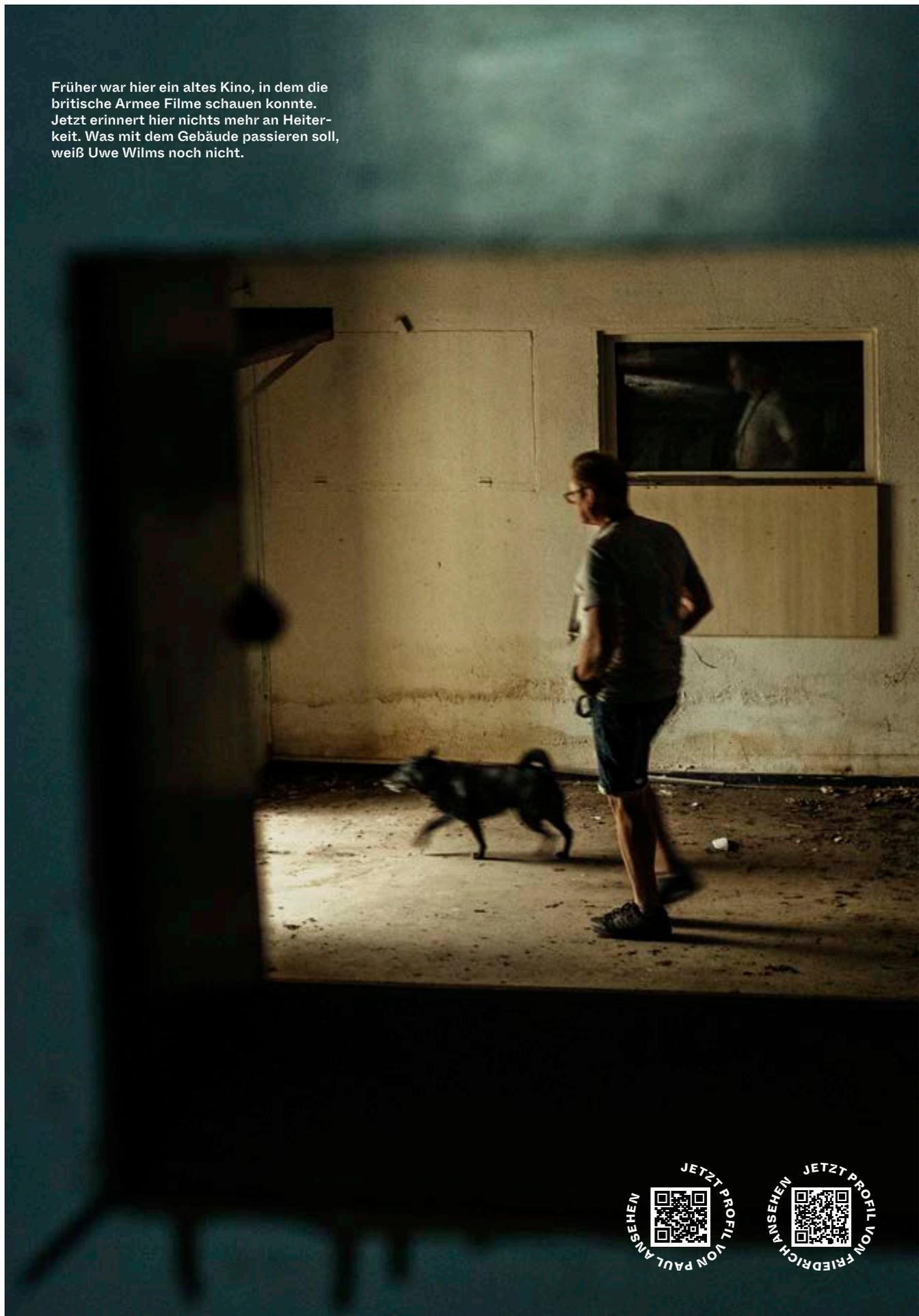
„Baut mir ein schönes Haus, in dem jeder feiern geht. / Und auf dessen Eingangstüre in großen Zeilen steht: / Er hat geraucht, er hat getrunken, er hat getanzt / solange es ging.“

Zwei Wochen später geht eine Nachricht im Heidecamp um. Eine Rentnerin aus dem Bauabschnitt 2 soll sich in ihrem Campingwagen das Leben genommen haben.



**PAUL WEINHEIMER und FRIEDRICH RICHTER:** Zwei Wochen schliefen Friedrich und Paul in einem VW Bus im Heidecamp. Zwischen den luxuriösen Urlaubscampern fühlten sie sich fremd. Die Dauercamper nahmen sie dafür umso herzlicher auf. Es verging fast kein Abend ohne eine Einladung zu Wein und Bier.

Früher war hier ein altes Kino, in dem die britische Armee Filme schauen konnte. Jetzt erinnert hier nichts mehr an Heiterkeit. Was mit dem Gebäude passieren soll, weiß Uwe Wilms noch nicht.



DAS LETZTE ZUHAUSE

130

HALLIGEN

HALLIGEN

# LAND UNTER

**T** VANESSA LEITSCHUH

**F** BASTIAN BETZ

GO #19.24

**Der Meeresspiegel steigt, in der Nordsee schneller als anderswo. An kaum einem anderen Ort in Deutschland ist das spürbarer als auf einer Hallig, wo Überflutungen schon immer zum Alltag gehören. Ein Besuch auf Norderoog und Hooge.**



**WEITE, WARFTEN, WATTENMEER:** Regelmäßig überspült die Flut die zehn Halligen. Steigt der Meeresspiegel, wird das Wasser häufiger an den Häusern lecken. Wie weit lassen sich die bewohnten Warften noch erhöhen? Geologin Shunka Gilberg ist gekommen, um das herauszufinden.



**NELE WALTERING**  
lebt für eine Brutsaison  
als Vogelwartin allein auf  
der Hallig Norderoog.  
Die Hallig ganz im  
Westen des nordfriesi-  
schen Wattenmeeres  
gehört dem Natur-  
schutzverein Jordsand.



**ZUGVÖGEL IM STILLSTAND:** In der Schutzstation Wattenmeer auf Hallig Hooge sind die Tiere des Watts ausgestellt.

### Die Vögel

Das Wasser würde kommen. Nele Waltering wusste es, sie hatte die Kurven gesehen, die neongrellen Linien auf ihrem Bildschirm, die den Wasserstand vorhersagten. Aber wie schlimm es werden würde, wusste sie nicht.

Es war der 9. Juni 2024, seit Monaten lebte sie allein auf diesem Fleck Land in der Nordsee, aber an diesem Tag hatte sie jedes Zeitgefühl verloren. Sie erinnert sich, wie sie in ihrer Hütte auf und ab lief, immer mit der Frage im Kopf: Was würde das Meer mitnehmen?

Nele Waltering, 28 Jahre alt, ist Vogelwartin auf Norderoog, sie steht in einer langen Reihe von Vogelwarten auf der Hallig. Seit mehr als hundert Jahren ziehen Menschen während der Brutsaison auf das unbewohnte Eiland, um sich um die Seevögel zu kümmern. Und den Sturmfluten standzuhalten, gegen die auf den Halligen, anders als auf den Inseln, keine Deiche schützen.

An diesem Tag peitschte Westwind über Norderoog, erinnert sich Waltering, Möwen und Seeschwalben schrien aufgebracht. Es war früh im Jahr, Anfang Juni, eine Zeit, in der eine Überflutung besonders verheerend für die Vögel sein würde: Die Eier lagen noch in den Nestern, die ersten Küken waren gerade geschlüpft, ihre Federn zu zart, um der Kälte der See zu trotzen. „Nele, es wird etwas verlorengehen, stell dich darauf ein.“ Ihr Chef hatte sie am Vorabend angerufen und dann noch einmal am Vormittag.

Die Flut kam am Nachmittag, zunächst so wie immer, erinnert sich Waltering. Sie floss langsam auf die Hallig zu, auf den Steg, in die Lahnungsfelder, die das einströmende Meer

bremsen. Aber dann kroch das Wasser weiter, füllte die Priele, überspülte die Salzwiesen, leckte an den Nestern.

Eine Kolonie Küstenseeschwalben brütete gleich an ihrem Stelzenhaus. Vor wenigen Tagen war das erste Küken geschlüpft. Ein Knäuel feiner Daunen, kaum größer als ein Tischtennisball. Sie hoffte, die Flut würde nicht bis an die Nester steigen. Einige könnte sie vielleicht in die Hütte holen. Aber für die anderen weiter draußen konnte sie nichts tun. Es waren zu viele. Um die zehntausend Vögel brüteten in diesem Jahr auf Hallig Norderoog.

Zehn Hektar, zwei Hütten, ein Mensch: Das ist die Hallig Norderoog aus Sicht der Menschen. Fünf Kilometer ist die nächstgelegene Hallig Hooge entfernt, 25 das Festland. Wie ein Gitter ziehen sich Lahnungen um das Ufer, Holzpflocke, die verhindern, dass die Halligkanten abbrechen. Besser gesagt: den Abbruch verzögern. Denn das Meer hat sich in den vergangenen hundert Jahren bereits mehr als die Hälfte der Hallig genommen. Und damit einen großen Teil der Vogelbrutplätze. Von den 21 Brutvogelarten auf Norderoog gelten zehn als gefährdet.

Der Meeresspiegel steigt, in der Nordsee sogar schneller als anderswo. Das liegt vor allem daran, dass sich das Meer erwärmt und damit ausdehnt. Die Nordsee hat sich in den letzten 60 Jahren im Mittel fast doppelt so stark erhitzt wie die globalen Ozeane – das zeigt eine aktuelle Studie des Alfred-Wegener-Instituts.

Wie ein Ring umgeben Norderoog und weitere neun Halligen die Insel Pellworm im nordfriesischen Wattenmeer. Sie

**CLARA SCHÖNFELDT** arbeitet seit einem Jahr auf Hallig Hooge bei der Schutzstation Wattenmeer. „Ich find's krass, dass ich meinen Enkeln mal erzählen werde: Ich war auf einer Hallig, aber die gibt's nicht mehr“, sagt sie.



Wenn das Meer zurückgegangen ist und der Wind sich gelegt hat, kann man das Watt hören. Ein Knistern wie Brause auf der Zunge, Millionen winzige Laute, die zeigen, dass sich überall Leben tummelt.

**DIE STRANDSCHNECKE** ist an die Gezeiten angepasst, sie kann ihr Haus wochenlang verschließen und übersteht so Trockenheit und Stürme.



**VIEL HIMMEL** über der Hallig. Doch auf dem begrenzten Land ist alles nur einen Fernglasblick entfernt.

## BACKENSWARFT

bestehen aus flachem Marschland, das mit speziellen, salztoleranten Kräutern und Gräsern bewachsen ist. Andere Pflanzen könnten nicht gedeihen. Denn anders als die Nordseeinseln werden Halligen bei Sturmfluten nicht von Deichen geschützt, sondern vom Meer verschluckt. Wenn der Meeresspiegel weiter steigt, werden die Halligen das Stück Deutschland sein, das als Erstes versinkt. Wann genau das geschehen wird, weiß keiner. Aber schon jetzt sind Veränderungen spürbar. Und die Frage wird drängender: Wie lange hält man an etwas fest? Wann gibt man es auf?

Ich treffe Nele Waltering Anfang August, zwei Monate nach der verheerenden Kükenflut. Die Brutzeit ist vorbei, die Zugvögel sind weiter nach Norden gezogen. „Schutzzone 1 – Betreten nicht erlaubt“, steht auf einer Tafel an der Meerkante der Hallig. Wer diesen Bereich betreten will, braucht eine Sondergenehmigung. „Es ist ein Privileg, hier zu sein“, sagt die Vogelwartin. Auf dem Festland studiert sie Umweltingenieurwissenschaften. Ihre langen blonden Haare hat sie zu einem Knoten gebunden, ihr Fernglas über die Schulter gehängt wie andere eine Handtasche. Auch das Meer trägt sie immer mit sich: Unter ihrem rechten Knöchel ist eine Welle tätowiert, um ihren Hals baumelt eine Kette aus Bernstein, dem Gold der Nordsee.

Anfang April hat sie ihr Zuhause auf Zeit bezogen, bis Ende Oktober wird sie allein mit den Vögeln leben. Um sie herum nur nasse Wiesen, rauer Wind und das Watt. Sie erzählt, dass sie in den vergangenen Monaten die Veranda ihrer Hütte fast nie verlassen hat, um die Vögel nicht zu stören. „Oft stehen wir Menschen über der Natur. Hier ist es anders: Ich komme zuletzt, die Vögel stehen an erster Stelle“, sagt sie.

Zehn bis zwölf Millionen Vögel kommen jedes Jahr ins Wattenmeer, um zu rasten, sich für den Weiterflug zu stärken oder ihre Jungen aufzuziehen. Die Hallig Norderoog nimmt dabei einen besonderen Platz ein: Sie ist seit über 100 Jahren allein der Natur vorbehalten. Der Verein Jordsand, einer der ältesten Naturschutzvereine Deutschlands, hat sie 1909 gekauft, um die dort lebenden Vögel zu schützen. Der Verein bezahlt auch den Vogelwartin, der jedes Frühjahr die Hallig bezieht, um bis zum Winter das Brutverhalten zu dokumentieren und Störenfriede zu vertreiben, die mit dem Boot an Land gehen.

Der Schutz ist dringender denn je, die Populationen der Vögel, die im Watt brüten, gehen zurück. Vor allem für die in Deutschland vom Aussterben bedrohte Brandseeschwalbe ist Norderoog eines

**MICHAEL KLISCH** ist der Bürgermeister von Hallig Hooge. Außerdem leitet er die Schutzstation Wattenmeer.



LAND UNTER



BIS ZU  
**12.000.000**  
 VÖGEL

kommen jedes Jahr ins Wattenmeer, um zu rasten, sich für den Weiterflug zu stärken oder ihre Jungen aufzuziehen.

**21**  
 VOGELARTEN

wie etwa Küstenseeschwalben (1), Austernfischer (2) oder Lachmöwen (3) sind in den Salzwiesen von Norderoog zu Hause. Zehn der 21 Arten gelten als gefährdet. Insgesamt brüten in manchen Jahren mehr als 17.000 See- und Küstenvögel auf der Hallig.





DÄNEMARK

Sylt

- 1. Föhr
- 2. Amrum
- 3. Oland
- 4. Langeneß
- 5. Gröde
- 6. Japsand
- 7. Hooge
- 8. Norderoogsand
- 9. Pellworm
- 10. Nordstrandischmoor
- 11. Süderoogsand
- 12. Südfall
- 13. Südfall

SCHLESWIG-HOLSTEIN

15 km

# 10

## HEKTAR FLÄCHE

So viel ist von der Hallig Norderoog noch übrig.  
Von 1909 bis 1970 schrumpfte sie dramatisch von 21 Hektar auf weniger als die Hälfte.

LAND UNTER

der letzten Refugien. Mehr als siebzig Prozent aller Brutpaare des deutschen Bestands brüten hier, und das seit über hundert Jahren. Das zeigen die Daten der Vogelwarte, lange Tabellen, gefüllt in mühsamer Zählerarbeit.

Doch der Klimawandel bedroht diesen Brutplatz. Zwar hat es Sturmfluten im Sommer schon vor hundert Jahren gegeben. Eine Analyse der Pegel vom Landesbetrieb für Küstenschutz in Husum zeigt jedoch, dass Land-unter-Ereignisse im Juni mittlerweile deutlich häufiger vorkommen. Für die Vögel kann das den kompletten Verlust ihrer Brut bedeuten. Eine Sommersturmflut pro Dekade kann eine Art verkraften, aber eine pro Jahr?

An diesem 9. Juni kam das Wasser von allen Seiten, erinnert sich Nele Waltering. Weit über die Hälfte der Hallig war überschwemmt, panisches Flattern erfüllte die Luft. Die Seeschwalben kreisten über Pfützen, wo eben noch Nester waren. Die Lachmöwen holten Stöckchen, schoben sie unter ihre Küken, um sie höher zu betten. Es half nicht.

Seit Monaten hatte Nele Waltering die Tiere begleitet, beobachtet, wie sie sich mit Fischgeschenken umwarben. Sie hatte gesehen, wie Paare sich fanden und Nester entstanden, sich über die ersten Eier gefreut. Nun sah sie die Nester auf die offene See treiben. Innerhalb weniger Stunden riss die Flut sie fort: etwa fünftausend Eier und Küken. Darunter auch eine Kolonie der Brandseeschwalben. Als das Meer die Hallig wieder freigegeben hatte, saßen die Vogeleltern an Pfützen, unter denen nichts mehr war, was sie schützen konnten. Und irgendwann war es still auf Norderoog. So still, dass man glauben konnte, der Rest der Welt sei weggeschnitten worden. Die Vögel waren fort.



**KLAUDIA BENDIXEN** wohnt in der achten Generation auf Hallig Hooge. Sie ist die Nachfahrin eines Grönlandfahrers.

„Wo sollen sie noch brüten?“, fragt Nele Waltering. „Wir Menschen nehmen uns alles, die Strände sind voll, die Meere leer-gefischt.“ Und das Wasser steigt weiter.

Nach der Flut im Juni folgten im Juli wieder Sturm und Starkregen. Wieder erfroren Küken. Von Tausenden Brutpaaren verschiedener Vogelarten wurden auf Norderoog nicht einmal hundert Küken flügge. Eine schlechte Brutsaison. Schon wieder. „Das war hart anzusehen“, sagt Waltering.

Eine kleine tröstliche Nachricht kam vor einigen Tagen aus Dänemark: Sechs junge Brandseeschwalben, die bei ihr auf Norderoog geschlüpft waren, wurden auf Rømø gesichtet. „Manche haben es doch geschafft“, sagt sie.

## Die Menschen

Fünf Kilometer nördlich von Norderoog, Hanswarft 11 auf Hallig Hooge. Klaudia Bendixen steht in der Tür ihres Friesenhauses, steckt sich eine Kippe in den Mund und lässt ihr Sturmfeuerzeug zweimal klicken. Vom Imbiss gegenüber weht eine Akkordeon-Melodie herüber. Vor dem Haus schiebt sich eine Gruppe Rentner durch die Gasse.

„Zwei Erwachsene? Macht sieben Euro.“ Im Vorgarten von Klaudia Bendixen stehen zwei Frauen, eine zückt ihr Portemonnaie. „Dann kommense mal rein“, sagt Bendixen und bittet die beiden in ihr Zuhause, das gleichzeitig ein Museum ist. Klaudia Bendixen lebt ein bisschen wie jene englischen Adligen, die ihre Schlösser für das Publikum geöffnet haben: Oben wohnt sie mit ihrer Mutter, unten führt sie Touristen durch die historischen Räume.

Hallig Hooge: Das sind hundert Einwohner, zehn bewohnte Warften, auf einer Fläche so groß wie der Hamburger Flughafen. Warften sind Hügel, die die Hallighäuser bei Land unter vor Überflutung schützen. Jede Warft ist wie ein kleines Dorf. Die Türen stehen offen, die Schlüssel stecken in den Autos, eine Polizeistation gibt es nicht. Zwischen den Warften liegen Salzwiesen, Priele durchziehen sie wie Adern. Und egal in welche Himmelsrichtung man blickt: der schnurgerade Horizont des Meeres.

Aber die Hallig Hooge ist auch: Fast fünfmal so viele Gästebetten wie Bewohner und 86.000 Tagesbesucher im Jahr. Die meisten von ihnen trifft man auf Hanswarft, auf der es an jeder Ecke Fischbrötchen zu kaufen gibt und das einzige Kino immer nur einen Film zeigt: Land unter auf Hooge. Mittendrin das Haus von Klaudia Bendixen.

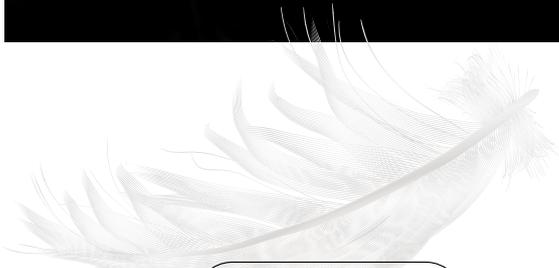
Ihr ganzes Leben hat sie auf der Hallig verbracht, so wie ihre Eltern, Großeltern und die Generationen vor ihnen. Das reetgedeckte Haus gehört ihrer Familie seit 1776, Klaudia Bendixen ist eine Nachfahrin des Grönlandfahrers Tade Hans Bandix, der mit einem Walfänger in die Arktis segelte. Er baute das Kapitänshaus, in dem seine Nachfahrin lebt, und richtete es mit eleganten Mahagonimöbeln ein, die bis heute dort stehen.

Während der Sommersaison gilt für Bendixen: „Kein Wochenende, kein Feiertag, kein Urlaub.“ Für Ruhe seien die Winter da. Im Oktober schließt das Museum für ein halbes Jahr. Ein Leben in Gezeiten. Im Sommer die Touristen, im Winter die Fluten.

Manche Halligbewohner stellen sich darauf ein, dass die Fluten sie früher oder später vertreiben werden. „Wir leben von Winter zu Winter, halten die Stellung, solange es noch geht“, sagt einer. Denn der Meeresspiegelanstieg bedroht nicht nur Watt und Tiere, sondern auch die Menschen an der Nordsee, vor allem die Halligbewohner. Bedrohliche Sturmfluten werden schon deshalb häufiger, weil sie von einem höheren Grundlevel ausgehen. Klaudia Bendixen sagt: „Beim Thema Klimaschutz



**STURMFLUT STATT BLOCKBUSTER:** Der Film über Land unter auf Hooge läuft seit vierzig Jahren.



**WATTEBENE**



**GEZEITEN ÄNDERN SICH:** An flachen Küsten wie dem Wattenmeer sind die Folgen des steigenden Meeres besonders spürbar. Mehr Wasser bedeutet weniger Wattflächen, das Watt ertrinkt in sich selbst.

krieg ich so 'ne Krawatte“, und umkrallt die Luft vor ihrer Kehle. „Damit hätten sie vor fünfzig oder hundert Jahren anfangen müssen. Nicht erst jetzt, wo es zu spät ist.“

Der Takt der Tiden bestimmt seit Jahrhunderten den Alltag der Halligbewohner. Statt festen Leerungszeiten steht auf dem Briefkasten „tideabhängig“. Für einen Zahnarztbesuch sind die Hooger zwölf Stunden unterwegs, weil die Fähre zum Festland, wenn überhaupt, nur morgens und abends kommt. „Wer auf einer Hallig aufgewachsen ist, kann überall überleben“, sagt ein Bewohner. „Die auf dem Kontinent sind verwöhnt.“

Manche Halligen haben bis zu 40-mal im Jahr Land unter. Dann werden die Warften zu Inseln, und wo Straßen und Wiesen waren, ist Nordsee. Bis die See abfließt, sind die Bewohner auf den Warften gefangen. Das kann ein bis zwei Tage dauern, manchmal drei bis vier.

Seit Menschen auf Halligen leben, also seit tausend Jahren, mussten Warften erhöht werden, weil das Meer an den Häusern leckte. Aber die Abstände zwischen den Erhöhungen werden kürzer. Da war die große Sturmflut von 1962, nach der alles erneuert wurde. Das nächste Warftverstärkungsprogramm begann 1989 und endete 2004.

„Damals dachte man, man sei durch für das nächste Jahrhundert“, sagt Bürgermeister Michael Klisch. Bis Ende 2013 die Wirbelstürme Christian und Xaver über Deutschland wüteten und die Halligen von mehreren Sturmfluten getroffen wurden. Manche Warften wurden überspült. Gutachter stellten fest, dass der steigende Meeresspiegel die Hügel bald einholen wird. 27 der 32 bewohnten Warften seien gefährdet. Die Landesregierung Schleswig-Holstein hat ein neues Programm gestartet, eines davon auf der Hanswarf von Hooge.

Die Räume im Haus von Klaudia Bendixen sind vom Boden bis zur Decke mit blau-weißen Kacheln ausgekleidet. Kapitän Bandix

**LAND UNTER**



**HARRY DIEDRICHSEN** ist mit 88 Jahren der älteste Bewohner von Hallig Hooge. Wenn ein Motorrad über die Hallig pest, wissen die Hooger, dass Harry unterwegs ist.

**Sie kannten den Wind, die Stürme, das Hochwasser. Aber die Wirbelstürme Ende 2013 waren anders, ihnen wurde klar: Die Warften sind nicht mehr hoch genug.**

brachte die niederländischen Fliesen Mitte des 18. Jahrhunderts von seinen Reisen mit. In der guten Stube hängen die besonders seltenen, die mit Bibelversen, eine einzelne sei über 2000 Euro wert, sagt Bendixen.

Als die Bagger anrollten, um die Hanswarft zu erhöhen, vibrierte das Kapitänshaus. „Du dachtest, du hast einen im Tee“, sagt Bendixen. Die Fliesen fielen von den Wänden. Sie musste sie auf eigene Kosten wieder anbringen lassen.

Wie lebt man damit, wenn der eigene Lebensraum dem Untergang geweiht ist? Klaudia Bendixen hofft. Sie drückt ihre Daumen in ihre Fäuste. Ihre Enkelin ist elf Jahre, sie hofft, dass sie das Haus ihrer Familie einmal übernehmen wird. Sie wäre die zehnte Generation.

### Das Watt

Wenn das Meer zurückgegangen ist und der Wind sich gelegt hat, kann man das Watt hören. Ein Knistern wie Brause auf der Zunge, Millionen winzige Laute, die zeigen, dass sich überall Leben tummelt. „Man weiß nicht genau, warum Wattedknistern existiert“, sagt Clara Schönfeldt. Sie steht bis zu den Knöcheln im Schlamm, über dem an diesem Tag ein Dunstschleier liegt. Vielleicht sind es Wasserhäutchen, die reißen, wenn Tausende Schlickkrebse ihre Fühler spreizen. Vielleicht Luftbläschen, die platzen, wenn Herzmuscheln Wasser aus den strohhalmartigen Siphonen strömen lassen.

Der Blick der Menschen auf das Watt hat sich in den letzten Jahrzehnten gewandelt: Von der reinen Rohstoffressource und Mülldeponie, als die es lange Zeit behandelt wurde, zum Nationalpark Wattenmeer im Jahr 1985 und schließlich, 2009, zum Welterbe der Menschheit.

Im August 2024 schlug das Alfred-Wegener-Institut Alarm: Das Wattenmeer der südöstlichen Nordsee verändere sich durch den Klimawandel in nie dagewesener Geschwindigkeit. Um fast zwei Grad sei die Oberfläche des Meerwassers wärmer geworden. Wenn der Nordseepiegel einen kritischen Stand erreiche, könne sich das Watt von einem gezeitenabhängigen zu einem lagunenähnlichen Gebiet entwickeln, heißt es in der Studie. In einem Watt zieht sich das Wasser zweimal am Tag zurück. In einer Lagune steht es.

„Alle Probleme, die wir weltweit haben, sind in der Nordsee viel extremer“, sagt Clara Schönfeldt. Sie ist 19 Jahre und lebt seit einem Jahr auf Hallig Hooge. Wie Nele Waltering ist auch sie für den Naturschutz auf die Halligen gezogen. Schönfeldt arbeitet für den Verein Schutzstation Wattenmeer und ist eine von vielen Freiwilligen, die in der Region mit enormem Aufwand Küstenvögel zählen, Tiere und Pflanzen kartieren, den Spülsaum auf Müll und tote Vögel absuchen. All das, um frühzeitig Gefahren zu erkennen, die auf das Wattenmeer zukommen.

Clara Schönfeldt blickt vor sich ins Watt, findet etwas, greift zu: eine Strandschnecke, die ihr Haus mit einem Horndeckel verschlossen hat. Bis zu drei Wochen Trockenheit hält das Tier so aus. Schönfeldt schwingt die Schnecke, zeichnet die Wogen des Meeres in der Luft nach. Die Schnecke öffnet ihren Deckel und kriecht heraus, in Erwartung, das Meer zu finden. Meeresschnecken leben vom Seegras. Doch der höhere Meeresspiegel führt zu stärkeren Strömungen, die das Seegras ausreißen und Schnecken wegschülen an den Strand, wo sie vertrocknen.

Ein Watt lebt vom Einatmen und Ausatmen des Meeres, es ist ein Ökosystem, das immer in Bewegung ist, sich selbst versorgen und heilen kann. Aber es kann sich nicht so schnell anpassen, wie das Klima sich verändert. Wattflächen, Salzwiesen und Dünen verschwinden, je mehr Wasser sich im Wattenmeer sammelt. Das Meer wächst, und das Watt ertrinkt.

„Wir müssen uns bewegen, das Wasser kommt“, sagt Clara Schönfeldt und blickt hinaus ins Grau der Nordsee, wo die Flut auf sie zukriecht.

### Das Land

„Weg da“, blafft der Kutscher drei Tage später, die Kutsche voller Tagestouristen. Stau auf Hallig Hooge. Die einzige Straße vom Fähranleger zu den Warften ist blockiert. Heute hat das Schiff ungewohnte Fracht ausgespuckt: Transporter und Lastwagen mit schwerem Gerät, sie tragen Hamburger Kennzeichen.

Von Volkertswarf kommt eine Frau mit Schiffermütze und wehendem Hemd herunter. Shunka Gilberg winkt und weist die Transporter ein. Sie ist Geologin und arbeitet für ein Hamburger Ingenieurbüro. Mit zwei Bohrkolonnen ist sie angereist, um in den nächsten Wochen auf Hooge Bodenproben zu nehmen. Die Warften sollen für die Klimaerwärmung und die Stürme, die sie mit sich bringt, zukunftssicher gemacht werden. Doch das ist teuer.

Als die Hanswarfth erhöht wurde, kostete das knapp sechs Millionen Euro. Der Fähranleger muss wegen der stärkeren Strömung erneuert werden, weitere dreißig Millionen. Die Halligen sind hoch verschuldet. „Sie sind die rote Laterne der Haushalte in Schleswig-Holstein, heißt es immer“, sagt Bürgermeister Michael Klisch. Hier trifft eine enorme ökologische Bedeutung auf existenzielle Probleme und schwache Wirtschaftskraft.

Die Arbeiten auf den Halligen dienen aber nicht nur dem Schutz ihrer Bewohner: Die Halligen selbst schützen die Küste, sie sind Wellenbrecher und zügeln die Energie der Sturmfluten. Ohne sie würde die Kraft des Meeres ungebremst auf das Fest-

land prallen. „Das ist sicher unser großes Plus, weswegen überhaupt Geld reingesteckt wird“, sagt Klisch. „Doch die Frage ist: Müssen die Halligen dafür bewohnt sein?“

Der Bürgermeister sagt: Dass sie es noch sind, liegt wohl auch an ihrem Status als Biosphärenreservat, den die Unesco den Halligen 2004 verlieh. Damit sind sie eine von 750 Modellregionen weltweit, in denen das Leben im Einklang mit der Natur gelebt werden soll. Er sagt auch: „Bisher hat sich in der Politik niemand getraut zu sagen: Scheißegal, Unesco, wir bezahlen das nicht mehr, die Leute sollen wegziehen.“

Es gibt ein Phänomen, das den Halligbewohnern Hoffnung macht, womöglich doch länger bleiben zu können, als es die Berechnungen der Klimaforscher nahelegen. Das Phänomen hat einen Namen: natürliches Halligwachstum. Bei jedem Land unter spülen Sturmfluten Schlick aus dem Watt an, der liegen bleibt und die Oberfläche erhöht. Im Kampf gegen den steigenden Meeresspiegel ist das ein wichtiger Mechanismus.

Das Problem ist nur, dass die Halligen mit dem Wachsen nicht hinterherkommen: die 1,5 bis 3 Millimeter, die Hooge pro Jahr zulegt, sind zu wenig, um die 4,5 Millimeter Meeresspiegelanstieg auszugleichen, die der Pegel in Wyk auf Föhr, zwölf Kilometer nördlich von Hooge, jedes Jahr misst.

Gemeinsam mit der Universität Göttingen und dem Landesbetrieb für Küstenschutz Schleswig-Holstein wird nun erforscht, wie man das Halligwachstum künstlich verstärken kann. Das Ziel ist, Überflutung zuzulassen und gleichzeitig zu verhindern, dass Sturmfluten die Halligen Stück für Stück aufessen. Auf der Hallig Nordstrandischmoor verlegte man dafür zum Beispiel ein Rohr, das Wasser mit Sedimenten auf die Hallig leitet.

Bürgermeister Michael Klisch sitzt im Seminarhaus der Schutzstation Wattenmeer auf Hanswarf. Er zog 2005 auf die Hallig, um die Schutzstationen auf Hooge und der Nachbarhallig Langeneß zu leiten. Mit seiner Frau wohnt er in einem alten Hooger Friesenhaus. Das Haus von 1750 liegt tief im Bauch einer Warft, deren Ränder immer höher gewachsen sind. Sollte das Wasser über den Rand treten, könnte die Warft wie ein Kessel volllaufen. Um das Haus auf eine sichere Höhe zu bringen, müsste es abgerissen und ein neues gebaut werden. „Aber wer bezahlt das, und wo leben wir in der Zwischenzeit?“

Noch sei niemand fortgezogen, aber hundert Jahre seien eine kurze Zeitspanne. Er glaubt nicht, dass es eine riesige Sturmflut sein wird, die irgendwann alles wegschpült. „Aber wenn alle zwei Jahre der Keller unter Wasser steht, werden das viele finanziell oder psychisch nicht schaffen.“

Das jüngste Baby auf Hooge wurde im Januar geboren. Der Bürgermeister ist sich sicher, dass es nicht bis an sein Lebensende hier leben wird.



**VANESSA LEITSCHUH** und **BASTIAN BETZ** hätten fast eine Nacht in den Strandkörben auf Hallig Hooge verbracht, weil sie zu spät einen Platz für die Rückfahrt mit der Fähre gebucht hatten. Der Fährmann nahm sie dann aber doch mit zum Festland.

AGIT KÄMPFT FÜR SICH ALLEIN

**KÄMPFER  
AUS ARMUT**  
32 Jahre alt,  
1,91 Meter groß,  
25 Siege in 25  
Profikämpfen:  
der Schwer-  
gewichtsboxer  
Agit Kabayel

**Agit Kabayel aus Bochum-Wattenscheid ist einer der besten Schwergewichtsboxer der Welt. Noch nie wurde er in seiner Profikarriere geschlagen. Doch um es an die Spitze zu schaffen, braucht er die Liebe der Massen. Wieso interessiert sich Deutschland nicht für ihn?**

# **AGIT KÄMPFET FÜR SICH ALLEIN**

„**DER HAT EIER**“ – das sagte Agits Trainer Sükri Aksu (l.) zu seinen Begleitern, als er Agit das erste Mal boxen sah. Die beiden sind schon seit 15 Jahren ein Team.





### Schon lange vor dem Kampf brodelt

**die Halle.** Freunde, Weggefährten, alle sind an diesem Märztag 2023 nach Bochum gekommen. Als er in den Ring steigt, stimmen sie Sprechchöre an, A-git, A-git, A-git! Selbst die Filmaufnahmen dieses Abends lassen spüren, welche Energie die Ruhrcongress-Halle erfüllt. Agits Gegner, der Kroatie Agron Smakici, steht schon in seiner Ringecke. Er tänzelt auf der Stelle.

Zum ersten Mal, seit er Profi ist, kämpft Agit Kabayel in seiner Heimatstadt. Gewinnt er, ist er zum zweiten Mal Europameister.

Er braucht den Sieg. Drei Jahre Corona, drei Jahre Stillstand, jetzt muss es vorwärtsgehen. Mit großen Gegnern, krassen Kämpfen, spektakulären Siegen. Agit muss jetzt den Durchbruch schaffen – oder seine Träume begraben. Doch dann bekommt er zu Beginn der zweiten Runde diesen einen Haken an den Hinterkopf.

Später wird er sagen, er habe geglaubt, der Ringrichter wolle den Kampf unterbrechen. Er irrt sich.

Schon steht er im Hagel der Fäuste. Bamm, bamm, bamm, sie treffen ihn am Kopf, am Hals, unterm Kinn; Haken, Haken, Uppercut, immer wieder. Agit wankt. Smakici setzt nach, 17-, 18-, 19-mal. Rückwärts taumelt Agit in die Seile. Der Ringrichter zählt ihn an. Triumphierend reißt Smakici die linke Faust in die Höhe.

Aber als der Referee den achten Finger hochreckt, hebt Agit wieder die Fäuste. Wenn ich jetzt zurückkomme, dann gnade dir Gott, habe er damals gedacht. Dieser Kampf wird nicht über Punkte gehen.

Längst hat es das Publikum von den Sitzen gerissen, A-git, A-git, A-git! skandieren sie. Und Agit geht nach vorn, in Runde drei. Links, rechts, links! Jetzt sind es seine Haken und Geraden, die auf Agron Smakici einprasseln. Der schwankt, fällt, steht noch einmal auf. Er wirkt benebelt. Der Ringrichter bricht den Kampf ab. Agit ist Europameister. Er hat es geschafft.

„Ich bin bereit!“, sprudelt es nach dem Kampf aus ihm heraus. Bereit für die Weltmeisterschaft, bereit für alles. Jetzt muss es aufwärts gehen. Und das tut es.

Agit Kabayel aus Bochum-Wattenscheid, 32 Jahre alt, ist heute einer der besten Schwergewichtsboxer der Welt. 25 Profikämpfe hat er bestritten, jeden davon gewonnen. Im Mai 2024 schlug er den Kubaner Frank Sanchez und darf nun um einen Weltmeistertitel im Schwergewicht boxen. Den gewannen in 100 Jahren bloß zwei Deutsche, der legendäre Max Schmeling und der umstrittene Mahmoud Charr.

Doch in Deutschland? Kennt Agit noch immer keiner. Weil er kurdische Wurzeln hat? Agit heißt und nicht Achim? Weil Boxen aus der Mode gekommen ist? Es sind Fragen, die an ihm zerren. Denn wer es im Profiboxen nach ganz oben schaffen will, braucht den Hype. Und dieses Dilemma, das ist die Geschichte des Agit Kabayel.

**Einer bricht aus**

„Boxer entstehen aus Armut“, sagt Agit. Es ist ein Julitag 2024, er sitzt am Rande eines Bolzplatzes in Bochum-Wattenscheid. Der Boden ist aus Asche, die Tore ohne Netze. Wie oft hat er hier gekickt, damals, als er noch davon träumte, Fußballprofi zu werden. Während er zum Platz schlenderte, haben ihm



**BEIM TRAINING TRÄGT AGIT** ein T-Shirt seines Sponsors Birtat, eines Dönerherstellers. Unterstützung bekommt der Profiboxer vor allem aus der migrantischen Community.

Männer zugewinkt und Mädchen mit großen Augen hinterhergesehen. Er ist einer, den man nicht übersieht; 1,91 Meter groß, Gucci-T-Shirt, Rolex, die Bartlinien akkurat frisiert.

„Kämpfer entstehen aus Armut“, sagt Agit. Durch den Frust, den man immer tiefer in sich hineinfresse, bis er irgendwann raum müsse. Er kenne keinen Boxer, der mit goldenem Löffel im Mund geboren wurde. Mit der Mutter Anwältin und dem Vater Diplomat. Solche Kinder haben das Boxen nicht nötig. Um den Schmerz des Rings zu ertragen, muss man für etwas Größeres kämpfen.

„Du gehst in den Ring und weißt: Einer wird verlieren“, sagt Agit. „Und du willst nicht der Verlierer sein. Weil du schon immer diese Angst hattest zu verlieren.“ Manchmal hängt er ein „weißt du?“ an, als wolle er sich vergewissern, dass das, was er sagt, wirklich ankommt. „Du willst nicht, dass die anderen auf dich zeigen und sagen: Guck mal, was der für Scheißklamotten anhat. Du willst raus aus diesem Leben. Auch mal auf der Gewinnerseite stehen.“

Agits Eltern sind in den 80er Jahren aus dem kurdischen Teil der Türkei nach Deutschland gekommen. Die drei Kinder werden in Deutschland geboren, sie haben deutsche Pässe. Als Agit etwa fünf Jahre alt ist, eröffnen seine Eltern einen Dö-

nerladen in Bochum-Wattenscheid. Anfangs lebt die Familie im Hinterzimmer des Imbisses, bis sie eine kleine Wohnung findet, in der sie sich zu fünft das Schlafzimmer teilt.

Während seine Eltern schufteten, streift Agit oft mit den Jungs durch die Hochhaussiedlungen von Wattenscheid, rauft sich vor dem Jugendclub. Er lernt früh, wie nah Erfolg und Absturz beieinanderliegen. Auf dem Bolzplatz kickt er mit Leroy Sané, der heute in der Nationalmannschaft ist. Agits Cousin, der Rapper KC Rebel, hat vier Nummer-eins-Alben veröffentlicht. Einige seiner Freunde werden später Arzt oder Lehrer. Andere landen im Gefängnis.

Wie alle Jungs aus der Nachbarschaft träumt Agit lange davon, Fußballprofi zu werden. Als kleines Kind hat er in einem Leistungszentrum in Leverkusen trainiert, später in Herne Verbandsliga gespielt und auf dem kleinen Bolzplatz.

Er ist 15 Jahre alt, als bei einem Training ein Mann am Spielfeldrand steht, der sich auskennt; der einen Blick für Fußballtalente hat. Ein naher Verwandter von ihm spielt in der Bundesliga.

Junge, lass es sein, sagt der Mann zu Agit. Du vergeudest deine Zeit.

Agit geht nach Hause und weint. Danach geht er nur noch ein-, zweimal zum Training. Das Fußballspiel ersetzt er durch Frustessen. Wird dick. Entschließt sich irgendwann, wieder abzunehmen – und fängt mit dem Boxen an. Das wird der erste Wendepunkt im Leben des Agit Kabayel.

### In der Warteschleife

Juli 2024, Düsseldorf. Als Agit in den Ring steigt, wirkt sein wuchtiger Körper plötzlich leicht. Er tänzelt auf der Stelle, lässt locker die Arme kreisen. Seine Führhand schnellert vor, dann die Schlaghand, links, rechts, links, rechts. Eine Gerade nach vorn, ein Schritt zurück, bis ganz an den Rand des Rings.

Diesmal kommt kein Gegenschlag, der ihm gefährlich werden könnte; kein Gegner nutzt die Lücke seiner Deckung. Agit kämpft für sich allein. Schattenboxen.

Fünf- bis sechsmal die Woche trainiert er aktuell, das ist das Pensum einer Off Season. Er geht joggen oder hebt Gewichte, schlägt auf Sandsäcke ein und übt sich im Schattenboxen. Manchmal bleibt er auf der Hantelbank sitzen, um durch Instagram zu scrollen.

Sein Gesicht hat etwas Jungenhaftes, wenn er nicht im Ring steht, mit den weichen Augen und dem leichten Grinsen. Er quatscht mit den anderen Jungs im Gym, ich würd dich voll gern mal wieder zum Essen einladen – komm, heute – ich ruf dich an, wenn ich durch bin. Agit hat keinen Druck. Er steckt nicht in der Wettkampfvorbereitung; dieser Phase im Leben eines Profiboxers, in der alles auf den nächsten Kampf ausgerichtet ist. Er weiß nicht einmal, wann er das nächste Mal im Ring stehen wird. Obwohl er zu den Besten der Welt zählt.

Beim Laufen, Springen, Werfen gibt es jährlich fest terminierte Wettkämpfe. Fußball, Handball und Basketball haben fixe Spielpläne; Amateurboxer sind in Vereinen organisiert. Im Profiboxen gibt es all das nicht.

Gleich vier bedeutende Boxverbände führen Weltranglisten und vergeben Weltmeistertitel. Organisiert und vermarktet werden die Kämpfe von Promotern, die aushandeln, wer wann gegen wen kämpft. Wer als Gegner attraktiv ist, hängt nicht bloß von seiner Leistung ab – sondern auch davon, welchen Hype er erzeugen kann. Der bestimmt, wie fett die „Kampfbörse“ ist, gefüllt mit dem Geld von Sponsoren, TV-Sendern und aus Ticketverkäufen. Und das meiste Geld bekommt am Ende nicht der Sieger. Sondern der, dem die Herzen gehören.

Der Schwergewichts-Weltmeister Tyson Fury, Spitzname Gypsy King, zog schon mal auf einem Thron in den Ring ein und sang mit dem Publikum „American Pie“. Bei seinem letzten Boxkampf soll er etwa 85 Millionen Dollar verdient haben. Sein Gegner Oleksandr Usyk, kein Showman, bekam wohl bloß 35 Millionen, obwohl er gegen Fury gewann. Boxen ist Business.

Und hier beginnt Agits Problem.

Boxer wie Henry Maske, Axel Schulz und die Klitschkos wurden in Deutschland einst wie Helden verehrt. Den WM-Kampf von Axel Schulz gegen Francois Botha sahen 1995 mehr als 18 Millionen Menschen. Schulz verlor. Aber man liebte ihn.

Lange her.

Agits Kämpfe werden nicht im Free TV übertragen. Er wird nicht ins Aktuelle Sportstudio eingeladen, wenn er wieder einen großen Kampf gewonnen hat. Er wirbt nicht für Shampoo oder Schokoriegel und hat keine großen Ausrüster wie Nike oder Adidas, die ihn dafür bezahlen, dass er in ihrem Dress in den Ring steigt.



**PROFIBOXEN IST SPEZIELL.** Das meiste Geld verdient nicht, wer gewinnt – sondern wer es schafft, die Massen mitzureißen. Agits Problem: In Deutschland interessieren sich die Massen gerade nicht fürs Boxen.

**SCHWER ZU TRAGEN:** Neun Gürtel hat Agit Kabayel in seiner Profikarriere gewonnen. Um sie aus seiner Wohnung ins Fitnessstudio zu transportieren, benötigte selbst ein Schwergewichtsboxer Hilfe.



**„Du willst nicht,  
dass die  
anderen auf  
dich zeigen und  
sagen: Guck  
mal, was der  
für Scheiß-  
klamotten an-  
hat. Du willst  
raus aus diesem  
Leben. Auch  
mal auf der  
Gewinnerseite  
stehen.“**

AGIT KABAYEL



In der Weltrangliste des Verbands WBC steht Agit auf dem zweiten Herausforderer-Rang, gleich hinter Tyson Fury. Aber wie soll ein deutscher Promoter die Summen stemmen, die es bräuchte, um einen Star wie Fury nach Deutschland zu holen?

Andreas von Thien war lange Sportchef bei RTL Deutschland, dem Sender, der Boxen in Deutschland einst groß machte. „Wäre Agit in den 90er Jahren aktiv gewesen, oder in der Hochphase des Boxens mit den Klitschkos, hätte er ganz anders im Fokus gestanden“, sagt er.

Damals, zur goldenen Zeit des Boxens in Deutschland, schalteten regelmäßig mehr als zehn Millionen Fernsehzuschauer zu Boxkämpfen ein. Doch nach dem Karriereende von Wladimir Klitschko 2017 erlosch das Interesse.

„Dem Land sind die Boxhelden ausgegangen“, sagt von Thien. Es wurde weniger berichtet, der Sport fiel in der Gunst der Zuschauer ab, auch wegen der Intransparenz durch die vielen Verbände. Fußball wurde noch größer, dazu kamen neue Trends wie American Football. „Boxen ist in Deutschland ins Hintertreffen geraten. Und es ist sicherlich schwer, allein die Welt aus den Angeln zu heben.“

Agit Kabayel habe das Herz eines Boxers, sagt von Thien. Der gebe nicht auf, der kämpfe, wie ein agiler Bulldozer sei er. Und dann, diplomatisch: „Boxen ist für uns immer noch attraktiv. Auch Agit ist ein sehr interessanter Mann. Klar beobachten wir den Markt, so wie wir es immer bei interessanten Sportrechten machen.“

### Vom Siegen und Scheitern

Agit ist 17 Jahre alt, als er zu seinen ersten Boxkämpfen antritt. Bei einem davon sitzt Sükrü Aksu im Publikum, sein heutiger Trainer. Der Dicke kann was werden, sagt Aksu, der selbst lange Amateurboxer war, zu seinen Begleitern. So erinnert er sich heute.

Wie, der Dicke?, fragen die anderen. Sie lachen. Vielleicht, weil sie jedem in diesem Turnier etwas zutrauen, nur dem pummeligen Jungen nicht.

Der hat Eier, sagt Aksu.

Er sieht etwas in Agit. Willen. Einen, der bereit ist, dahin zu gehen, wo es weh tut. Dahin, wo „für die anderen rote Ampel“ ist.

Bei jenem Kampf geht Agit als Sieger aus dem Ring. Genau wie all die nächsten Male, die er hineinsteigt. Er spürt, wie sich die Blicke der Leute verändern. Sie bewundern ihn jetzt. Er hat zwar immer noch kein Geld, aber er hat jetzt einen Namen.

Mit 18 Jahren entscheiden Agit und Sükrü Aksu, dass Agit es als Profiboxer versuchen will. Seinen Job als Gleisbauer wirft er hin. Stattdessen arbeitet er nachts, als Türsteher in Ruhrpott-Clubs. Das Geld ist knapp; von den drei-, vierstel-

**IN DER OFF-SEASON** trainiert Agit fünf- bis sechsmal die Woche, oft in seinem Düsseldorfer Gym.

ligen Summen, die er für seine frühen Kämpfe bekommt, kann er kaum leben.

Erst ab 2016 kommen die großen Kämpfe, da ist Agit 24 Jahre alt. Er wird Europameister, dreimal wird er den Titel in den kommenden Jahren verteidigen, 2017 gegen Derek Chisora, 2018 gegen Miljan Rocvanin, 2019 gegen Andriy Rudenko. Endlich verdient er hohe fünfstellige Beträge mit dem Boxen. Endlich kann er Geld zurücklegen.

Und dann geht dreimal hintereinander alles schief.

2019 unterschreibt Agit einen Vertrag mit dem berühmten amerikanischen Promoter Top Rank. Er soll in New York boxen, live übertragen vom US-Sportsender ESPN. Damit könnte er sich lösen vom deutschen Boxen, das gerade kaum jemanden interessiert. Doch Agit bekommt kein Visum für die USA. Weil er mit 15 nach einer Schlägerei vor einer Disco zu einer Jugendstrafe verurteilt wurde. Dabei steht die schon gar nicht mehr in seinem Führungszeugnis.

Top Rank bietet ihm einen neuen Kampf an, in Deutschland, wieder übertragen auf ESPN. Doch nach zehn Wochen Vorbereitung wird die Veranstaltung wegen Corona abgesagt.

Agit bekommt ein weiteres Angebot: Er soll in London gegen Tyson Fury boxen, schon damals einen der bekanntesten Boxer der Welt. Nur wenige Wochen vor dem Termin wird auch dieser Kampf wegen der Pandemie abgesagt.

Drei Schläge auf einmal. So nah dran, und wieder verloren. Agit geht k. o. Wochenlang verlässt er kaum die Wohnung. Nur manchmal wacht er nachts auf, zieht sich die Laufschuhe an und rennt los, ja, er sei gerannt wie ein Wahnsinniger, erinnert er sich. Glaubst du wirklich noch, dass du erfolgreich werden kannst?, habe er sich gefragt. Meinst du, du siehst irgendwann noch die Sonne?

Am 1. März 2023 laufen in Deutschland Test- und Maskenpflichten aus. Drei Tage später kämpft Agit in Bochum gegen Agron Smakici. Kassiert 19 Schläge gegen den Kopf – und gewinnt.

„Die zehn Sekunden haben sein Leben verändert“, sagt Sükrü Aksu. Jene Sekunden, in denen Agit angezählt in den Seilen hing, zu Hause, vor seinen Leuten. „Wenn er da k. o. gegangen wäre, dann wär’s vorbei gewesen. Dann hätte Agit nur noch kleine Kämpfe gekriegt, für ganz kleines Geld. Aber er ist zurückgekommen.“

Seit Agits Kampf gegen Smakici ist mehr als ein Jahr vergangen, es ist Juli 2024. Aksu sitzt in einer Halle mit dunklen Sofas und eleganter Beleuchtung in Düsseldorf. Seine Stimme ist leise und eindringlich, immer ein bisschen so, als würde er einen ins Vertrauen ziehen wollen. Er ist einen Kopf kleiner als Agit und trägt bei Trainings meist ein T-Shirt mit dessen Namen. Aber alle wissen, dass er es ist, der Agit großgemacht hat.

„Dieser Kampf hat ihn dahin gebracht, wo er heute ist“, sagt Aksu.

Heute boxt Agit Kabayel gegen die Weltklasse. Die elegante Düsseldorfer Halle ist der Geschäftsraum seines Handels mit Luxusuhren, außerdem führt er mit seinem besten Freund Matthias Shabo ein Autohaus. Das Kind aus dem Imbiss-Hinterzimmer ist jetzt Profisportler und Unternehmer.

Um Agit herum ist über die Jahre eine Gruppe aus engen Unterstützern gewachsen. Sükrü Aksu, Matthias Shabo, dazu sein Athletiktrainer, sein PR-Berater, eine Handvoll Freunde, die ihn zu Kämpfen begleiten, um ihm den Rücken freizuhalten. Agit weiß, was er vor dem Kampf essen wird (Hühnchen), welchen Bart er sich schneiden wird (eine Art Ziegenbart), welchen Boxhandschuh er zuerst anzieht (den rechten), es heißt ja nicht umsonst never change a running system. Doch nicht jeder Kampf in Agits Leben wird im Ring ausgetragen.

## Beschuldigt

Bochum, Februar 2017. Agit Kabayel wacht bei einem Freund in Mannheim auf und sieht, dass seine Mutter ihn angerufen hat, sicher zehnmal. Als er zurückruft, ist sie völlig aufgelöst. Was hast du gemacht?, ruft sie. Kurz darauf hat er einen Polizisten am Telefon.

Um sechs Uhr morgens hat das SEK die Wohnung der Familie Kabayel in Wattenscheid gestürmt – mit einem auf Agit ausgestellten Haftbefehl. Er soll an einem Brandanschlag auf ein türkisches Café in Essen beteiligt gewesen sein. Man wirft ihm versuchten Mord vor.

Agit versteht nicht, worum es geht. Er kriegt Panik: davor, dass sie ihn in Untersuchungshaft stecken; davor, wie lange es dauern könnte, bis er da wieder rauskommt. Deshalb, so erzählt er es heute, schließt er sein Handy weg und taucht ab.

„SEK stürmt Wohnung von Box-Europameister“, steht in der Bild-Zeitung. Andere Medien greifen den Fall auf. Binnen weniger Tage kündigen mehrere Sponsoren ihre Verträge. Der 9. Februar 2017, so sagt Agit heute, habe ihn einen fünfstelligen Betrag gekostet.

Später stellt sich heraus, dass die Polizei zwei SIM-Karten in der Nähe des Tatorts geortet hat, die auf Agits Namen laufen. Sie findet das verdächtig. Dabei gehören die Karten Agits Mutter und seiner Schwester. Sie arbeiten in der Nähe des Tatorts in der türkischen Bäckerei der Familie. Agit Kabayel war zum Tatzeitpunkt bei einem Fußballspiel des FC Bayern München.

Die Polizei hebt den Haftbefehl auf. Agits Anwalt veröffentlicht ein Statement. Die Bild-Zeitung aktualisiert ihre Berichterstattung. Aber die Sponsoren sind weg. Weil er, der kurdische Boxer, zu gut in das Raster des Kriminellen passte?

Agit spürt das häufiger: dass Menschen ihn anstarren, sein Auto mustern, seinen Namen hören und ihn in eine Schublade stecken. Er erinnert sich genau: an das Ehepaar, das ihn in seinem Mercedes S-Klasse als „scheiß Punkt Punkt Punkt“ beschimpft. Die Leute im Café, die in Hörweite eines Freundes über „diese Ausländer und ihre kriminellen Geschäfte“ lästern, als er mit dem Wagen vorfährt. Du musst dein Auto wechseln, sagt der Freund ihm später. Fahr lieber Audi. Heute fährt Agit in einem schwarzen Q8 durch Wattenscheid.

Manchmal witzeln Agits Freunde, dass sein Leben einfacher wäre, wenn er als Achim Kabeljau kämpfen würde. Dabei ist Agit ein hervorragender Name für einen Boxer. Er bedeutet auf Deutsch „Krieger“.

Aber Boxer sind Marken. Und die Markennamen wurden in Deutschland lange sorgfältig germanisiert. Der deutsche Boxweltmeister Felix Sturm heißt in Wahrheit Adnan Catić. Der Schwergewichtsboxer Mahmoud Charr nannte sich lange Manuel Charr. Wer die Herzen der Deutschen gewinnen wollte, versuchte in der Vergangenheit oft, deutsch zu klingen.

„Antonio Rüdiger hat ja auch das gespürt, was ich gespürt habe, mit dem Rassismus“, sagt Agit in seinem Düsseldorfer Gym. Der deutsche Fußballnationalspieler mit afrikanischen Wurzeln ist bekennender Muslim.

„Der Junge spielt für Chelsea, Real Madrid – keine Probleme mit Politik“, fährt Agit fort. „Dann spielt er Nationalmannschaft, und es heißt, er mache den IS-Gruß.“ Die Sätze sprudeln aus ihm heraus. Wenn er über Rassismus spricht, über Anerkennung, werden seine Worte schneller und härter. „Da will ich meinen Kopf gegen die Wand hauen!“

Agit hat Sponsoren. Einer heißt Birtat und stellt Dönerfleisch her. Er hat Unterstützer im deutschen Profisport: Einer heißt Deniz Undav und hat kurdisch-jesidische Wurzeln. Doch er hätte gern auch die Unterstützung eines Thomas Müller. Die Unterstützung der Massen.

Als Agit Ende 2023 im saudi-arabischen Riad spektakulär den Russen Arslanbek Makhmudov besiegt, kommt zum Pressegespräch in Bochum ein einziger Journalist mit seinem Fotografen.

Sein Anwalt fragt daraufhin schriftlich bei der Stadt Bochum an, ob sie ihm nicht zum Sieg über Makhmudov gratulieren wolle. In der Antwortmail des Büros für Bürgerbeteiligung heißt es, aufgrund der sportlichen Vielfalt sei es „leider nicht möglich, einzelne Leistungen zu verfolgen“. Man verweist auf die Errungenschaften der Tanzformation des TTC Rot-Weiss-Silber und des Dahlhausener Billard Clubs.

Als Agit im Sommer eine ZDF-Übertragung des olympischen Boxturniers schaut, zu Hause auf seinem iPad, sprechen die Kommentatoren über große Boxer. Über die Klitschkos, über Anthony Joshua und Tyson Fury und Oleksandr Usyk. Seinen eigenen Namen hört Agit Kabayel nicht.

## Weit weg

Da Agit Kabayel in Deutschland nicht die Anerkennung bekommt, nach der er sich sehnt, hat er sich in eine andere Richtung gewendet. Dorthin, wo das Geld fürs Boxen aus tiefen staatlichen Taschen quillt und sich die Stars der Boxszene tummeln: Saudi-Arabien.

Die Monarchie hat in den vergangenen Jahren massiv ins Boxen investiert, sie veranstaltet derzeit die wichtigsten Kämpfe. Auch Agit hat hier seine beiden größten Siege errungen, gegen Arslanbek Makhmudov, den die Medien K.-o.-Monster nannten, und Frank Sanchez, der zuvor vielversprechender Anwärter auf einen WM-Kampf war.

„Wir sind immer im Austausch“, sagt Agit über die Saudis, während seine Füße im Fitnessstudio auf das Laufband tappen. Vielleicht bekommt er Ende des Jahres einen Kampf, wer weiß. Dann könnte er wieder das Training hochfahren. Mehr Gewicht auf die Hanteln geben. Im Ring wieder gegen Menschen statt gegen Schatten boxen.

„Die Saudis mögen Agit“, sagt Agits Trainer Sükrü Aksu. „Die wollen einfach eine fette Show sehen.“

Es gibt Indizien, die zeigen, dass der Name Agit Kabayel im Ausland einen anderen Klang hat. Am 17. Mai, dem Tag vor seinem Kampf gegen Frank Sanchez in Riad, bekommt er eine Direktnachricht auf Instagram.

„Good luck tomorrow“ steht darin, zusammen mit einem Emoji mit gefalteten Händen.

Absender ist Cristiano Ronaldo. Der Fußballstar ist der einzige Mensch auf der Welt, der auf Social Media mehr als eine Milliarde Follower erreicht. Vielleicht ist er damit der Mann, der am ehesten verkörpert, was Agit Kabayel will: dass man ihm zusieht, bei seinen Erfolgen.

Agit antwortet mit drei Herzen.

„Thank you brother.“



Wie porträtiert man einen Boxer, der gerade nicht boxt? **ELIANA BERGER** und **EYAD ABOU KASEM** fanden es heraus. Statt am Ringrand verbrachten sie ihre Zeit auf schweißnassem Gym-Boden, Spielplätzen in Wattenscheid und gleich mehrfach: an Ententeichen.



**Manchmal  
witzeln Agits  
Freunde,  
dass sein  
Leben einfacher  
wäre, wenn  
er als Achim  
Kabeljau  
kämpfen würde.  
Dabei ist Agit  
ein hervor-  
ragender Name  
für einen Boxer.  
Er bedeutet  
auf Deutsch  
„Krieger“.**

**FRÜHER FUHR  
AGIT MERCEDES.**  
Weil er in seinem  
Wagen immer wieder  
als „krimineller Aus-  
länder“ beschimpft  
wurde, schaffte  
er sich stattdessen  
einen Audi Q8 an.

**AGIT KÄMPFT FÜR SICH ALLEIN**

# IMPRESSUM

#19.2024



## **HERAUSGEBER:**

Dr. Ulrich Bausch

## **CHEFREDAKTION:** Ariel Hauptmeier

**REDAKTION:** Heike Faller, Philipp Maußhardt, Lisa McMinn, Gabriele Riedle, Johanna Romberg

**ART DIREKTION:** Alexandra von Béry

**BILDREDAKTION:** Michael Trippel

**DOKUMENTATION:** Günther Garde

**LEKTORAT:** Andreas Feßer

**ORGANISATION:** Stefan Junger

**ILLUSTRATION:** Anna Kiosse (Cover), Paulina Albert (S. 5,7), Alexandra von Béry (S. 112)

Ermöglicht wurde dieses Magazin durch eine Spende der Dieter Schwarz Stiftung, Heilbronn, und eine Zuwendung des Kultusministeriums Baden-Württemberg. Wir danken!

## **AUTOR\*INNEN:**

Paulina Albert

*paulinamariealbert@gmail.com*

Miriam Amro

*miriam.amro@gmail.com*

Philip Barnstorf

*phil.barnstorf@gmail.com*

Eliana Berger

*elianabergerviolar@gmail.com*

Lea Ernst

*leaernst@hotmail.com*

Erik Hlacer

*erik.hlacer@gmx.de*

Teseo La Marca

*teseoLM@gmail.com*

Luise Land

*luise.land@posteo.de*

Vanessa Leitschuh

*vanessa.leitschuh@web.de*

Jakob Milzner

*jakob.milzner@posteo.de*

Lara Voelter

*laravoelter@gmail.com*

Paul Weinheimer

*mail@paulweinheimer.de*

Luisa Wick

*luisawick@proton.me*

## **FOTOGRAF\*INNEN:**

Bastian Betz

*betzbastian@t-online.de*

Andreas Blauth

*andreas.blauth@stud.hs-hannover.de*

Sophie Boyer

*sophie.boyer@stud.hs-hannover.de*

Tetyana Chernyavska

*tetyana.chernyavska@gmail.com*

Jonas Dengler

*hello@jonasdengler.de*

Lisa Maria Gruber

*info@liemarie.com*

Fabian Niebauer

*mail@fabianiebauer.com*

Friedrich Jan Richter

*friedrichjanrichter@gmail.com*

Raik Schache

*raik.schache@gmx.de*

Jannis Schubert

*jannis.schubert@hotmail.de*

Carlotta Steinkamp

*carlotta.steinkamp@web.de*

## **BILDNACHWEIS:**

Torben Becker (S.3)

## **DIE REPORTAGESCHULE**

Ein Projekt der Volkshochschule

Reutlingen

Spendhausstraße 6

72764 Reutlingen

T 07121 336-182

*info@reportageschule.de*

*www.reportageschule.de*

## **KURATORIUM:**

Wolfgang Behnken, Uta-Micaela Dürig

(Vorsitzende), Dr. Hans Hammann,

Dr. Cornelia Jäger, Oberbürgermeister

Thomas Keck, Dr. Claus Kleber,

Dr. Philipp Marquardt, Annette Milz,

Reinhardt Meister, Michael Obert,

Edzard Reuter, Dr. Carl-Heiner Schmid,

Cordt Schnibben, Alexander

Smoltczyk, Marcel Wagner

## **DRUCK:**

Gutenberg Beuys

Feindruckerei GmbH

Hans-Böckler-Straße 52

30851 Langenhagen

## **PAPIER:**

Cover: 240 g/m<sup>2</sup> Invercote G

mit Feinleinenprägung

Innen: 90 g/m<sup>2</sup> Bavaria matt

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Aufnahme in Online-Dienste und Internet sowie Vervielfältigung auf elektronischen Datenträgern bedürfen der vorherigen schriftlichen Zustimmung des Herausgebers.



### **REPORTER GESUCHT (M/W/D)**

Stories schreiben, die nachhalten.  
Etwas bewegen. Von den Besten der  
Branche lernen. Sich ein Jahr ohne  
Kompromisse dem Schreiben widmen.  
Idealismus und Abenteuer. Du hast  
erste Erfahrungen im Journalismus  
gesammelt, jetzt willst du vorankommen,  
als Mensch, als Autor:in.

Bist du bereit für die Reportageschule  
in Reutlingen? Dann bewirb dich:  
[www.reportageschule.de](http://www.reportageschule.de)